

Aus Schwaben

Eduard Paulus, Robert Stieler


Ex Libris.
No. 474

Aus Schwaben.

Aus Schwaben.

Schilderungen

in Wort und Bild

von

Eduard Paulus und **Robert Stieler.**

Die Illustrationen in Holzschnitt ausgeführt von Ad. Cloß.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1887.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.


Aus Schwaben
Schilderungen
in Wort u. Bild.

Inhalt.

Seite

Land und Leute 3
Altertümer 13
Kunst 79
Schwarzwald 123
Schwäbische Alb 155
Oberschwaben 191
Neckarland 217

Wie bist du reich, o Schwabenland,
Mit deinen Bergen, deinen Thalen,
Mit deiner Städte stolzen Malen,
Den Burgen hoch am Felsenrand.

Wie grünt und blüht dein Neckarstrand,
Um den die Rebenberge strahlen,
Wie sammeln in kristallnen Schalen
Die Quellen sich im Schwarzwaldsand.

Land und Leute.



Schwarzwalddorf im Winter.

Im Südwesten unseres großen deutschen Vaterlandes, im Süden berührt vom Rhein und durchströmt von der Donau, diesen beiden wichtigsten Strömen Europas, liegt das jetzige Königreich Württemberg, ein Land von nur 354,3 Quadratmeilen oder 19 504 Quadratkilometern und gegen zwei Millionen Einwohnern. Kein großes Land, aber zu den ersten in Deutschland zu rechnen in Mannigfaltigkeit seiner Natur, Größe seiner Geschichte, Reichtum seiner Kunst, Tiefe seines geistigen Lebens. Es ist der Kern des alten Herzogtums Schwaben, das in den Zeiten vor und während der Hohenstaufen von den Vogesen

bis zum Lech und bis tief in die Schweiz reichte; jetzt begrenzen den Blick von hohen Bergen herab eben die alten Grenzen des Herzogtums, im Süden die Alpen, im Westen die Vogesen. Der gegen Abend aufsteigende Schwarzwald liegt zur Hälfte, die Alb mitten im Lande, in das von Norden her noch die Höhen des Odenwalds hereinschauen. An der Südgrenze fließt der Rhein, hier meerähnlich erweitert zum Bodensee. Aus Schwarzwaldquellen zusammenrinnend, bricht die Donau von Westen nach Osten schief durch die schwäbische Alb. Die ganze Nordhälfte des Landes sendet ihre vielverzweigten Wasserstränge in das Bette des Neckars, der so recht der mittel- und niederschwäbische Fluß ist, wie die Donau der oberschwäbische.

Drei Gebirge tragen ihr Bild in dasjenige des Landes: im Südosten der Anstieg der Allgäuer Alpen, im Westen die Osthälfte des Schwarzwaldes, und mitten durch geht die schwäbische Alb. Aber die Lücken dazwischen sind allerwärts ausgefüllt von vielartigem und vielfältigem Hügelland. So ist Württemberg ein Bergland im eigentlichsten Sinn und zwar ein Bergstufenland nördlich von dem Rückgratsgebirge Europas, von den Alpen.

Die Vielgliederung der Bodengestalt ist bedingt durch ebensoviele verschiedene Gebirgsarten. Vom Urgestein fast durch alle Stufen herab, bis zu den neuesten Gebilden, denen durch Gletscher herbeigeführten, sind sie vertreten. Urgestein, Granit, Gneus, Porphyr im

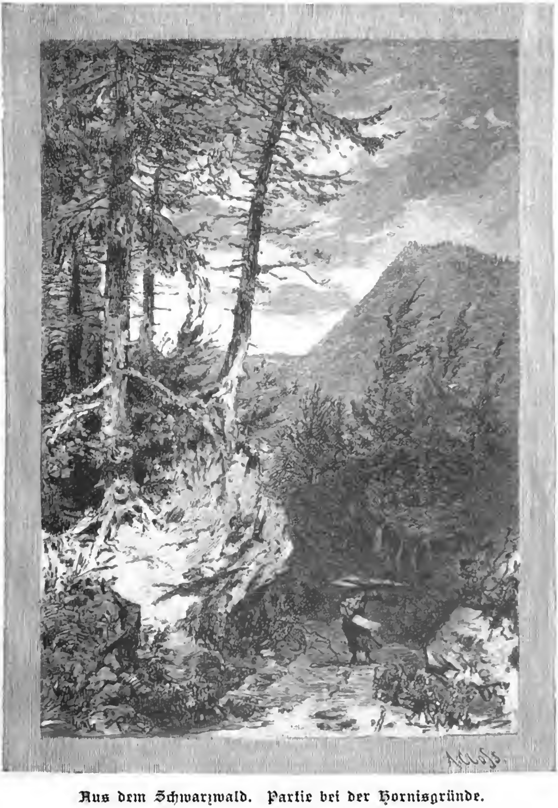
Schwarzwald, daran gelehnt das dem Übergangsgebirge angehörige Totliegende, und das unterste Glied der sogenannten Trias, der Buntsandstein, dann Muschelkalk und Keuper im Neckarland, das neuere Kalkgebirge der schwäbischen Alb, schwarzer, brauner und weißer Jura, endlich in Oberschwaben noch jüngere Seewasserbildungen, vielfach überlagert von dem vom Rheinthalgletscher hergeschobenen und geschütteten Hügelwerk. Dementsprechend sind die Landschaften von einander grundverschieden; dazu an den Grenzen fast überall das Auftauchen großer Gebirge. Vier Hauptgruppen lassen sich im Lande unterscheiden.

Das Waldland des Schwarzwaldes, das Acker- und Heideland der schwäbischen Alb, das Wein-, Wald-, Obst- und Getreideland des Neckargebietes, das Acker-, Wald-, Moor- und Weideland Oberschwabens.

Verlockend für den Menschen zur ersten Ansiedelung war besonders die Alb, die höchst wahrscheinlich damals noch nicht so wasserarm gewesen ist, mit ihrer gesunden Luft, den weiten Acker- und Weideflächen, den vielen Höhlen und unzugänglichen Felsenzinnen; dann das Neckarland mit seinen frischen, klaren Bächen, warmen Hügeln, tiefgründigen Ackerfeldebenen; das südliche Oberschwaben mit seinen grünen Triften, dem außerordentlichen Quellenreichtum, den vielen Seen und Mooren, hinter denen man sich bergen konnte, und dem großartigen Bodensee. Als er noch im Urwalde lag, welch einen Eindruck muß auf die ersten An-

kömmlinge sein riesiger Spiegel gemacht haben! Sei es, wenn er ruhig lag, abschimmernd die Lichter des Himmels, oder daß der Sturm seine Wellen berghoch an die wildverwachsenen Ufer donnernd warf.

Ja, Württemberg ist ein **Bergland** im vollkommensten Sinne, es hat wenig von eigentlichen Gebirgen, Schwarzwald und Allgäuer Alpen werden erst recht zu Gebirgen an seinen Grenzen, noch hat es größere Ebenen oder breite Stromthäler. Ebenen von einer Stunde Länge und Breite sind schon eine Seltenheit. Alles übrige ist Berg- und Hügel-, Thal-, Schluchten- und Buchtenland oder Hochflächen, tief durchfurcht von vielgeschlängelten Thalrinnen, — und genau entsprechend ihren Gesteinsarten, ist die Gestalt dieser Gebiete. Der Schwarzwald (meist Buntsandstein) mit langen Rücken, die Keuperberge in ewiger Kuppierung und Durchschluchtung, die Hochflächen zu beiden Seiten des Neckars (Muschelkalk und schwarzer Jura) und die fränkischen (Muschelkalk) mit zahlreichen Thaleinrissen — im Oberland Tertiär-Schroffen und Inseln und das endlose Gehügel des Gletscherschuttes, im Südosten davon die viel und schmal zergipfelten tobelwilden Allgäuer Voralpen — und quer dazwischen durch nun das Hochland der Alb, ein breiter gewaltiger Wall, nach Norden zu felsenschroff, nach Süden zu matter, vielfach und tief hinein von Thälern felsig zerrissen und mehrfach von Querthälern gänzlich durchsetzt, oben ein fortwährendes Gewell von flachen Kuppen, Trockenthälern, seichten



Aus dem Schwarzwald. Partie bei der Hornisgründe.

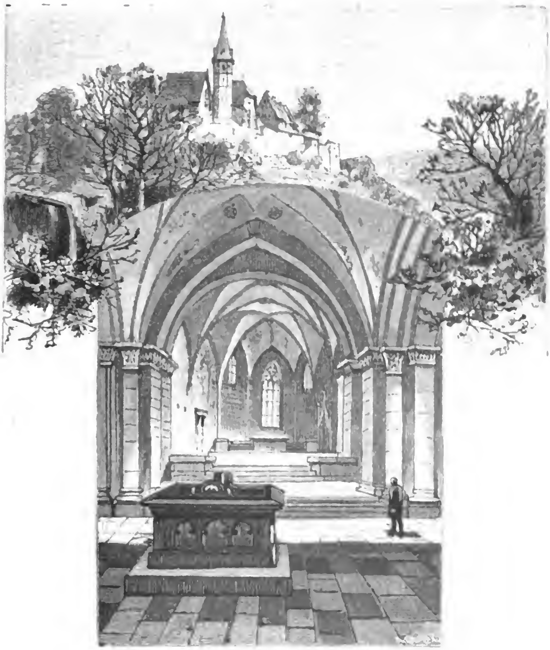
Mulden und Trichtern, sogenannten Erdfällen. Nehmen wir dazu noch im Südwesten der Alb die starren vulkanischen Einzelberge des Hegau und im Nordosten der Alb das seeartig eingebrochene Riesbecken mit wunderlich geformten Hügeln, zum Teil aus Granit, so haben wir das Bergbild unseres Landes, auf so engem Raum gewiß eines der reichsten.

Welchen Stammes die Ureinwohner des Landes gewesen, wissen wir nicht; die erste geschichtliche Dämmerung zeigt das Land von Kelten besetzt. Noch mancher Fluß-, Berg- und Ortsname hat keltischen Klang, wie zu lesen ist in Adolf Bacmeisters geistreich trefflichem Buch: Alemannische Wanderungen, Stuttgart 1867. So weisen auf keltischen Ursprung die Namen von Ortschaften, die zusammengesetzt sind mit briga, dunum, durum, magus, acum u. s. w. Brigobanne, zu deutsch Berghorn oder Hornberg (wahrscheinlich Rottweil), Sumalocennä (Rottenburg), Lorch (alt Lauriacum), die Flußnamen Danuvius, Rhenus, Nicer, die Bergnamen Abnoba (Schwarzwald), wohl auch Opis (Ipf) u. s. w. Später, man weiß nicht wie viel Jahre vor unserer Zeitrechnung, kommen von Nordosten her die deutschen Sueven, auch Markomannen genannt, die Kelten verdrängend und unterjochend und nehmen das Land in Besitz. Ihr Heerkönig Ariovist begegnet sich im Jahr 58 vor Christi Geburt im oberen Elsaß mit dem großen Römer Julius Cäsar und wird von ihm über den Rhein zurückgeschlagen. Vom Jahr 15 vor Christi Geburt an

Eindringen der Römer von Süden und Westen her, Zurückweichen der Sueven (Markomannen) nach Böhmen, von wo sie am Ende der Völkerwanderung Bayern und einen Teil von Österreich besetzen. Im Gefolge der Römer ziehen sich gallische und andere Einwanderer in das fast menschenleere Land. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts drängen dann wieder von Nordosten her, wohl Stammesgenossen der alten Sueven, die Alemannen unwiderstehlich vor, erobern das Land, teilen die Äcker auf, der Ursprung unserer heutigen Markungen, und breiten sich weiter und weiter über Iller und Bodensee bis gegen das Tirol hin aus. Die sogenannte Schlacht bei Zülpich (im Jahr 496) bringt den nördlichen Teil des jetzigen Württemberg, die fruchtbaren Hochebenen des hohenlohischen Landes, unter die Chatten-Franken.

Also allemannisch-suevisches, schwäbisches Wesen, das schon vor den Römern geherrscht, herrscht nun bei uns seit 1600 Jahren wieder, wenn auch ein wenig vermischt mit keltischem, römischem, slavischem, romanischem Blute, aber die deutsche Art schlug hindurch, hat urältestes und neueres fremdes Volkstum ganz in sich aufgesaugt und verschmolzen.

Vom Eindringen der Alemannen bis zu den Tagen der Hohenstaufen hat das Land Schwaben, weit über das jetzige Königreich hinausreichend, eine eigene große Geschichte, welche sich im glanzvollen Hohenstaufenkaisertum gipfelt. Aber nach dem blutigen Untergang des hohen, seiner Zeit zu weit vorausgeeilten Herrscherge-



Kloster Lorch. Grablege der Hohenstaufen.

schlechtes zerknicken und zerreißen alle Stränge der Macht — in zahllose kleine, kleinere und kleinste Herrschaften löst sich der alte Bestand, aus dem nur einige

Reichsstädte, wie Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Heilbronn, als Burgen des Reiches aufragen und aus welchem Altwürttemberg, mit zäher Ausdauer und rühriger Sparsamkeit Landschaft um Landschaft heranziehend, den letzten halbzerbröckelten Kern des stolzen Alemannenlandes rettet. Aber der große Zug, die große Zeit ist dahin.

In der Reformationszeit steht Altwürttemberg, im Bunde mit den Reichsstädten, vornen im Kampf und wirkt weithin, aber der dreißigjährige Krieg, vor allem die Zertrümmerung der Pfalz durch die Jesuiten, drückte schwer auf unser kleines protestantisches Land — bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die zerstreuten Glieder um das Königreich sich sammeln und es in unseren Tagen, als kräftiges Glied des wieder unter einem Kaiser geeinigten Deutschlands, stark und frei sich entfalten kann, wie in den besten und schönsten Tagen des alten Reiches deutscher Nation.

Und so furchtbare Schicksale schon gekommen sind über dieses Volk, kernig, knorrig, kraft- und hoffnungsvoll ist es geblieben, hat zu allen Zeiten die staunenswürdigen Fähigkeiten, die ihm ins Herz gelegt sind, hoch entwickelt — immer zuvorderst in Denk- und Dichtkunst, formschön, scharfsinnig, träumerisch-tief, aber auch zuvorderst in Krieg und Sieg, im Gewühle der Schlacht.

Altertümer.

Vorgeschichtliche Zeit.

Ältere Steinzeit.

Die Uranfänge menschlichen Lebens und Wesens findet man bei uns, wie in anderen Ländern, in Höhlen, Felsgrotten, an Quellen, im Moorgrund. Es sind Spuren von Stein- und Beingeräten, weisend in die Zeit, in welcher jetzt ausgestorbene, sogenannte vorweltliche Tiere das Land bevölkerten, und zwar ist Württemberg das erste Land Deutschlands, wo die Thatsache vom Zusammenleben des Menschen mit dem sibirischen Elefanten, dem wollhaarigen Nashorn, dem Höhlenbären und Riesenhirsch bestimmt nachgewiesen wurde.

Drei von Professor Oskar Fraas geleitete und beschriebene Funde sind hier genauer zu betrachten, die in den Albhöhlen Hohlefels und Ofnet, und der an der Schussenquelle. Im Hohlefels bei Schelklingen fanden sich in den Jahren 1870 und 71 Feuersteinklingen, die zu den schönsten in Schwaben gefundenen gehören.

Der Feuerstein ist gut schwäbisch, dem weißen Jura der Alb, möglicherweise in nächster Nähe, entnommen. Dann fanden sich zahlreiche Scherben von irdenen, meist flachen Gefäßen, merkwürdig roh, halbfingersdick, stark mit Quarzsand vermengt, und Werkzeuge, wie Nadeln und Pfriemen etc. aus Renntierhorn. Von Tieren Höhlenbär, Ren, Pferd, mit dem an der Schussenquelle gefundenen übereinstimmend, zwei Ochsenarten, Nashorn, Elefant, Löwe, Luchs, Wildkater, Wolf, Fuchs, Hase, Schwein, Singschwan, Graugans, Wildenten und Fischreiher.

Die Ofnet bei Utzmemmingen im Ries, mehr eine Grotte, als eine Höhle, wurde 1876 untersucht. Menschen- und Tierreste lagen hier bei einander im Lehm, und zwar, ungestört durch spätere Wühlarbeiten, zwischen Aschenschichten und Kohlenmulm. Man fand drei in alter Zeit zerschmetterte Schädel, ferner 270 Feuersteinmesser, auch Lanzenspitzen, darunter 150 sehr wohl erhaltene abgespaltene Stücke bis zu 12 cm lang (der Feuerstein entstammt der Nähe, d. h. in einem Umkreis von einigen Stunden Entfernung), dann Nadeln aus Renntierhorn, eine große Menge Scherben, von weitbauchigen Schüsseln und Töpfen stammend, der Thon mit Quarzkörnern gemengt, außen rot, inwendig schwarz, und ein Stück Rötel. Von Tieren Mammut, Nashorn, beide zahlreich vertreten, Schweine, Hyäne, sehr zahlreich, Höhlenbär, Wolf, Pferd, in sehr großer Anzahl, Esel, 2 Ochsenarten, Riesenhirsch und Ren. Auch fand

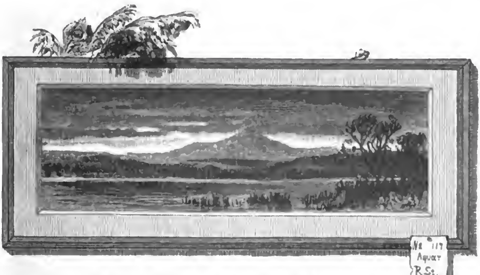
man Schneidezähne des Pferdes, die durchbohrt waren, um als Anhänger zu dienen.

Bei Tieferlegung der Schussenquelle im Jahr 1866 stieß man unter Kies, Tuff und Torf auf eine 4—5 Fuß mächtige Schichte, die aus zahlreichen Knochen und Knochenresten, Geweihstücken, Beinwerkzeugen, Feuersteinmessern und anderen Spuren menschlichen Daseins bestand, eingebettet in wohlerhaltenes Moos, das, mit Wasser getränkt, sicherlich seit der Zeit seines Wachstums nie trockengelegt war und mit seiner Wasserfülle zur Erhaltung der organischen Reste beitrug; und zwar zeigt dieses Moos nordische oder hochalpine Formen. In der untersten, dunkelsten etwa handhohen Lage über dem unterlagernden Kies stieß man nun in größter Menge auf scharfgeschlagene Feuersteine, in Gestalt von Messern und Lanzenspitzen, und abgängige Werkzeuge von Bein, wie Nadeln und Pfriemen. Dazu kamen in erstaunlichster Anzahl Rentiergeweihe, die zu den gefundenen Knochen, noch viel mehr zu den Zahngebissen derselben Tierart in eigentümlichem Mißverhältnis stand. Man wird wohl kaum irgendwo in Museen oder sonst an einem Ort unserer gemäßigten Zone eine solche Menge von Rengeweihen bei einander sehen, als sie hier hervorgezogen wurde. Dann fanden sich geringe Reste eines kleinen Ochsen vor, Skeletteile von mehreren Pferden, dann aber Reste vom Fiälfraß und nordischen Bären, des Wolfes, des Gold- und des Eisfuchses, des Hasen, des Singschwans und mehrer Moorenten. Die

zugerichteten Feuersteine (600 und mehr) waren von größeren Stücken (Knollen) abgesplittert, die als unbrauchbare Reste zahlreich herumlagen, und in gar verschiedenen Größen und Formen geschlagen; zwei Hauptformen fanden sich, lanzettförmige und sägeblattförmige, erstere mögen als Waffen, letztere als Werkzeuge gedient haben. Ferner Kohlen- und Aschenreste, aber keine Scherben, dagegen eine Anzahl Werkzeuge aus Bein und eine noch größere Anzahl von Geweihabfällen, aus denen sie herausgesägt worden.

Die jüngere Steinzeit fällt in eine Zeit, in welcher Tiere, wie sie heute noch in Schwaben leben, d. i. Hirsch, Rind, Pferd, Schwein, oder welche in geschichtlicher Zeit noch bei uns gelebt haben, wie Elen, Biber, Steinbock, Bär, ihre Knochen zur Bearbeitung hergaben. Neben dem Feuerstein, dessen Bearbeitung zu Pfeilspitzen und Lanzenspitzen fortdauert, benützte man die zähen, niemals absplitternden Gesteine aus der Sippe der Hornblenden, die als geschliffene Steinbeile, anfänglich einfache Steinkeile, später durchbohrt zum Einstecken des Stiels, oft zu vielen Tausenden in den Mooren und Seen Oberschwabens, dann spärlicher in der Ackerkrume des Unterlandes und auf den Berghöhen der Alb gefunden werden. Die meisten lieferte das Ufer des Bodensees und im besonderen für unser Land das Steinhauser Ried bei Schussenried, das südöstliche Ende des früher viel größeren Federsees, mit den dort im Frühjahr 1875 entdeckten Pfahlbauten. Die

einzelnen Wohnhäuser lagen mit ihren Böden, die aus kreuzweis gelegten Eichenhölzern bestanden, auf dem Moorgrund, waren rechtwinklig gebaut, 7,5 m lang 4,5 m breit, zweikammerig, umrahmt von einem mittelst Thon wasserdicht hergestellten Zaun mächtiger, eichener, zweispältiger Palissadenhölzer, so daß also weder von unten, noch von der Seite irgendwie Wasser in das



Blick nach dem Bussen und Federsee.

Wohnhaus eindrang, die Pfahlbautenbewohner vielmehr stets vollkommen trockenen Fußes auf ihrer Ansiedlung umherwandeln konnten. Die Wohnhäuser waren unter sich durch einen gemeinsamen Holzboden verbunden. Die Verbindung mit dem Festland geschah durch Prügelwege, die auf dem Torf lagen.

Unsere Pfahlbautenbewohner waren eifrige Jäger, die, sei es nun in Schlingen oder Fallgruben, mit Schleudersteinen oder mit ihren, jedenfalls kostbaren,

weil prächtig gearbeiteten, Feuerstein-Pfeilspitzen vor allem den damals massenhaft vorhandenen Edelhirsch zu erlegen verstanden; er war ihnen durchaus unentbehrlich: aus seinem Geweih und seinen Knochen fertigten sie ihre meisten Waffen, Werkzeuge und sonstige für den häuslichen und landwirtschaftlichen Bedarf notwendige und nützliche Gerätschaften; sein Fleisch und das Mark der Knochen diente zur Nahrung, seine Haut wohl zur Bekleidung.

Neben dem Edelhirsch jagten sie das Wildschwein, das Reh, den Ur, Bär, Wolf, Luchs, Fuchs und Biber. Von Haustieren besaßen sie: den Hund, das Torfschwein, zwei Arten vom Rind, das Pferd, das Schaf und die Ziege.

Aber auch mit Landwirtschaft und Viehzucht beschäftigten sich die Pfahlbautenbewohner; den selbstgebauten Weizen zerrieben sie mittelst Kornquetscher auf den Mahlsteinen und buken Brot aus dem Mehle; aus dem Lein drehten sie Schnüre und Stricke.

Sämtliche Waffen und Werkzeuge bestehen aus Feuerstein, Stein oder Horn, Knochen, Holz.

Die Feuersteinwerkzeuge zeigen größtenteils eine hohe Kunstfertigkeit. Die hauptsächlichsten Formen sind: Messer, Sägen, Bohrer, Pfeilspitzen und Schaber. Die Steinbeile, Meißel und Keile werden verhältnismäßig selten gefunden, sind aber schön gearbeitet, fein poliert und meist gut erhalten, teilweise noch im ursprünglichen Hirschhornheft steckend. Sie bestehen, wie auch die



Hünengräber an der obern Donau.

Schlägel, Schleif- und Glättsteine in der Regel aus Granit, Gneis, Serpentin, auch Jadeït. Am zahlreichsten sind die Hirschhornhämmer, z. T. noch mit eschenem Stiel versehen; ferner: Schaufeln, Spieße, meißel- pfriemen- nadelförmige, messer-schaber-rührlöffelartige Werkzeuge aus Bein, dem Gewerf des Wildschweins und aus Reiherknochen. Die Holzsachen bestehen vorherrschend aus Eschen- und Ulmenholz und sind durchweg sehr sauber gearbeitet: Stiele für verschiedene Waffen und Geräte, halbrunde Schöpflöffel, Koch- und Eßlöffel, Hefte als Fassung für Steinbeile, Schüsseln, Pritschen, Nadeln. Die Thongefässe sind von gar verschiedenen Formen, oft hübsch verziert und von angenehmen Umrissen. — Eine schöne Sammlung dieser Gegenstände befindet sich heute noch beim Entdecker der beschriebenen Pfahlbauten, bei Oberförster Frank in Schussenried.

An die Funde aus der älteren und jüngeren Steinzeit, denen die Metalle fehlen, reihen sich mehr oder weniger vergangene urtümliche Denkmale verschwundener Völker: die in Wäldern und Heiden liegenden Ringwälle, Opferstätten und Grabhügel; letztere oft zu vielen beisammen, aber auch Einzelhügel steigen auf, kleinen Bergen gleich. Neben Geräten und Waffen aus Stein und Bein erscheinen in den meisten dieser Burgen und Gräber solche aus Erz, Eisen und Gold. Man schreibt diese Werke gewöhnlich den Kelten und den nachrückenden Germanen (Sueven) zu, aber manche der be-

festigten Anlagen werden in die „steinernen Zeiten“ zurückreichen.

Die Ringwälle. Weit über hundert solcher Verschanzungen bedecken die dazu geeigneten Häupter unserer Gebirge, viele davon machen den Wanderer staunen durch ihre Größe und Stärke. Die allermeisten gehen zurück vor die Römerzeit, aber auch noch später, ja bis in die Tage der Schweden- und der Franzoseneinfälle gaben sie zuweilen noch den gescheuchten Landbewohnern samt ihren Herden und sonstigen Habe eine Zuflucht. Immer sind diese Ringwälle angelegt auf durch Schluchten und Sümpfe schwer zugängliche, steile, kaum ersteigliche Berghäupter oder Bergzungen.

Ihre Wälle steigen oft bis zur Häuserhöhe auf, dazu sind die Berge selbst noch abgeschrofft oder mit Geröll bis zur Unersteiglichkeit überworfen. Die meisten Ringwälle sind auf der schwäbischen Alb, deren auch noch von Höhlen durchbohrten Felsenmassen sich trefflich eigneten zu solchen Anlagen und deren breite Hochfläche weites Acker- und Weideland gab, während am Fuß des Gebirges von Quellen ganz durchzogenes Thal- und Hügelland üppig grünend sich ausdehnt.

Reich ist auch das sumpf- und riedreiche Oberschwaben und das fränkische Land, mit seinen vielgeschlängelten durch die Muschelkalkfelsen sich zwängenden Flußthälern und fruchtbaren Ackerlandhochebenen.

Wir beginnen im Südwesten der Alb und zwar an ihrem Nordtrauf. Hier ragt bei Spaichingen der bei-

nahe 1000 m hohe Dreifaltigkeitsberg nach dem Süden zu ins breite Primthal klotzig hinaus, mit riesenhaftem Rundblick an den Schwarzwald und an die Alpen, man sieht sie vom Karwendelstein bis zur Jungfrau, ja bis zum Matterhorn. Er soll einst die mit sehr starken Wällen umschirmte Burg „Baldenberg“ getragen haben. Weiterhin der Gräbelesberg im Eyachthal zwischen Balingen und Ebingen; auf drei Seiten von lotrechten unersteiglichen Kalkfelsen umfaßt, an der vierten, der Südseite dreifach verschanzt. Sein Umriß ist prachtvoll, erinnert an den Königsstein in Sachsen. Hohe Buchenwälder umhüllen seinen Fuß und die Schroffhalden des Thales.

Der Heidengraben bei Grabenstetten, der größte von allen, eine Fläche von $^5/_4$ Stunden Breite und $1^1/_2$ Stunden Länge abschließend vom übrigen Albgebirg. Ein ganzes Volk fand hier Zuflucht. Der Heidengraben, der an vielen Stellen von der Wallkrone bis zur Grabensohle 10 m mißt, beginnt südlich beim wild zerrissenen Schlattstaller Felsenthal und geht nordwestlich bis an den Felsentrauf des Neuffener Thales, zweimal auf weite Strecken von einem Gewirr waldiger Schluchten unterbrochen und hier aussetzend, in einer Länge, die beiden Schluchtengebiete abgerechnet, von 3600 Schritt. Zweimal führen durch den Wall noch wohlerhaltene Eingänge mit gegen innen laufenden, etwa 100 Fuß langen, aus Erde aufgeworfenen Thorflügeln.

Der Heidengraben ist nur die äußerste Verteidigungs-

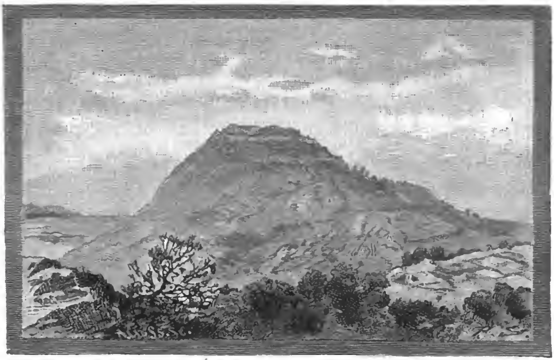
linie; hinter Erkenbrechtsweiler zieht sich das Bergland in einen engen Hals zusammen und wird durch zwei von Felsenschlucht zu Felsenschlucht streichende starke Gräben mit Wällen verteidigt. Dahinter ruht eine von Felsen umschlossene ¼ Stunde breite, ⅛ Stunde tiefe Bergfläche und von ihr aus führt ein ganz schmaler Sattel, nur für einen Fußpfad breit genug, hinüber auf jene Bergzunge, die mit dem Beurener Felsen endigt. Hier soll eine Stadt versunken sein, der Raum genügte dazu; und nach Nordwesten drängt sich breit das schwere Felsenhaupt vor, das jetzt die Ruinen der Feste Hohen-Neuffen trägt. Diese beiden, rings von turmhohen Riffen umstarrten Vorgebirge waren die letzten und sichersten Zufluchtsstätten. Innerhalb des Heidengrabens lagen früher Grabhügel und fand man schon in den Feldern goldene Regenbogenschüsselchen, Bronzewaffen und Bronzeschmucksachen.

Die Ringwälle am Filsthal, dann die drei großen, mit Höhlen in Verbindung stehenden Werke beim Rosenstein im Remsthal oberhalb Gmünd. Der „Heidengraben“ bei Unterkochen, über der Schlucht, in deren finsterer Tiefe der Quelltopf des Kocherflusses; — nur durch einen ganz engen Hals hängt das Gebirge rückwärts zusammen. Sehr hohe Wälle und sumpfige Gräben ziehen in zwei Stockwerken übereinander langhin im schweigenden Wald.

Der Ipf bei Bopfingen, eines der schönsten Beispiele, weil er ganz kahl ist. Der ganze Berg zu einer Festung

umgeschaffen, abgeschrofft, mit tief aus dem Fels gebrochenem Ringgraben, mit Wällen, Terrassen, Laufgräben und großen, schön umwallten Trichtergruben. Jedenfalls auch Opferstätte.

Am Südtrauf der Alb sind die Anlagen womöglich noch kühner. Die drei Riesenburgen an der oberen



Der Ipf bei Bopfingen.

Donau. Die Donauheuneburg bei Hundersingen, an der Ostseite vom Flusse bespült, dabei die Fürstengräber (s. u.). Landeinwärts die Alte Burg bei Langen-Enslingen und die trotzigste von allen: die Friedinger Heuneburg. Schon auf halber Höhe ist der ganze steile Berg, der nur gegen Norden, gegen Upflamör hin, mit dem übrigen Gebirge zusammenhängt, durch Steinwälle

geschirmt, darüber thront, von zwei Flankenburgen gedeckt, die im Fünfeck geführte Hauptburg, mit ihren baumlosen Steinwällen von 50—80 Fuß Höhe aus dem Waldesdickicht emporsteigend, moosgrau und rauh, ein Schrecknis dem Wanderer, der sich in diese schwerzugänglichen menschenarmen Thäler verirrt hat.

Die große, vollständig erhaltene, wieder einen ganzen Berg umfassende Ringburg „Althayingen“ bei Indelhausen am großen Lauterthal in herrlichster Gegend, mit Höhlen und Felsenstirnen, verwachsen mit Wald, Wildrosengebüsch und leuchtenden Felsblumen.

Weiter unten im Thal auf der andern, der linken Seite, der dreifache Ringwall zwischen dem Lauterthal und dem tiefen „Wolfsthal“, worin es nie Tag wird unter den Felsen und riesigen Laubwaldkronen.

Der Buigenberg im Brenzthal, zwei Stunden unterhalb Heidenheim. Der schöne sanftblaue Brenzfluß, durch das felsige Thal, von Norden und wieder nach Norden strömend, macht diese plötzliche Biegung um den „Buigen“, der wieder mächtig verschanzt ist.

Ganz merkwürdig still ist es in dieser Wiesen- und Felsthalschlinge, an der die Verkehrstraßen weitab vorbei führen. Wie träumend drängt sich die Brenz durch nachtgrünes Binsengebüsch. Zwei Felsennadeln stehen herauf aus der Halde, zwei verzauberte Schwestern. Doch hier oben auf dem Berg muß einst vor 1900 Jahren dröhnender Schwertschlag erklungen sein; der alte Schwertschlag zwischen Römern und Sueven. —

Damals als des Kaisers Augustus Stiefsöhne Drusus und Tiberius im Jahre 15 v. Chr. vom Bodensee her mit Heeresmacht drängten und das Land bis zur Donau dem Römerreiche unterwarfen. Damals rückten sie zweifelsohne auch über die Donau hinüber, um die Deutschen aus den in der Nähe befindlichen Ringburgen zu vertreiben. So sehen wir vor dem nur drei Stunden nördlich von der Donau liegenden Buigenringwall gegen ihn gerichtet ein römisches Lager aus Erdwerk liegen; daß es gegen den Ringwall erbaut wurde, beweisen die gegen diesen vorgelegten Vorgräben und Wälle.

Ähnliche römische Erdschanzen trifft man in der Nähe der Heuneburgen, auch nördlich der Donau. Leider sind uns gerade die wichtigsten und ausführlichen Angaben der römischen Schriftsteller über den ersten Einbruch der Römer in Südwestdeutschland und die einzelnen damaligen Kämpfe daselbst verloren gegangen; so bleibt uns nur der schwache und schwankende Schimmer von Licht, den solche übrig gebliebenen Schanzwerke zu streuen vermögen.

In Oberschwaben nennen wir die gewaltige Ringgenburg bei Schmalnegg, die in Sümpfen steckende „alte Burg“ bei Michelwinnenden, die umfangreichen und reichgegliederten Werke am linken Illerthalrand, überraschend hoch und kunstvoll aufgetürmte, steilragende Erdwerke mit wundervollen Blicken das breite, vom Silbergürtel der Alpen geschlossene Illerthal hinauf.

Im Schwarzwald die große Rudolsburg bei Calw,

die Rinkenmauer bei Baiersbronn, dies eine eigentliche Ringmauer, aufgeschichtet aus rohen, bis zu sieben Fuß langen Buntsandsteinblöcken.

Im Frankenlande: der prächtige Ringwall in der Nähe von Kloster Schönthal, aus Steinen und Steingeröll, sowie die nahe bei einanderliegenden bei Amlishagen am wildschroffen, waldstillen Thale der wenig begangenen Brettach. Der Burgberg bei Crailsheim, vorgeschoben in die hohenlohische Ebene, mit weitestem Umblick, eine der merkwürdigsten Stätten, um die noch ein Hauch uralt versunkener Zeit und Götterverehrung zu schweben scheint. Der ganze große freie, aus weichem Keuperboden bestehende Berg ist künstlich abgeböscht und abgescheibt in ein dreifach gestuftes regelmäßiges Eirund. Hinter ihm, wie ein Meer, die Wälder der schwäbischen Waldberge.

Der größte Ringwall im Fränkischen, wohl einst eine der stärksten und größten Burgen der nie von den Römern bezwungenen Chatten, ist der um den Weiler Burgstall im Oberamt Mergentheim gelegene, von 150 Hektar Fläche. Klaffende Schluchten und das hoch in Felsen abstürzende Thal der Tauber schirmen ihn auf drei Seiten, auf der vierten hinter Gräben drei mannhohe Erd- und Steinwälle. Hier geht auch an der Ecke noch das „alte Thor“ herein, durch einen Vorwall geschützt und mit lang einspringenden hochaufgeworfenen wallförmigen Thorflügeln, so daß ein hohlwegartiges langes, leicht zu verteidigendes Thor

entstand, wie oben beschrieben am Heidengraben bei Grabenstetten auf der Alb.

Auch Stromberg und Heuchelberg und der Schönbuch haben Ringwälle; der nächste bei Stuttgart ist der beim Seehaus im Glemsthal.

Heilige Berge. Den Ringwällen gehen zur Seite und fallen zum Teil mit ihnen zusammen, die „heiligen Berge."

Heute schon geht aus den noch flüssigen Gedanken und Untersuchungen soviel wenigstens annähernd als Gewißheit hervor, daß so manche durch Lage, Höhe, Schönheit und Sicherheit bevorzugte Berge unseres Landes, soweit es urbar war, einst heilig gewesen sind. An bestimmten Tagen muß dahin das Volk emporgeströmt sein zum Gottesdienste, wie ja verschiedene solcher Berge dieses Vorrecht sich erhielten. Andere wieder sind aus dem Gedächtnis der Menschen spurlos verschwunden und müssen erst wieder entdeckt werden, dadurch, daß man an und auf ihnen alte Schanzenringe, Terrassierungen, Abschroffungen, Branderde, Knochen-, Scherben- und Kohlenlager, in ihrer Nähe Grabhügelgruppen auffindet und untersucht. Leitend sind oft nur noch Lage und Name oder auch unverständlich gewordene Volkssagen.

Einige dieser Götterberge fallen, wie gesagt, zusammen mit den Ringwällen, andere aber weisen äußerlich keinerlei künstliche Zurichtung auf; es waren Versammlungsberge, die nicht verteidigt werden konnten;

hier kann nur entscheiden die Lage und die Sagen, zusammen mit der oft sehr schwierigen Auffindung von Scherben u. dgl. Berge, wie Hesselberg, Ipf, Lochen, Hohentwiel, umfaßt mit großartigen Schanzen oder von Natur uneinnehmbar, und alle tief bedeckt mit Scherben, Knochen, Branderde, Bronze- und Steinsachen, sind leicht zu erkennen als Götterberge, aber es giebt noch andere Höhen, die gewiß auch heilig waren, und die schwer zu bestimmen sind, und um welche bis jetzt nur leitende Sagen schweben.

Am reichsten ist wieder die schwäbische Alb, für solche Stätten wundersam günstig geformt und natürlich das (meist badische) Hegau. Am Nordrand der Alb der schon oben S. 23 genannte Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen. Auf ihm zahlreiche, schwarze, uralte Scherben. Seit Anfang des 15. Jahrhunderts entstand hier eine Wallfahrtskirche zur hl. Dreifaltigkeit, die heute noch fleißig besucht wird; dabei ist ein Markt mit Volksvergnügungen.

Der Lochenstein, 962,5 m hoch, ist bekannt als große rings unzugängliche, auch unter den Römern benützte Opferstätte, alter Hexentanzplatz, in seiner Nähe die großartige Ringwallburg des Gräbelesbergs. Nur an einer schmalen Stelle ist er über Felsenstaffeln mühsam zu erklimmen, ein riesenhafter Felsenstock, der eine Aussicht von den Vogesen bis zu den Alpen gewährt und mit kahlen, wilden, scharfkantigen Umrissen in den Himmel hineinragt; auf seiner höchsten Höhe sieht man

den Felsen zu einer 27 Fuß im Geviert haltenden Plattform von Menschenhand bearbeitet, darunter den Berg in breiten, teilweise künstlich hergerichteten Stufen. Der ganze auf dem Felsgrund liegende feine schwarze Boden ist ein Gemisch von Asche, Kohlen, Tierknochen, verzierten und unverzierten Scherben, großen Thonperlen u. s. w. Auch findet man hübsche Bronzegegenstände, zum Teil aus römischer Zeit, gleichwie römische Ziegel und Siegelerdescherben, und es scheint, daß am Rand gegen Balingen hin nicht ganz oben auch ein römisches Heiligtum aufgebaut gewesen war. An derselben nach Norden schauenden Seite des Berges zieht unterhalb der höchsten Felsenmasse ein schön geebneter, ziemlich breiter Absatz umher, worin eine große Trichtergrube.

Der Roßberg, 873 m hoch, der höchste Berg der mittleren Alb; durch seine majestätische Höhe und Lage bot er sich von selbst als heiliger Berg dar, dem weit ins Land hinausgreifenden Schönberg ist er noch als besonderer ganz freistehender Berg aufgesetzt mit einer Aussicht von Schwarzwald, Vogesen, Odenwald bis an die Alpen. „Auf dem Roßberg bei Gönningen halten die Hexen ihre Zusammenkünfte und Tänze. Man hat dort oben schon einen Wagen fahren sehen, der mit vier großen Rappen bespannt und mit Menschen ganz angefüllt war.“ Auch steigen heute noch, an jedem Himmelfahrtsfest, die Leute der Umgegend zum Sonnenaufgang auf den Berg. Der ganze freistehende, dem Schönberg steil und felsig aufgelagerte Berg ist durch Abschroff-

ungen und oben durch Verebnungen hergerichtet und kaum oder gar nicht ersteigbar gemacht, so daß er oben umher keines Ringwalles bedurfte, um eine große und starke Festung zu sein. Die ganze dem Sonnenaufgang zugekehrte Hälfte ist oben wieder mit Branderde und jenen uralten schwarzen Scherben bedeckt. Westlich vom Berg erhebt sich auf dem Schönberg der niedrigere, auch ganz freistehende „Kleine Roßberg". Dieser runde und steile Berg wird unter dem Gipfel von einem Ringwall umzogen, besitzt an seinem gegen den großen Roßberg gekehrten Fuß eine immerwährende Quelle und mag als ein Vorwerk des großen angesehen werden, das besonders auch die Quelle zu schützen hatte.

Weiterhin kommen in Betracht Achalm und Jörgenberg bei Reutlingen, dieser einst mit der Wallfahrtskapelle des heil. Georg, der von Feeen umschwebte Ursulenberg bei Pfullingen, dann der runde Berg bei Urach. Letzterer zwischen dem Thal des Wasserfalls und dem von Güterstein gelegen, hieß früher „Hohburg". Nur durch einen Felsengrat hängt er rückwärts mit dem große Grabhügel tragenden Hochland von Sankt Johann zusammen. Seine oben künstlich verebnete Kuppe, mit ringwallartigem Umgang, ist, namentlich wieder gegen Sonnenaufgang, bedeckt mit jenen uralten Scherben und die sehr tiefen Gehänge des gleichsam rund abgedrehten Berges sind kaum zu ersteigen. Weiter die Teck (der Eckberg) mit ihren gespenstigen Höhlen, dann aber Staufen, Rechberg, Rosenstein bei Gmünd,

mit dem Herrgottstritt, Baldern und Ipf, der zuletzt genannte ein prächtig erhaltenes Beispiel.

Gehen wir südlich der Alb, so ragt, — außer den Götterbergen im Hegau, aus allen hervor der Bussen



Ruine Rauber mit Teck.

(765 m), umringt von einer Menge riesiger Grabhügel, noch jetzt eine Wallfahrtskirche zur hl. Maria und Trümmer der alten Herzogsburg tragend. „Auf dem Bussen sieht man bisweilen, absonderlich in den heiligen Zeiten, drei riesengroße Männer mit einander fechten,

daß die Feuerfunken weit von dannen fliegen. Es sollen drei Brüder sein."

Wie der Staufen der König der mittelschwäbischen, so ist der Bussen mit seiner fast unermeßlichen Rundsicht der König der oberschwäbischen Berge. Um seine Wurzeln flutete einst der jetzt so stark verringerte Federsee und gab dem ganzen Gelände dort ein lachenderes Ansehen. Merkwürdig und wieder ein Beweis, wie hoch solche Sagen zu schätzen, ist die vom Federsee. „Wo jetzt der Federsee liegt, war vor alten Zeiten eine Stadt. Ob des gottlosen Lebenswandels der Einwohner ging sie unter. Bei hellem Wetter und niederem Wasserstand sieht man die Turmspitze aus dem Wasser ragen. Andere wollen auch schon läuten gehört haben." Das wurde gedruckt im Jahr 1864, und 11 Jahre nachher, 1875, zog man die Pfahlbaustadt aus dem Moorgrund des ehemaligen Sees.

Unter den großartigen, zum Teil wohlerhaltenen Schanzwerken am linken Illerthalrande mag auch eines oder das andere zugleich als heilige Stätte gedient haben, so der Altenberg bei Dietenheim. Eine weitausgedehnte Anlage, in zwei große Ringwälle zerfallend, die wieder kleinere R'ngwälle umfassen, zu beiden Seiten noch durch Vorwerke geschützt. An einem Teil von mittelalterlicher Burg besetzt; unten im Wiesengrunde der Illerebene zahlreiche Grabhügel. Die Erscheinung des Schimmelreiters (Wodans) ist auf dem Alten Berg keine Seltenheit. Er kehrt von der Landseite her in

das Schloß ein, auf einem milchweißen Rosse daherreitend. Er ist ein großer, starker und schöner Mann mit großem Barte. Nach dreimaligem Umreiten um die innere Umwallung reitet er zum Hauptweg hinein und versinkt! Noch in den dreißiger Jahren ist er unerhörterweise am hellen Tag nachmittags zwei Uhr von zwei Grasweibern gesehen worden, die während des Umrittes mäuschenstill blieben. — In der Nähe geistet die „Pfaffenköchin“, ein großes Frauenzimmer, schön, mit weißem Tuch um den Kopf und breitem Gürtel um die Hüften; sie trägt etwas wie eine altmodische Tasche in der Hand, steht unbeweglich mit abgewendetem Gesicht und wurde so letztmals im Herbst 1882 von zwei Hirtenbuben gesehen und angesprochen.

Der durch Ringwall und Scherben ausgezeichnete Blutsberg bei Altmannshofen. Auf ihm stand ein Schloß, im Bauernkrieg soll es versunken sein. Man hielt in ihm ein großes Gastmahl, wo es sündhaft herging. Da kam ein Bettler den Blutsberg herauf und begehrte Einlaß und Almosen. Er wurde hinausgejagt, ging des Weges weiter und verschwand plötzlich. Kaum war er fort, so versank das Schloß mit Mann und Maus. Der Bettler soll Christus selbst gewesen sein.

Im Unterland ist die höchste Erhebung des Schönbuchs, der Bromberg (584 m), eine merkwürdige Stelle, — dort am Birkensee fand man schon sehr alte Gefässe, eine Stadt sei hier gestanden nach der ganz allgemeinen Volkssage.

Der Asberg bei Ludwigsburg, 356 m hoch, erscheint als heiliger Berg und Fürstensitz und war gleichfalls umgeben von Fürstengräbern, deren Funde an eine schon mehrere hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung bestandene weit vorgeschrittene Kultur und feste staatliche Formen, — sonst könnten solche Hügel nicht aufgeworfen worden sein — erinnern. Als weiterer heiliger Berg erscheint der Michelsberg bei Bönnigheim, 395 m hoch, der östlichste Ausläufer des Strombergs; ohne Zweifel wieder Ringwall und Kultstätte zugleich. Diese, wie gewöhnlich, auf der östlichen, jener auf der westlichen Hälfte des Berges gelegen; aus ihm erwuchs die Burg Magenheim, in der Geschichte im Jahr 793 zum erstenmal genannt; der Berg hieß damals „Runigenburg"; und schon im genannten Jahr 793 stand auf ihm eine Basilika zum heil. Michael. Noch geht die Sage: als Bonifazius, der Apostel der Deutschen, in diese Gegend gekommen, habe ihm der Teufel Hindernisse in den Weg gelegt, und es habe sich ein förmlicher Kampf zwischen beiden entsponnen, in welchem Bonifazius mit Hilfe des Erzengels Michael Sieger war, dem letzteren sei hiebei eine Feder entfallen — die lange Zeit zur Verehrung hier aufgestellt worden. Noch steht hier eine Kirche mit schönen romanischen Formen.

Dem Michelsberge gerade gegenüber steht auf der rechten Neckarseite frei der Wunnenstein, gewiß wieder einst heilig. Auf dem Vorderköpfle, dem höchsten Punkt, mit 392 m, stand die Wallfahrtskirche zum heil. Michael,

deren Glocke, die Anna Susanna, durch ihren Klang die Gewitter abhielt. Von der Eselsburg bei Ensingen soll in der Christnacht der wilde Jäger bis zum Wunnenstein und von da wieder zurück unter fürchterlichem Lärm seinen Zug haben. Bekannt ist die Glockensage von der Anna Susanna, von der es in einem alten Wallfahrtsliede heißt:

Anna Susanna!
Mußt schweben und hangen
Auf'm Wunn'steiner Berg,
Mußt läuten und schlagen
Und's Wetter verjagen
Und hüten das Feld.

Anna Susanna!
Thust lieblich erklingen,
Wir steigen und singen
Und kommen von fern,
Du rufst uns den Segen
Des Heilands entgegen,
Dich hören wir gern.

So lange die Michaeliskirche auf dem Berge stand, heißt es, traf kein Hagel die umliegende Markung. Eine geweihte Glocke von ungeheurer Größe, die jedes Gewitter verscheuchte, hing auf dem Turme. Oft wohl mochten bei heiterem Wetter die Herren von Heilbronn ihren segenbringenden Klang vernehmen, und manches Ungewitter glaubte man, habe sie aus angeerbter Feindschaft den Städtern zugeschickt. Darum trachteten sie nach derselben, bis endlich die Stiftsdamen von Obristen-

feld, denen Kirche und Gemeinde damals gehörten, gegen eine große Summe Geldes sie abtraten. In allen umliegenden Orten war Trauer, als man das wohlbekannte Geläute nimmer hörte und die Heilbronner im Triumph die Glocke ihrer Stadt zuführten. Die Reichsbürger empfingen sie unter feierlicher Begrüßung, sie wurde eingesegnet, auf den Turm der Hauptkirche gebracht, und da stand nun der Rat mit der ganzen Bürgerschaft, das erste Geläute erwartend. Aber umsonst, sie gab keinen Ton von sich; Geisterbanner und Priester sprachen ihre Formeln, aber sie schwieg; man betete, man sang, man hielt Messe, aber von ihr war kein Laut zu hören. Jetzt siegte die Furcht vor der Strafe des Himmels, man brachte sie zurück in ihr Heiligtum. An der Grenze empfingen sie Scharen fröhlicher Bürger, die sie wie eine Mutter vermißt hatten und zum Zeichen der Gunst der Gottheit zog ein Paar Stiere mit raschen Schritten die schwere Glocke den steilen Berg hinauf, welche die Städter mit 12 Pferden kaum von der Stelle gebracht hatten.

Auf dem Michelsberg, wie auf dem Wunnenstein sind die Kirchen dem heil. Michael geweiht. „Die alte Heiligkeit des umreitenden Wodan (sagt Wilh. Herz) ist auf den kriegerischen Erzengel Michael und den ritterlichen Frankenheiligen St. Martin übergegangen. Die ältesten Kirchen in Schwaben sind Michaelskirchen. Daher heißt auch jene uralte volkstümliche Maske, die in heiligen Winternächten den Besuch Wodans in der

Kinderstube mimisch darstellt, in der Nordhälfte Württembergs Pelzmichel und Pelzmärte.“

Im Frankenlande der Einkorn bei Hall, 509 m; auch er trug eine Wallfahrtskirche, jetzt liegt sie in Ruinen, und ist umsponnen von merkwürdigen Sagen, so vom Rehberger, dem Rübezahl des hällischen Landes, und dem Jäger-Cuonle, dem wilden Jäger des Einkorns; um den Berg her liegen der ungeheure Brunnen, die alte Speck (Verpfählung, Verschanzung), die Teufelskanzel, der Hehlberg.

Der ungeheure Brunnen war einst von Wasserfrauen bewohnt, welche sich mit den Mädchen von Hessenthal so vertraut machten, daß diese, wenn sie in der Frühe des Sommers hier mähen wollten, das Gras schon geschnitten fanden. Auch des Winters kamen sie nach Hessenthal in die Spinnstuben und halfen den Mädchen beim Geschäft; entfernten sich aber jeder Zeit noch eh' es zwölf geschlagen. Weil sie jedoch einmal von den Spinnerinnen über die Stunde getäuscht wurden und sich deshalb zu lange aufhielten, so mußten sie's mit ihrem Leben büßen und kamen nie wieder. Man fand den Brunnen am andern Morgen voll Blut. — Seitdem geht hier ein Geist um, der die Wanderer irre führt und in das Wasser zu locken sucht.

Der oben S. 28 genannte Burgberg (534 m), vor den Limpurger Bergen ins hohenlohische Hochland vorgeschoben, ist einer der schönsten heiligen Berge, vollkommen künstlich ringsum abgeschrofft wie abge-

dreht, dreifach terrassiert und oben verebnet. Auch er trug eine Wallfahrtskirche.

Von ferne schauen ins Land herein als Götterberge: der Katzenbuckel des Odenwalds, der über dem Rhein gelegene Donnersberg, der Hesselberg am Rieß.

Der Hesselberg, im Volksmunde einfach der Berg genannt, als einzeln stehende Steinmasse in das niedere Hügelland geworfen, erscheint als eine gewaltige Marke, welche das schwäbische Land vom fränkischen scheidet; 690 m liegt er über dem Meer, von Westen nach Osten sich eine Stunde lang ausdehnend. Über alle Höhen weitum aufragend, bietet er eine nach allen Seiten reizvolle Rundschau und eine Fernsicht, welche bei klarem Himmel die Berge um Banz und Staffelstein am Main, die Burg in Nürnberg, das Fichtelgebirge, den Hohenstaufen und selbst die bayerischen und Tiroler Alpen erreicht. In der Nähe südöstlich der Hahnenkamm, alt Hennenkamp, die Fortsetzung der schwäbischen Alb, mit seinen Heunenburgen, südwestlich stehen Baldern und Ipf, dessen Ringwall herüberwinkt. Der Hesselberg ist durchaus uralt verschanzt, mit Scherben bedeckt, darüber Reste römischer Anlagen. Die Römer, als sie die Teufelsmauer, den rätischen Limes zogen, erkannten sofort die außerordentliche Bedeutung des Berges, als weithin schauenden Grenzwächters, sie zogen den Limes ¾ Stunden nördlich um den Berg. Auch aus der Ferne gesehen, macht kaum ein Berg so den Eindruck des Geheimnisvollen, Geisterhaften, Geweihten, wie dieser



Hohen-Neuffen.

baumlos öde, graue, lang hingestreckt über schwarzen Wäldern und saatgrünen Fluren thronende Kalkberg.

— Wann und von wem diese Berge zum erstenmal zu Verehrung des Überirdischen, wohl in Form einer lichten Sonnenreligion, erkoren wurden, ist nicht zu ergründen, aber soviel steht heute schon fest, lange vor den Römern schon standen sie im heiligen Gebrauch, die Römer bauten teilweise selbst Kultstätten darauf — und daß die Alemannen, Chatten und Franken sie heilig hielten, dort oben opferten und beteten, das beweisen die vielen heut noch umgehenden Sagen, sowie die häufige Umschaffung solcher Berghöhen zu Wallfahrtsstätten durch die christliche Kirche, sowie auch die Abhaltung von Märkten auf solchen Berghöhen, zum Teil bis auf den heutigen Tag. Heute noch besonders bekannt ist die Ipf- und die Hesselberg-Messe. Wir aber finden und verehren in ihnen die Mittelpunkte uranfänglich sich regender Gesittung, und die auf sie zuführenden jetzt von der Zeit fast spurlos verwischten Rennwege oder Hochstraßen müssen als die ersten Verkehrsstränge, denen auch die Römer vielfach nachzogen, angesehen werden.

Die Hochstraßen. Auf den langen Bergzügen lassen sich noch, wenn auch oft nur in der Sage lebend, diese ältesten Verkehrsstraßen, die „Hochstraßen", „Höhwege" verfolgen. Sie führen solang als möglich auf Wasserscheiden hin, als breite, stets trockene, bei jeder Witterung gangbare, grasige Wege, die keiner besonderen

Unterhaltung bedurften und den darauf mit Rossen, Karren und Herden ziehenden Scharen immer weiteste Umschau boten. Ängstlich krümmen sie sich auf den Wasserscheiden fort, so lang als immer möglich, auf der Höhe, die unumgänglichen Thäler kurz und womöglich auf zwei sich entgegenlangenden Bergzungen überschreitend.

Die Römer benützten vielfach diese schon vorhandenen Straßenzüge, deshalb sind dieselben in dem römisch gewesenen Teil unseres Landes noch schwerer zu finden, schimmern aber doch noch durch.

So ziehen uralte Hochwege auf den langen Buntsandsteinrücken des Schwarzwaldes.

So kommt von Rothenburg an der Tauber her eine Hochstraße, in alten Urkunden „die wilde Straße" genannt, geht endlich bei Heimhausen über die Jagst und nun zwischen Jagst und Kocher langhin immer auf der Wasserscheide beider Flüsse, durchbricht da, wo sich beide Flüsse auf weniger als eine Stunde nahe kommen, zwischen Sindringen und Jagsthausen den römischen Grenzwall und läuft über den Hardthäuser Wald an den Neckar, zwischen dem Einfluß des Kochers und der Jagst, und zwar genau an die Fähre, die nach Wimpfen hinüber führt. Grabhügel liegen an ihr, sie hat noch zum Teil eine Breite von vierzig Fuß. Auf ihr sollen einst die Kreuzfahrer ins heilige Land gezogen sein. Von Hall aus lief in südöstlicher Richtung über den Einkorn der „Höhweg" an dem jetzt abgegangenen

Haspelhausen und seinem jetzt ausgetrockneten See vorbei bis Algishofen am Kocher, die Öhringer Gegend einst mit der bei Aalen auf dem nächsten Wege verbindend.

Von Cannstatt am Neckar aus, gewiß einer der ältesten Stätten menschlicher Besiedlung in unserem Lande, lassen sich Hochstraßen noch nach verschiedenen Himmelsgegenden nachweisen. Eine, jetzt noch die Hohe Straße genannt, geht über Waiblingen, Winnenden und dann immer ostwärts über die Höhen der Welzheimer und Limpurger Berge; eine zweite vom Remsthal aus über die Leinhöhe nach Aalen und ins Ries. Auf ihr wurden bis in unsere Zeit herein die Gänse aus dem Ries nach Cannstatt getrieben. Dann ging eine Straße auf die Fellbacher Linde und von da bald ostwärts immer auf der Wasserscheide des Schurwaldes als Kaiserstraße bis zum Hohenstaufen. Es ist dies die Kaiserstraße, die noch die Hohenstaufenkaiser benützt haben sollen.

Von Unterkirchberg an der Iller läuft eine Hochstraße, die „Waldstraße“, gerade gegen Süden bis Aitrach an der Iller über zehn Stunden lang immer auf der Höhe zwischen dem Thal der Roth und dem der Iller, stets mit herrlichem Blick über dieses hin, das breit mit markigen Rändern aufsteigt, an die schimmernden Alpen.

Eine ähnliche, das „Hochgesträß“, zieht westlich vom Roththal, kein Thal überschreitend bis Wolfegg, über zwölf Stunden lang auf der Höhe.

Die Grabhügel. Tausende wohl sind schon durch den Feldbau vertilgt worden, aber in Wäldern, auf einsamen Heiden, oft selbst in moorigen Wiesen liegen noch jene Hügel. Aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Völkern stammend, haben sie wechselnde Beigaben und Bestattungsweisen. Brandhügel kommen vor und Hügel mit den Gerippen der Toten. Am wichtigsten sind die sogenannten Fürstengräber.

In dem sogenannten Kleinasbergle, einem über zweihundert Fuß im Durchmesser haltenden, fünfundzwanzig Fuß hohen Grabhügel, der eine starke Viertelstunde südlich vom Asberg bei Ludwigsburg liegt, fand man im Mai 1879 ein Grab mit prachtvollen Beigaben: Erzgefäße in schönster griechischer Arbeit, bemalte griechische Thonschalen, zartesten Schmuck aus Goldblech, darunter zwei Trinkhörner u. s. w. Aber dieses alles lag nur in einem Nebengrab; genau in der Mitte des Hügels stieß man auf das geräumige, leider längst ausgeraubte Hauptgrab. Scherben darin aus der Zeit der Karolinger zeigten, daß schon vor tausend Jahren die Schätze geholt wurden. — Dreiviertelstunden südöstlich vom Asberg hatte schon im Jahr 1877 ein ähnlich großer Grabhügel höchst merkwürdige Funde gegeben; nämlich Reste eines mit gemodeltem Kupferblech überzogenen Wagens, ein Stirnband und ein Armband aus Goldblech, große Erzgefäße, einen reichverzierten breiten zweischneidigen Dolch mit Eisenklinge in eherner Scheide.

Ganz ähnlich sind die Funde aus den riesigen Grabhügeln bei Hundersingen an der oberen Donau, im Oberamt Riedlingen. Der ganz auf dem Bergscheitel gelegene, und nicht eben der größte der Hügel ergab: sieben Fuß über dem Boden im Kreis umher gelegt fünf menschliche Gerippe, neben ihnen goldene Stirn- und Armbänder, eherne Kessel, Wagenreste, Waffen meist von Eisen in Erzscheiden.

Auf der Sohle des Hügels war eine große Brandplatte, in der über hundert thönerne Webergewichte lagen, und unter der Brandplatte tiefte sich in den gewachsenen Boden eine mit Brettern ausgeschlagene rechteckige Grabkammer ein, in der drei Gerippe lagen. In der Mitte lag ein alter Mann mit einer Narbe am Schädel, ihm zur Seite ein eiserner Dolch, zu Füßen eine grobe Urne mit Asche und verbrannten Knochen; neben dem alten Mann, wahrscheinlich einem Diener oder Sklaven, ihm zur Linken lag ein jugendliches weibliches Gerippe mit einem Bernsteinschmuck um den Hals, zur Seite hatte dasselbe drei Eisenlanzen und eine prachtvoll ciselierte von Erz, zu Füßen den Schädel eines Pferdes. Das dritte Gerippe, auch ein weibliches, war in ein Gewand mit golddurchwirkten Säumen gehüllt gewesen; es trug einen Schmuck von fast fingerslangen Bernsteinplättchen.

Der Gedanke läßt sich aufwerfen: Diese beiden weiblichen Gerippe könnten jene Frauen des Ariovist gewesen sein, die nach der für ihn unheilvollen Schlacht

gegen Julius Cäsar im Jahre 58 vor Christi Geburt auf der Flucht umkamen, die eine war eine Suevin, die andere eine Fürstentochter aus Norikum.

Die Menge der Grabhügel verteilt sich sehr verschieden über die Bezirke, hält im ganzen und großen mit der Verteilung der Ringwälle gleichen Schritt; freilich hat auch der Bodenanbau so manche nie mehr zu überbrückende Lücken gerissen. Leer von Grabhügeln sind der innere württembergische Schwarzwald und die Limpurger, Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Waldberge; reich ist die fränkische Ebene, besonders um die alten Salzquellen bei Niedernhall her, der Schönbuch und die Alb, welcher über die Hälfte der Grabhügel des ganzen Landes zukommt. Ziemlich viele sind auch in Oberschwaben. — Der Inhalt der Hügel wechselt ungemein, einmal nach dem Landstrich, das anderemal nach der Größe. Die großen, aber nicht immer die größten Hügel sind die reichsten; Ausschlag giebt besonders die prachtvolle Lage mit weithin beherrschender Aussicht. Die Größe der gewöhnlichen Hügel geht von 1 m bis 4 m Höhe und 10—30 m unterem Durchmesser; ihre Anzahl beläuft sich auf über 3000. Oft liegen 60—80 beisammen.

Noch hat man keine klare Anschauung gewonnen von den einzelnen Zeiten, wie von den hier begrabenen Volksstämmen; nur von der Ansicht, daß sie von den Römern errichtet seien, ist man für immer abgekommen. Die in den gewöhnlichen Hügeln gefundenen Gegen-

stände bestehen aus Bronze, Eisen, Thon, seltener aus Stein. Von Bronze finden sich: Arm-, Fuß-, Hals-, Leib-, Ohren- und Fingerringe, Fibeln, Messer, Speerspitzen, Haarnadeln, Schnallen, gepreßte Gürtelbleche, Schwertgriffe (Bronzeschwerter und Bronzedolche sind selten), Perlen und Gefäße; aus Eisen: Schwerter, Speerspitzen, Messer, Pferdsgeschirre, Wagenreste; aus Thon: die verschiedenartigsten Gefäße, Urnen, oft von mächtiger Größe, Schüsseln, Schalen, Teller, Näpfchen, Krüge, Becher u. s. w. Die Gefäße sind mitunter roh gearbeitet und nur an der Sonne getrocknet oder an mäßigem Feuer gebrannt, häufig aber auch feiner, dabei von anmutigen Umrissen — außen rot, im Bruche schwarz, oder auch ganz schwarz, mit Wasserblei bemalt, dabei oftmals geschmackvoll verziert. Mit Hilfe von Strichlung, Streiflung und Tüpfelung wurden flecht- und netzwerkartige und wieder sternförmige Muster gewonnen, die sich durch verschiedene Färbung noch heben. Man sieht das Gefäß lichtrot oder braunrot mit schwarzen Streifen, die Vertiefungen der eingeritzten Striche weiß ausgefaßt, andere schwarz mit roten Streifen, die Verzierungen weiß ausgefaßt. Gerade die Hügel unserer schwäbischen Alb sind reich an solchen schön verzierten Gefäßen und auch an solchen von ganz erstaunlicher Größe. Eine große Sammlung solcher Prachtgefäße, die mit unendlicher Mühe aus hunderten von Scherben wieder zusammengesetzt werden mußten, besitzt Oberlandesgerichtsrat v. Föhr in Stuttgart.

Es wäre Verwegenheit, jetzt schon, nachdem weder im Lande selbst noch rings in den Ländern, aus denen so viele unserer Grabhügelfunde eingeführt wurden, weitere Untersuchungen angestellt sind, feste Schlüsse zu ziehen. Die Forschung in diesen Dingen ist gerade jetzt im stärksten Fluß begriffen, alle Nachbarländer wetteifern mit Deutschland in Aufdeckung und Aufhellung jener noch dunklen höchst merkwürdigen Zeiträume, und wenige Jahrzehnte noch, so wird die sogenannte vorgeschichtliche Zeit um Jahrhunderte zurückgedrängt sein. Aber heute ahnen wir kaum erst die Zusammenhänge und verbinden oft, was gar weit auseinanderliegt. Wir sehen bis jetzt nur die Sachen, die treibenden Kräfte sind meist noch verschleiert. Wir sehen verschiedenste Arten der Hügelbestattung, wechselnde Beigaben — aus den Mittelmeerländern eingeführte hochelegante blattförmige Bronzeschwerter, breite prächtige Bronzedolche, vom zwergartigen bis zur Normalgröße, und wieder halblange sehr schlanke Bronzeschwerter, den Formenreichtum an all' den bronzenen Fibeln (Gewandspangen), kahnförmige, armbrustförmige, halbkugel-, schlangen-, blatt- und bügelförmige, anmutigst aus Bronzedraht zusammengebogene oder in Spiralen gewundene. Wir sehen bronzene Hals-, Fuß-, Arm-, Bein- und Leibringe, glatte, gestreifte, geknotete, selbst mit Pasten besetzte, oder markig geriefte und von drückender Schwere. Wir sehen, meist etruskisches Machwerk, die gewalzten und gestanzten Bronzebleche, große wagrecht geriefte

(gewellte) Eimer (Cisten), glatte weitbauchige runde Kessel bis zum Durchmesser von drei Fuß und darüber — und wieder, jedenfalls im Land verfertigt, Webergewichte, Spinnwirtel, wirtelförmige Perlen, Kinderklappern u. s. w. aus Thon, und in größter Mannigfaltigkeit die thönernen Gefässe. Wir finden das (nordische) eiserne Schwert, den bronzenen Schwertern nachgebildet, nur länger, am häufigsten aber den Eisenspieß, die Waffe des gewöhnlichen Mannes. Wir sehen aber auch Fürsten, mit goldenen Stirn- und Armbändern und prachtvollen, meist eisernen Waffen, reich mit Bronzeblech beschlagenen Wagen — die Frauen haben Gold- und Bernsteinschmuck, Elfenbeinringe, goldene Trinkhörner und griechische Thonschalen.

Der größte unserer Grabhügel ist der „Hohmichele" bei Hundersingen, in der Nähe der Seite 45 beschriebenen Hügel. Er ist bei 280 Fuß unterem Durchmesser heute noch 50 Fuß hoch, mit seinem von hohen Tannen bewachsenen Scheitel meilenweit sichtbar.

Die Römerzeit.

Von dem jetzigen Württemberg gehörte Oberschwaben am frühesten zum römischen Reich, nämlich zu der schon im Jahre 14 vor Christi Geburt von Kaiser Augustus eingerichteten Provinz Rätien.

In Folge der Varusschlacht (9 n. Chr.) gingen die ersten Kaiser zurück auf die Rhein- und Donaulinie.

Als aber etwa 80 Jahre später die Römer, um ihre Verteidigungslinie abzukürzen, auch das Land zwischen Rhein und Ober-Donau besetzten, wurde der größere Teil dieses Gebiets zu Obergermanien gezogen, welches jedenfalls seit Hadrian eine eigene Provinz bildete. Der kleinere Teil nördlich der Donau, vielleicht auch noch das Fils- und Remsthal, wahrscheinlich die Alb, jedenfalls aber das Gebiet der Wörnitz und Altmühl wurde mit Rätien vereinigt. An einem Teil dieser Gegenden haftet der Name „Ries" (von Rätien) bis auf den heutigen Tag.

Abgegrenzt und geschützt wurde diese neue, friedliche Erwerbung der Römer durch den limes Raeticus, der von Kelheim an der Donau nordwestlich bis gegen Gunzenhausen, dann südwestlich bis Lorch sich erstreckte, und den limes transrhenanus, welcher von da in fast nördlicher Richtung an Welzheim, Murrhardt, Mainhardt, Öhringen, Jagsthausen, Osterburken, Walldürn vorbei dem Mainstrom zu lief, sodann von Aschaffenburg aus in einem großen Bogen die Wetterau umschloß, hierauf den Höhen des Taunus folgte und unterhalb Neuwied den Rhein erreichte. Zu Obergermanien gehörte noch die nordwestliche Schweiz, Elsaß, Rheinbayern und Rheinhessen, vielleicht auch ein Teil von Rheinpreußen. Rätien aber umfaßte das heutige Bayern südlich von der Donau bis zum Inn, das nördliche Tirol mit Vorarlberg, den östlichen Teil der Schweiz und den südöstlichen Teil von Baden, Hohenzollern

und Württemberg. Die beiden Provinzen standen als Grenzprovinzen mit militärischer Besatzung unmittelbar unter dem Kaiser, von welchem die Statthalter beliebig ernannt und abberufen wurden.

Obergermanien bildete ein bedeutendes Militärkommando unter einem Mann senatorischen Rangs. Er war Oberbefehlshaber der hier stehenden Legionen und Hilfsvölker und hatte überdies die höchste Justiz- und Administrativgewalt. Seine Residenz war in Mainz. Die Provinz Rätien hatte anfangs als Statthalter nur einen procurator, der aber eben als praeses provinciae einen etwas höheren Rang hatte, als der procurator von Germanien.

Neben den Truppen selbst und der Grenzwehr bildeten eine wesentliche Stütze der römischen Herrschaft die Straßen und Kastelle, welche von den Soldaten selbst gebaut wurden.

Die durch Gräben und Wälle mit Futtermauern und Türmen geschützten Kastelle hatten in der Regel die Gestalt eines Rechtecks mit abgerundeten Ecken; doch wurde diese Form vielfach der Gestalt des Bodens angeschmiegt. Innerhalb lagen namentlich die Wohnung des Kommandanten, dann die Wohnräume für die Mannschaft, die Stallungen für Pferde u. s. w.; außerhalb standen die Buden der Wirte und Krämer, außerhalb auch die Götteraltäre und Tempel, da im Lager nur der Kult der Feldzeichen und des Kaisers als des Oberfeldherrn eine Stätte fand.

Noch mehr Mühe und Sorgfalt als auf die stehenden Lager verwandten die Römer auf die festen und kunstvollen Straßen, auf welchen ihre Heere sich bewegten, Lebensmittel und andere Bedürfnisse hergeführt wurden, auf denen ferner die Reichspost mit den kaiserlichen Beamten, Kurieren u. s. w. hin- und herging, und die dann natürlich auch dem bürgerlichen Verkehr dienten, soweit sich derselbe nicht kürzere und einfacher gebaute Nebenstraßen eröffnete. Für die Post waren an geeigneten Punkten kleinere Stationen zum Pferdewechsel, größere zum Übernachten eingerichtet. Sie mußte von den Provinzen unterhalten werden, diente aber nur den Zwecken des Staats, nicht den Bedürfnissen der Privaten, und wurde so von der Bevölkerung als drückende Last empfunden.

Die bürgerliche Bevölkerung des Landes bestand größtenteils nicht aus Deutschen, sondern aus Galliern. Die deutschen Markomannen hatten um die Zeit von Christi Geburt sich vor den Römern nach Böhmen zurückgezogen; in das herrenlose Land waren nach Tacitus' Angabe gallische Ansiedler eingewandert. Dies bestätigt sich einmal durch die vielen keltischen Namen, welche die Inschriften bieten, und denen kein einziger sicher germanischer Name gegenübersteht.

Die Straßen gehören offenbar zu den ältesten Resten aus der Römerzeit sie waren ursprünglich nur zu militärischen Zwecken angelegt, sie waren gleichsam Operationslinien, von denen aus das Land überwacht und



Bei Rottweil.

beherrscht wurde; denselben Zwecken dienten auch die ersten Niederlassungen. Erst nachdem das militärische Straßennetz über das Land gezogen und die militärischen Niederlassungen, Befestigungen etc. gegründet waren, konnten sich die bürgerlichen Verhältnisse entfalten; es machte sich daselbst allmählich Handel und Gewerbe geltend, und in der nächsten Umgegend wurde das Land dem Feldbau übergeben, der sich immer mehr über den neuen Besitz ausbreitete. Die Folge davon war die Gründung einer Menge bürgerlicher Wohnorte, die nicht nur unter sich, sondern auch mit den militärischen Hauptniederlassungen verbunden werden mußten.

Die Straßen waren dammartig angelegt, gepflastert und mit kleinem Beschläge und Sand bedeckt. Die Hauptheerstraßen sind meist auf beherrschenden Höhen, Bergrücken, Wasserscheiden mit möglichster Umgehung der Thäler und Schluchten, und, soweit es angieng, in gerader Richtung geführt und schlossen sich zum Teil an die oben beschriebenen im Lande schon im Gebrauch stehenden „Hochstraßen“ an. Die Straßen im Oberlande sind, namentlich wo sie durch Moorgrund gehen, oft von ganz beträchtlicher Breite.

Von den Römerstraßen, welche Württemberg nach allen Richtungen durchziehen, nennen wir nur die bedeutenderen: Die von Windisch (Vindonissa) herkommende, nach Regensburg (Reginum) führende Konsularstraße setzte bei Zurzach über den Rhein, führte über den Randen nach Donaueschingen, Rottweil, Wald-

mössingen, Unter-Iflingen, Schopfloch, Eutingen, Rottenburg, Böblingen, Cannstatt, Waiblingen, Pfahlbronn, Aalen, Bopfingen u. s. w. Es ist dies die vielbestrittene, auf der Peutinger-Tafel (ursprünglich eine Straßenprofil-Karte) verzeichnete Straße. Von dieser Straße führt auf der Peutinger-Tafel ein Straßenarm von Ad Lunam (bei Pfahlbronn) nach Pomone (bei Lauingen) ab. Eine ebenfalls auf der Tafel angegebene Straße lief von Windisch über Pfyn (Ad fines), Arbon (Arbor felix), Bregenz (Brigantium), von da am Gelände der Alpen hin nach Vemania (bei Isny?) und über Viaca nach Augsburg (Augusta Vindelicorum). Die sog. Donaustraße lief ohne Zweifel von Breisach über Freiburg, Zarten, durch die sog. Höll über Neustadt, Hüfingen nach Meßkirch; von hier an kann sie sicher nachgewiesen werden und führte über Mengen durch das Donauried, an Offingen, Rißtissen vorüber, unterhalb Unter-Kirchberg über die Iller, über Finningen, Günzburg und bis ans schwarze Meer. Die Pforzheimer Straße, weiterhin von Straßburg über Baden-Baden herkommend, führte von Pforzheim an Friolzheim vorüber nach Rutesheim, zwischen Leonberg und Eltingen hindurch und verbindet sich in der Nähe von der Solitude mit der zuerst beschriebenen Straße. Eine sehr wichtige Straße lief von Speier in genau südöstlicher Richtung über Lienzingen, Enzweihingen nach Cannstatt. Von Straßburg (Argentoratum) führte eine Römerstraße durch das Kinzigthal auf das sog. Schänzle bei Röthenberg, weiter über

Waldmössingen, Rottweil, Deilingen, Meßstetten, Winterlingen, Zwiefalten, Ehingen, Ulm und von da nach Finningen, wo sie sich an die oben angeführte Donaustraße anschließt. Eine Heerstraße führte von Friedrichshafen nach Mengen, weiter über Inneringen, Steinhilben, die alte Honauer Steige hinunter nach Pfullingen und läßt sich bis Betzingen verfolgen; hier werden die Spuren unsicher, indessen lief sie vermutlich durch den Schönbuch und setzte sich in der wieder nachweislichen Römerstraße bei Altdorf fort an Darmsheim und Heimsheim vorüber bis in die von Cannstatt nach Pforzheim führende Hauptstraße. Somit verband sie den Bodensee mit Pforzheim, und dadurch auch mit der mittleren Rheingegend.

Wie die ältesten Römerstraßen nur militärischen Zwecken dienten, so sind auch die ältesten Niederlassungen nur unter solchen Rücksichten angelegt worden; wir finden sie daher mit wenigen Ausnahmen an den großen Heerstraßen an Stellen angelegt, wo die Straßen Flüsse, Thäler oder Engpässe zu überschreiten hatten. Die bürgerlichen Niederlassungen findet man mehr in fruchtbaren Gegenden, auf günstigen Böden, meist sommerlich und windstill bei frischen Quellen gelegen, und zwar häufig an Stellen, die zugleich von Natur einigermaßen fest sind, wie z. B. auf flachen Ausläufern zwischen zwei Gewässern oder Thälern, im Unterland womöglich mit Ausblick an die schwäbische Alb. Die Niederlassungen waren von verschiedener Ausdehnung, indessen

bestanden die meisten nur aus einigen Gebäuden und waren teils Gehöfte, von denen aus das Land gebaut wurde, teils Villen, welche Wohlhabende der angenehmen Aussicht wegen in der Nähe größerer Niederlassungen anlegen ließen, oder auch Herbergen.

Die wichtigeren Niederlassungen, welche teils durch aufgefundene Überreste, teils durch Straßenknoten sich als solche herausstellen, sind Rottenburg, Rottweil, Cannstatt, Köngen, Sindelfingen-Böblingen, Benningen (Marbach), Walheim, Lauffen, Böckingen, Bonfeld, Neuenstadt, Enzweihingen, Güglingen, Münsingen, Nellingen auf der Alb, Rißtissen, Unter-Kirchberg an der Iller, Ehingen, Mengen, Tuttlingen, Unter-Iflingen, Metzingen, Herrenberg, Waiblingen, Aalen, Heidenheim, Bopfingen, Groß-Bottwar, Lorch, Weimsheim, Nagold, Wangen, Isny, Emerkingen Aulendorf, Jettenhausen bei Friedrichshafen u. s. w. und außer diesen die Grenzniederlassungen Pfahlbronn, Welzheim, Murrhardt, Mainhardt, Öhringen und Jagsthausen. Überdies sind noch einige bedeutende der württembergischen Landesgrenze nahe gelegene Römerorte des Auslandes anzuführen, wie bei Osterburken, Neckarelz, Wimpfen, Pforzheim, Hüfingen, Sigmaringen, Meßkirch, Konstanz, Arbon, Bregenz, Kempten, Kellmünz, Finningen (bei Ulm), Lauingen.

Eine der wichtigsten römischen Donaustädte, in ähnlicher Lage wie Rottenburg am Neckar, auch an der Weitung eines Flußthales nach langer vielgekrümmter



Partie am Neckar bei Marbach.

Enge, war die bei Mengen, zwischen Donau und Ablach gelegene. Als strategisch wichtigste Punkte im Land und nächster Umgebung erscheinen neben den ebengenannten und den Grenzgarnisonsplätzen noch Pforzheim, Cannstatt, Rottweil, Böckingen, Hüfingen, Aalen, Ulm-Finningen, letzteres als Donauübergang und Kempten, als Schlüssel ins Allgäu; dann der Hohenstaufen, von dem aus man die römischen Grenzlinien weithin überschauen konnte, gleichwie am Donauthal und an der großen Donaustraße der Bussen. Im ganzen wurden bis jetzt gegen 600 römische Wohnorte im Lande entdeckt.

Die Überreste der römischen Wohnplätze sind sämtlich unter dem Boden, mit Wald überwachsen oder es geht seit Jahrhunderten der Pflug auf ihnen; sie bestehen aus Erdgeschossen von verschiedener Ausdehnung, die nicht selten die ursprüngliche Anlage der Gebäude und deren Einteilung in Gelasse noch erkennen lassen. Häufig werden die Heizeinrichtungen (Hypokausten) noch erhalten oder teilweise zerstört angetroffen. Auch Badgelasse kommen häufig vor; sie waren an den Wandungen und auf dem Boden mit starkem Estrich verkleidet und eigentlich große Badwannen.

Die Fußböden der Wohngelasse bestehen aus Estrich (Gemenge von Kalk, Sand, Geröllen, Ziegelstückchen etc.), der auf große Backsteine oder Werksteinplatten aufgesetzt ist. Die Estriche sind entweder glatt geschliffen und haben alsdann ein marmorartiges Aussehen, oder aber mit einem rötlichen oder bläulichen Ton gefärbt.

Den kunstreichsten Zimmerboden hat die Altstadt bei Rottweil aufzuweisen; er besteht aus einer in Mörtel eingesetzten Musivarbeit, die im Mittelfelde das Bild des die Lyra spielenden Orpheus darstellt, in dessen Nähe sich, von dem Saitenspiel angelockt, auf Bäumen Vögel und auf dem Boden ein Hund niedergelassen haben. In den Einfassungsfeldern enthält der Mosaikboden z. T. stark verdorbene Jagd- und Zirkusspiel-Szenen. Auch bei Mengen fand man Reste eines schönen Mosaikbodens mit der Darstellung eines von Schlangen umringelten Medusenhaupts. Die Fußböden ruhen in nicht heizbaren Gelassen unmittelbar auf dem mit Sand und Geröllen überdeckten, gewachsenen Boden, in heizbaren Zimmern aber auf gleich weit von einander aufgestellten, 2½ Fuß hohen Postamenten, die meist auf einem Estrich stehen. Die Zimmerwandungen sind mit Mörtel dick verworfen und getüncht; die Tünchung besteht meist aus weißem Grund, auf den breite, farbige, vorherrschend braunrote Streifen, zuweilen auch Laubgewinde gemalt sind. Die Grundmauern der Gebäude sind entweder aus Backsteinen oder aus kleinen, passend zurecht geschlagenen Steinen, mit Vorliebe Tuffsteinen, aufgeführt; Thürschwellen, Thürpfosten, Fenstereinfassungen etc. aus Werksteinen, welche die nächste Umgegend lieferte, womöglich aus einem Stück gehauen. Die Größe der Gebäude war sehr verschieden, jedoch im allgemeinen nicht bedeutend, obgleich auch zuweilen Gebäude von 120 römische Fuß Länge und darüber vorkommen;

die Gelasse waren beinahe durchgängig nicht geräumig und häufig quadratisch angelegt. Die Bedachung bestand aus großen Falzziegeln, deren an beiden Langseiten hinlaufende erhabene Ränder fest an einander gefügt und durch Hohlziegel bedeckt waren. Man findet dergleichen Platten vereinzelt noch gut erhalten, die meisten aber nur in Bruchstücken, heute noch besondere Merkmale für abgegangene Römerorte. Die Gebäude selbst waren mit der Vorderseite womöglich gegen Mittag gestellt, und zwar, wenn sie zu beiden Seiten einer Ortsstraße standen, immer so weit von einander entfernt, daß der offene Raum zwischen zwei Gebäuden wenigstens ebenso groß war als das dem Zwischenraum gegenüberstehende Haus, so daß auf diese Weise die Vorderseite eines jeden Gebäudes von der Mittagssonne beschienen werden konnte. Einzeln stehende Gehöfte umgab eine im Viereck angelegte Mauer. In der Nähe der Wohnorte lieferten frische Brunnquellen das nötige Trinkwasser, und wenn diese fehlten, so wurde der Wasserbedarf entweder mittelst großartig angelegter Leitungen in thönernen Deicheln oder aus rund ausgemauerten Ziehbrunnen erhalten. Die bedeutendste bis jetzt in Württemberg aufgefundene Wasserleitung ist die drei Stunden lange von Obernau nach Rottenburg. Zur Verfertigung der Ziegelwaren und Thongefälle, darunter der oft mit erhabenen Figuren geschmückten sehr feinen aus Siegelerde, bestanden eigene Ziegeleien und Töpferöfen, von denen man bei Cannstatt, Böblingen,

Waiblingen, Rottenburg, Güglingen, Winterstettendorf noch Reste auffand. Diese Funde liefern zugleich den Beweis, daß nicht allein die gewöhnlichen, sondern auch die aus terra sigillata und der selteneren terra nigra, in unseren Gegenden verfertigt wurden.

Die Kunst hat uns ziemlich viele, besonders steinerne Bildwerke hinterlassen, die zugleich einen merkwürdigen Einblick in den damals im Lande herrschenden Götterglauben gaben. Wir finden auf Inschriften und Bildwerken fast den ganzen griechisch-römischen Olymp, aber auch keltische und morgenländische Götter.

Auf Inschriften kommen besonders häufig vor Juppiter optimus maximus und seine Gemahlin Juno mit dem Beinamen regina; sodann von den Kindern des Götterkönigs: Mercurius und Mars, Diana und Apollo, Minerva, Vulcanus und Hercules, aber auch die Götter der Unterwelt, Dis pater und Proserpina. Neben diesen bekannten Gestalten finden wir aber auch in Rottenburg die rätselhafte Herecura, sonst Aericura, die geldschaffende (?) Göttin. Von den personifizierten Begriffen der griechisch-römischen Religion kommen öfters vor Fortuna und Victoria, je einmal Virtus in Böngen und Nemesis in Öhringen, welch letztere in den Donauprovinzen öfters angerufen wird, wahrscheinlich als Beschützerin vor Zauberei. In dasselbe Gebiet des Hexenspuks gehören die Göttinnen der Kreuzwege: Biviae, Triviae, Quadriviae (in Rottweil und Cannstatt). Einmal, in Ennetach, werden auch Nymphen genannt,

in Verbindung mit Apollo Grannus, häufig aber Genien, besonders der genius loci, die beseelte und vergöttlichte Eigentümlichkeit des Orts, ein genius nautarum und ein genius peregrinorum, beide in Marbach, ein genius c(ivitatis?) Alisin(ensis) in Bonfeld, ein genius Martis, d. h. das lokalisierte numen dieses Gottes, bei Neuenstadt. Hieran reihen sich als zwei einheimische Lokalgötter Danuvius, in Mengen und Rißtissen verehrt, und Abnoba bei Alpirsbach, auf der Höhe des Schwarzwalds, dessen Göttin sie ist.

Da Abnoba auch mit Diana kombiniert wird, so kommen wir damit auf die interessante Verschmelzung römischen und gallischen Glaubens. Von den drei keltischen Hauptgöttern wurde nämlich Teutates mit Mercur (doch auch mit Mars), Taranis mit Juppiter, Hesus mit Mars identifiziert. Apollo erhält mehrfach den Beinamen Grannus; er wird so als Heilgott verehrt und ihm die Göttin der heilkräftigen Wasser, Sirona, beigesellt. Ein weitverbreiteter Kult ist sodann der der Mütter, Matronae, welche in Böckingen lokalisiert erscheinen durch den Beinamen Senones. Als segnende Göttinnen der Fluren werden sie auch mehrfach Campestres genannt.

Von den orientalischen Gottheiten kommt auch in Württemberg mehrfach der durch die Legionen überall hin verbreitete persische Lichtgott Mithras, auch Sol invictus vor, so in Zwiefalten, Böckingen, Murrhardt, Rottenburg; ferner in Jagsthausen die ägyptische Isis mit dem rätselhaften Beinamen Sedata, welcher wahr-

scheinlich zu dem keltischen Gott Sedatus in Beziehung steht; in Cannstatt die kleinasiatische Mater deum.

Von der Verehrung der Kaiser und ihrer Familien zeugt besonders die etwa seit 170 n. Chr. aufgekommene Formel in honorem domus divinae, welche sehr häufig den Votivinschriften vorangestellt wird, immer abgekürzt, nur einmal in Rottenburg ganz ausgeschrieben, wahrscheinlich als die Sache noch neu war.

Auf Steinbildwerken erscheinen Juppiter und Juno nie oder fast nie, dagegen in weit überwiegender Zahl Mercur, als Statue wie als Relief, meist mit den Attributen des vollen Beutels und des von Schlangen umwundenen, geflügelten Heroldsstabs und mit dem Bock zu seinen Füßen, hie und da auch mit dem Hahn. Sodann kommt häufig, namentlich in der Gegend des Schönbuchs, Diana als Göttin der Jagd vor, mit Köcher und Bogen, von einer Nymphe oder einem Jagdhund begleitet; mehrmals auch Minerva, Victoria, Epona, die keltische Göttin der Pferde. Vergleiche hier: die schöne und erschöpfende Abhandlung von Ferd. Haug im ersten Band des „Königreich Württemberg“. Stuttgart 1882.

Neben den vielen erhaltenen Altären und den ebenfalls erhaltenen oder auf Inschriften erwähnten Bildsäulen sind Tempel bis jetzt nachweisbar in Zwiefalten und Murrhardt (templum), in Cannstatt und Großbottwar (aedes), endlich in Metzingen (confanesses). Am häufigsten aber sind die Votivsteine mit Inschrift, worin der Dedicant bezeugt, daß er mit der Aufstellung seines

Votivsteins „froh und freudig nach Gebühr das Gelübde löse“, das er für sein und der Seinigen Wohl dargebracht habe.

Die Toten wurden mit Opfern und Spenden in Sarkophagen oder unter einem Dach von Stein- oder Ziegelplatten begraben, wobei man ihnen eine Lampe, ein Salbenfläschchen, Eß- und Trinkgeschirre, auch wohl eine Münze für den Fährmann der Unterwelt, ferner den Männern ihre Waffen, den Frauen ihren Schmuck, den Kindern ihr Spielzeug mitgab; teils verbrannte man sie und sammelte die Asche mit den Gebeinen in eine Urne, welche dann beigesetzt wurde. Auf Grabsteinen wurde oft ein häusliches Mahl dargestellt. In Rottenburg finden wir zweimal die Figur des trauernden Attis. Die abgeschiedenen Seelen waren als Dii Manes, d. h. als die Guten, Reinen, ein Gegenstand frommer Verehrung.

Unter den Verschanzungen und Befestigungen, welche die Römer zur Verteidigung und Überwachung des Zehntlandes angelegt haben, nimmt die S. 50 genannte Grenzwehr die erste Stelle ein; dieselbe schnitt den Winkel zwischen Donau und Rhein gegen das freie Deutschland ab und ist häufig auf große Strecken noch sichtbar, unter den Benennungen Pfahl, Pfahlgraben, Pfahlrain, Schweingraben, Teufelsmauer.

So ziemlich gleichlaufend, einerseits mit der Schwäbischen Alb und der Donau, andererseits mit Neckar, Schwarzwald und Rhein, ist sie gezogen, bei Lorch

im Remsthal, acht Wegstunden östlich von Stuttgart-Cannstatt in einem spitzen Winkel von etwa 70° zusammenkommend. Von Lorch aus, wo ohne Zweifel die Grenze zwischen Obergermanien und Rätien anzusetzen ist, geht in nord-nordwestlicher Richtung die eine Grenzwehrlinie, der Rheinlimes über Welzheim, Murrhardt, Mainhardt, Öhringen, Jagsthausen, Osterburken, Walldürn u. s. w. gegen den Main bei Miltenberg, der andere Arm, der Donaulimes oder der rätische Limes, zieht in nordöstlicher Richtung gegen die Altmühl bei Gunzenhausen in Bayern und fort bis Eining oberhalb Kehlheim a. d. D. Die Bauart beider Stränge ist verschieden, ihr Zweck war derselbe. Warum aber zogen die Römer nicht eine gerade Linie vom nördlichsten Punkte des rätischen Limes bei Gunzenhausen nach Walldürn und Miltenberg hin? Zieht man auf der Karte diese Linie, so ergiebt sich zusammen mit den beiden Limessträngen fast ein gleichseitiges Dreieck; die Römer hätten also fast die Hälfte des Weges gespart, hätten statt einer etwa 50 Stunden langen Grenze eine kaum 30 Stunden lange abzuhegen und zu besetzen nötig gehabt.

Es waren wohl zwei zwingende Gründe; einmal wollten sie sich von ihren alten und natürlichen Operationsgrundlinien, Alb-Donau und Neckar-Schwarzwald, nicht allzu ungleich weit entfernen, dann aber, und das scheint der noch schwerer wiegende Grund zu sein, hätten sie durch Einverleibung des eben genannten Dreiecks ein Land hinter ihre Grenzwehr bekommen, das so

gut wie unbrauchbar ist für Bewegung und Entfaltung von Truppenkörpern, das bei einem raschen Rückzug dem Heere leicht den Untergang hätte bereiten können. Dieses Dreieck ist nämlich erfüllt von den sogenannten Schwäbischen Waldbergen, dem Welzheimer, Murrhardter, Mainhardter, Limpurger und Ellwanger Wald. Das ist ein Gewirr von Waldschluchten und schmalen, lang und eng ineinander geschobenen Bergrücken, heute noch nur dünn bevölkert und erst in neuester Zeit mit schweren Kosten mit genügenden Verbindungswegen versehen. Die Gebirgsart ist der Keuper, ein Gemisch von Sandstein- und Thonmergelbänken, auch losen Sandmassen, so daß die Wasser des Himmels unaufhörlich daran arbeiten; bei Regen oder Schneeschmelze gerinnen die Hänge und Sohlen der Schluchten zusammen in förmlichen Sumpf und Teig. Dazu das Dickicht der Wälder. Letztere hätte man umhauen und abbrennen können, aber dann wäre auf dem entblößten Boden den Wassern erst rechtes Spiel gegeben worden. Jeder stärkere Regen hätte diese Schluchten blitzschnell angefüllt mit reißenden Wildbächen und aufgeweicht bis in Mannestiefe. Fuhrwerk, Reiterei und Wurfgeschütz wären versunken; aber auch das Fußvolk hätte dort nimmer seine Hauptwaffe, das aus Gliedern zu werfende Pilum mit Erfolg gebrauchen können. Alles mußte sich auflösen in Einzel- und Nahkampf, worin die Deutschen, ebenso wie dereinst im Teutoburger Wald, die Stärkeren gewesen wären. Denkt man sich aber dieses

Dreieck als Hochebene, und vielleicht noch mit einem Steilabfall gegen die feindliche Seite, so hätten die Römer doch wohl ihre Grenze am Hochrande hingezogen und die Verbindung mit den Verteidigungsgrundlinien ihres Hinterlandes durch ein strammes Straßennetz unschwer bewerkstelligt.

Also schieden die Römer dieses Gebiet aus und griffen mit ihren Vorposten nur so weit hinein, als sie noch zusammenhängendes Land hinter sich hatten. Zugleich gab ihnen das ausgeschiedene ein treffliches Hindernis feindlicher Annäherung. Von Lorch ostwärts konnte die Hochebene des vor der Alb ausgebreiteten schwarzen Jurakalks eingehalten werden und der Limes auf ziemliche Strecken auf Wasserscheiden ziehen, gegen Norden aber, wo kaum irgend eine solche gewonnen werden konnte, weil hier zahlreiche Thäler von Osten nach Westen streichen, fuhren sie schnurgerade hindurch, über Thäler und Schluchten und weithin schauende Bergrücken.

Vor beiden Linien läuft das Thal des Kocherflusses, wiederholt mehrere Stunden davor langhin den beiderseitigen Zug und muß als die von den Römern sich festgesetzte äußerste Grenze angesehen werden. Bis ins Kocherthal reichen auch die Vorburgen der Römer. Das Thal selbst ist tief, sumpfig, vielverschlängelt, an den Rändern oft felsig und war in einem Teil seines oberen Laufes noch vor 10 Jahren vollkommen weglos. Weiter nördlich, wie östlich geht dann der Zug

des Limes über den Kocher hinüber; aber auf eine Länge von 75 km (15 Stunden) blieb der Fluß eine vortreffliche Schranke vor den beiden Schenkeln des Limes.

Die Bauart des Rheinlimes ist ein starker Erdwall mit Graben davor, alle fünfhundert Schritte hinter dem Wall ein Wachhaus, auf den hervorragendsten Punkten ein Wachturm; alle 3—3½ Stunden hinter der Linie ein gemauertes Castrum, dazwischen in der Mitte meist ein kleines Kastell. Der Donaulimes ist eine 3½ Fuß dicke, aus mittelgroßen lagerhaften Bruchsteinen satt in Mörtel aufgeführte Mauer, die alle 35 Fuß, von Axe zu Axe gerechnet, durch einen ebenso dicken und tiefen, senkrecht und mit der Mauer im Verband aufgemauerten Spornpfeiler (Strebepfeiler) verstärkt und verspannt wird. Es ist dies die sogenannte Teufelsmauer.

Diese Spornpfeiler sind gewiß das Wichtigste der ganzen Mauer; sie weisen auf einen Holzbau hin, der hinter der Mauer, mit dem Auflager seiner wagrechten Balken auf den Spornpfeilern, als ein Gang für die auf- und abschreitenden Wachposten und zugleich zur besseren Verspannung und Verstrebung der bei den weiten Abständen der Spornpfeiler immer noch bedenklich schwachen Steinmauer diente. Ja, man darf noch weiter gehen. Es muß angenommen werden, daß in den sumpfigen Thalsohlen nur der Holzbau vorhanden war. Eine solche Mauer hätte niemals in moorigen Thalgründen gehalten und vollends dem Andrang der

Überschwemmungswasser widerstanden. Dazu gehören mächtige Unterbauten und die müßten sich auch erhalten haben, doch davon nirgends eine Spur oder eine Sage. Mit Pfahlwerk, zwischen dem das Wasser jederzeit durchströmen konnte, ließ sich ein Übergang wie eine Abzäunung leicht ausführen. Die sehr genauen Darstellungen ähnlicher Befestigungen auf der Trajanssäule in Rom zeigen, wie gern und wie oft die Römer den Steinbau mit dem Holzbau mischten.

Wir dürfen die Teufelsmauer bei ihrer Dicke von 3½ Fuß gewiß nicht höher als 10 Fuß annehmen, ohne die gezinnte Brustwehr, also im ganzen doch 15—16 Fuß hoch. War die Brustwehr 2 Fuß dick, so blieben für den Wandel auf der Holzbrücke dahinter immer noch 5 Fuß, was genügte. An der Mauer standen, wie sich noch gut nachweisen läßt, in der Entfernung von je einer römischen Meile (5000 röm. Fuß) Türme oder „Burstel“ (Burgställe), das sind mit einem Ringgraben umgebene meist aufgeschüttete Erdberge. Alle vier röm. Meilen lagen dann 1—2 km hinter der Mauer gemauerte Kastelle oder feste Lager aus Erdwerk; von den meisten sind gleichfalls noch ansehnliche Reste erhalten. Daß beide Linien entlang Pfähle standen, dafür sprechen außer den Berichten der alten Schriftsteller und den Gründen der Zweckmäßigkeit die überall gebräuchlichen Namen: „Pfahlgraben“ am Rheinlimes und „Pfahl“ am Donaulimes; auch die Orte Pfahlbronn, Pfahlbach, Pfahldorf u. s. w.

Aber der eigentliche Schauplatz der Sicherung der Reichsgrenze muß vor beiden Linien angenommen werden; von ihnen aus wurden gleichsam Fühlhörner hinausgesandt, um jede Annäherung des Feindes schon aus der Ferne zu spüren und dann längs der Linien die Nachrichten über Stand und Stärke des Feindes zu verbreiten; waren die Feinde einmal bis an den Pfahl, so konnte leicht die Linie und damit der ganze Wach- und Alarmierungsdienst durchbrochen werden. So wenig man heutzutage eine Telegraphenlinie, die im Krieg eine hervorragende Rolle zu spielen hat, auf die Landesgrenze setzt, so wenig darf dies beim Limes angenommen werden. Durch frei sich bewegende Vortruppen, sowie durch befestigte Punkte, die feste Rückhalte abgaben, war ein Streifen Landes vor den Linien bewacht. Dieser Streifen ist zwei bis drei Stunden breit; davor war ohne Zweifel wüstgelegtes und gründlich entwaldetes Land, und alles dies in friedlichen Zeiten als Viehweide benutzt.

Die Vorschanzen sind Erdwerke in Burstel- oder Lagerform, meist um die gegen den Limes ziehenden flachen Thäler und wenigen Hochstraßen zu sperren. Zuweilen liegen sie auch am Fuß eines Berges, wie um die auf der Höhe stehenden Posten vor Überrumpelung zu schützen. Wiederholte Grabungen, die ich in den meisten dieser Werke anstellte, ergaben immer dasselbe: rohe römische und altgermanische Gefäßscherben und das Fehlen jeglichen Mauerwerks. Auch römische

Münzen werden in diesen Erdkastellen gefunden. An mittelalterliche Anlagen ist wegen des durchaus fehlenden Gebäudeschuttes nicht zu denken. Noch weniger an altgermanische oder keltische. Wohl wurden einige der größeren Werke im Mittelalter zu kleinen Ritter- oder Bauernburgen benutzt und dann sind sie tief mit Stein- und Ziegelbrocken und mittelalterlichen Gefäßscherben bedeckt; aber unter und neben diesen Schichten fanden sich die leitenden alten Scherben. Eine Vergleichung mit erst im Mittelalter errichteten Burgen zeigt sofort die Verschiedenheit; die Gräben machte man im Mittelalter breiter und tiefer und suchte solche Punkte aus, die höchstens an einer Seite zugänglich waren; aber die römischen Anlagen sind oft mitten auf dem flachen Hochfeld, von allen vier Seiten frei. Andere lehnen sich nur mit einer Seite an Schluchten oder Abstürze. Man verließ sich auf die bessere Bewaffnung, die höhere Kriegskunst, die Ungelenkheit der Deutschen, feste Plätze rasch zu erobern.

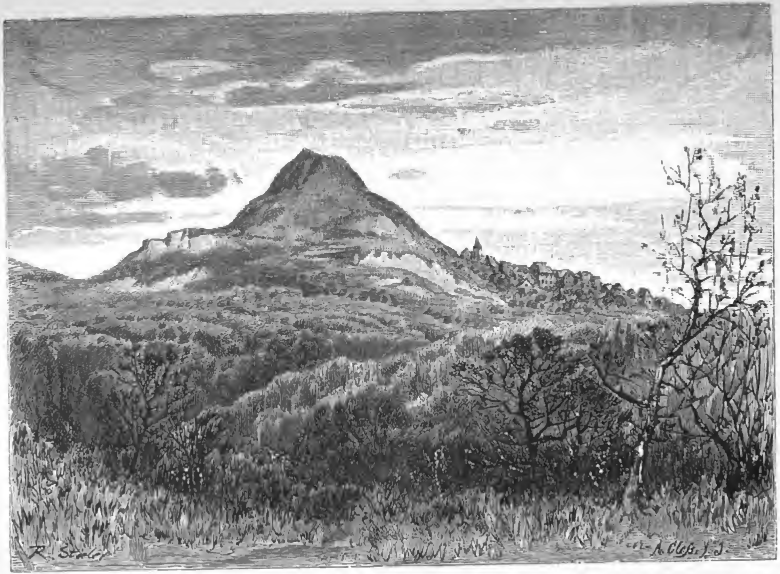
Ähnliche römische Erdwerke liegen nun besonders auch hinter dem rätischen Limes als Thalsperren, oder an den römischen Heerstraßen, oder als Beobachtungspunkte auf frei blickenden Anhöhen, und bestehen meist aus einem Burstel mit einem rechteckigen Lager dahinter. Gern liegen drei solcher Werke beisammen.

Weiter aber kommen rückwärts vom Limes in Betracht ganze Linien von Befestigungen. Hinter dem Rheinlimes die Mümling-Neckarlinie, in Württemberg

mit den Kastellen auf dem linken Neckarthalrande, flußaufwärts gerechnet, bei Wimpfen, Böckingen bei Heilbronn, bei Wahlheim am Einfluß der Enz in den Neckar, Marbach, Cannstatt, Köngen, dann nordöstlich von Tübingen, bei Rottenburg (Sumalocenne), Unteriflingen, Waldmössingen, Rottweil. Ihre Entfernung beträgt durchschnittlich stark drei Stunden. Von Cannstatt aber geht eine Linie ostwärts ab, läuft das Remsthal hinauf, steigt empor nach ad lunam, d. i. an die Leinecke bei Pfahlbronn, wo sie den Rheinlimes schneidet, geht weiter nach Aalen, zuvor den Donaulimes schneidend, an den Ipf bei Bopfingen, läuft nach Maihingen und Öttingen im Ries, nach Gnotzheim, Trommetzheim, Weißenburg am Sand, geht bei Pfünz über die Altmühl, weiter nach Kösching, Pföring und bei Irnsing-Eining (Abusina) über die Donau, und auf dem rechten Stromufer nach Regensburg.

Es ist diese Linie von Cannstatt bis Eining der östliche Strang jener oben genannten großen Straße, die von Vindonissa in der Schweiz nach Cannstatt läuft, und auf der Peutinger Tafel verzeichnet ist. Für die Berechtigung, die Straße über die Orte zu ziehen, sprechen sowohl noch die heutigen Namen mancher derselben, als auch die überall richtig zutreffenden Entfernungen; die letzteren wechseln von drei bis zu achtzehn römischen Meilen. Alle diese Orte müssen Kastelle gehabt haben, an den meisten sind sie schon gefunden. Einige der östlichen wurden auch schon als Kastelle für den rätischen

Limes aufgefaßt. Beide Linien sind aber auseinander zu halten. Der Lauf des rätischen Limes kreuzt, von innen kommend, wie schon oben bemerkt, die mit Kastellen besetzte Heerstraße eine Stunde westlich vor Aalen, macht einen großen Bogen um das Ries samt dem Hesselberg herum und erreicht bei Gunzenhausen seine nördlichste Stelle, nähert sich eine starke Stunde östlich von Weißenburg am Sand auf eine Viertelstunde der Heerstraße, geht dann wieder weithin östlich ab, trifft aber eine Stunde unterhalb der Heerstraße bei der Hadrianssäule die Donau. Daher die außerordentliche Wichtigkeit von Irnsing-Eining (Abusina). Genannte Straße ist eine echte, durchaus nicht den nächsten Weg suchende Militärstraße, von der Neinecke an zugleich Grenzstraße; sie lief womöglich auf beherrschenden Anhöhen, überschritt Flüsse und Thäler womöglich an ihren freiesten Übergängen und zog Stücke schon bestehender Hochstraßen, wie auch bedeutende vorrömische Niederlassungen und Ringwälle in sich herein; so die uralten Plätze an den Neckarübergängen bei Rottenburg und Cannstatt, die großen Ringwälle des Ipf bei Bopfingen, auf dem Spielberg bei Gnotzheim, auf der Wülzburg bei Weißenburg. In ihrem östlichen Teil hat sie die schwäbische und die fränkische Alb oder den Hahnenkamm als festen Rückhalt hinter sich, ersteigt bei der Wülzburg den Hahnenkamm und schießt dann auf dessen Hochebene auf Stunden weit schnurgerade gegen Pfünz an der Altmühl. Rückwärts beider Linien lag also



Hohenstaufen.

auf lange Strecken das Kalkgebirge der schwäbischen und fränkischen Alb, sagen wir: der deutsche Jura. Ein Gebirge, wie geschaffen für einen jedes weitere feindliche Vordringen abweisenden Hintergrund. Gegen Norden mit hohen Felsenstirnen, wie eine Mauer anlaufend, erweitert es sich oben zu breitem leicht gewelltem Hochland, das den Truppenbewegungen besten Spielraum bot. Dann senkt es sich sachte zur Donau. Die Aufgänge wurden gleichfalls von den Römern durch Schanzen bewacht und gesperrt, und auch oben legten sie an den nach den Donauübergängen strebenden Heerstraßen zahlreiche Schanzwerke an, die meist noch wohlerhalten, aber noch wenig untersucht sind. Ähnlich ist es hinter der Neckarlinie auf dem Schwarzwald.

Dies alles zusammengefaßt, giebt erst ein Bild von dem Verteidigungsgedanken der Römer, — scharfsinnig und groß, dieses Volkes würdig. Die Limesstränge selbst aber erscheinen in dem Netzwerk von Straßen und Schanzen als die an den Rändern aufklärenden Wach- und Alarmierungslinien, daher oft rücksichtslos über Höhen und Tiefen gezogen, vor keiner teilweisen Überhöhung zurückscheuend, immer den großen Zweck, den möglichst raschen und regelmäßigen Wachdienst verfolgend.

Mehrere württembergische Forscher lassen den Rheinlimes über Lorch hinaus südwärts bis an den Hohenstaufen sich verlängern, eine 5/4 Stunden lange Strecke, in deren Mitte ein sicher römisches Schanzwerk, der

sog. Burren, liegt. Es galt wohl, das so sehr wichtige Remsthal, das von Osten her den bequemsten Zugang in das Herz des Neckarlandes bei Cannstatt bildet, an seiner engsten Stelle zu sperren — aber auch der Gedanke drängt sich unabweisbar auf, daß der Hohenstaufen zu einem Beobachtungspunkt sowohl für die beiden Limeslinien, als überhaupt für einen kolossalen Umkreis wie geschaffen ist. Von seinem jetzt so kahlen Scheitel, der früher durch Türme noch gehoben war, sieht man weit über das Königreich Württemberg hinaus, bis an die Höhen des badischen Schwarzwaldes, des Odenwaldes, der Vogesen, der Alpen; dann fast sämtliche Berge der schwäbischen Alb und die Limeslinien in ihrem Verlauf, einerseits bis gegen Walldürn, andererseits bis gegen den Hesselberg hin; weiter blickt man in so manches von den Römern im Land angelegte Castrum hinein, wie z. B. in das bei Köngen und in das bei Rottenburg, der Hauptstadt des Zehentlandes. Feuer auf dem Hohenstaufen konnten das Land im weitesten Umkreis alarmieren.

Es hat deshalb einen guten Sinn, den eigentlichen Eck- und Angelpunkt der beiden Limesstränge statt in das niedrig gelegene Lorch auf den Staufen zu setzen. Ihm entspricht im Osten der Hesselberg, jener mit Ringwällen und römischen Schanzen bekrönte, zwischen dem rätischen Limes und der großen Heerstraße einsam aufsteigende Bergstock, von welchem man vom Hohenstaufen bis an die Burg in Nürnberg und wieder bis an die

Alpen sieht. Beide Berge hielten so recht die Wacht an der stolzen Grenzwehr des römischen Weltreiches.

Nach Mommsen ist die erste Einrichtung der Grenzwehr, durch welche das Neckarthal in die römische Herrschaft hineingezogen wurde, also unser Rheinlimes, das Werk der Flavier, hauptsächlich wohl Domitians, welcher damit die Anlage am Taunus weiter führte.

In dem Chattenkrieg im Jahr 83 hatte Domitian seinen tüchtigsten Ingenieuroffizier Frontinus bei sich. Wohl möglich, daß dieser den schnurgeraden Rheinlimes anlegte, und merkwürdigerweise paßt die Strecke von 120 Millien, welche Frontinus selbst als die Länge des damals angelegten Limes angiebt, auf die Strecke vom Hohenstaufen bis an die Main- und Taunusecke bei Hanau.

Die Alemannenzeit.

Der Zeitraum zwischen dem Eindringen und Seßhaftwerden der Alemannen bis auf Karl den Großen hat in unserem Land Erzeugnisse der Kunst nur in Gräbern hinterlassen. Man nennt diese Gräber Reihengräber, weil sie reihenweise im Boden liegen. Die hier geborgenen Waffen und Schmucksachen der Toten geben eine Ahnung vom damaligen Kunstvermögen, die nicht zum Nachteil jener uns so dunklen Zeiten ausfällt. Edler Geschmack und Reichtum blitzt uns entgegen aus den oft zu mehreren Hunderten friedlich neben einander liegenden Gräbern. War das Erdreich hart und

trocken, so wurden dieselben einfach in den Grund gehauen, bei weicherem Boden umgab man die Gräber kistenartig mit rauhgespaltenen Steinplatten. Die Toten, meist groß und starkknochig, schauen mit ihren langen Alemannenschädeln dem Sonnenaufgange zu. Auch Frauen und Kinder findet man zahlreich. Mitunter wurde das treue Roß mit ins Grab gegeben.

Die durchgängig eisernen Waffen bestanden aus dem Spieß, zuweilen aus der dem römischen Ango nachgebildeten Hakenlanze, aus dem zweischneidigen Langschwert und dem einschneidigen Kurzschwert, dem sog. Sax, mit schwerem Rücken, eine furchtbare Waffe im Handgemenge. So schon im Beowulfsliede — als Beowulf dem Helden im Kampf mit dem Wurm sein zweischneidiges Schwert versagt, greift er zum Sax und bezwingt damit das Ungetüm. Der Griff des Sax nimmt manchmal nahezu ein Dritteil der ganzen Waffe ein, was offenbar auf den Gebrauch beider Hände hinweist und die volle Wucht dieses Hiebmessers möglich machte. Das einschneidige Schwert mit zweihändigem Griff begegnet uns noch im dreizehnten Jahrhundert, wir sehen es in der Schlacht bei Bovines in der Hand Kaiser Ottos, welcher mit den mächtigen Hieben seines nach Messerart einschneidigen Schwertes, das er mit beiden Händen führte, die Feinde nach allen Seiten traf, wen er erreichte betäubte, die Reiter mit den Rossen zu Boden schlug.

Prachtvoll muß die Waffenrüstung der alten Ale-

mannen gewesen sein; wenn wir heute die vom Rost gebräunten Rüstungsstücke reinigen, glitzern überall in die Eisenplatten eingeschlagene Silber- oder Goldfäden, die in runenhaften Verschlingungen oder als fabelhafte Tiere die Fläche reizend beleben. Die sog. Gewandspangen werden auch noch gehoben durch farbige Edelsteine oder Glasflüsse. Ebenso reich und geschmackvoll war der Schmuck der Frauen und Kinder.

Der Stil fußt auf klassischen Vorbildern, ist aber doch ganz durchdrungen von germanischem Wesen, mutet uns merkwürdig altheidnisch an. Christliche Zeichen ziehen sich schüchtern nach und nach in den alten trotzigen Wehrschmuck. Den Übergang zu der jetzigen Bestattungsart bildet die Sitte, in trogartig ausgehöhlte, oben am Deckel schlangenartig geschnitzte Eichbaumstämme, „Einbäume“ oder „Totenbäume“, die Leichen zu betten; die Beigaben der jetzt christlich gewordenen Schwaben weichen aber kaum von den früheren ab in Form und Gedanken.



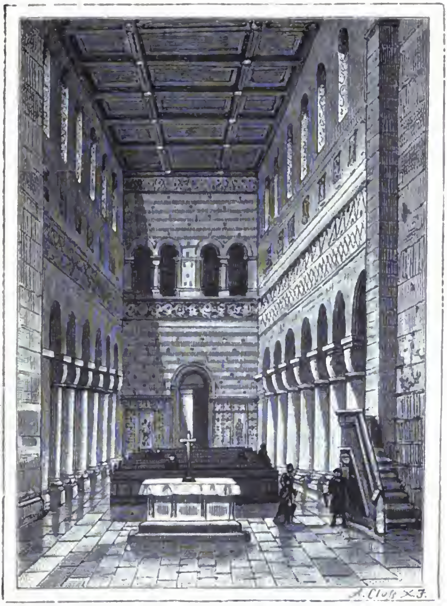
Kunst.

Die Zeit der Karolinger, welche die erste jetzt nur noch in schwachen Resten erkennbare Lebensregung einer deutschen Bau- und Bildkunst hervorbrachte, hinterließ bei uns nur die Trümmer der Krypta zu Unterregenbach bei Langenburg, einige Elfenbeinschnitzwerke und Miniaturen. Alles jetzt in Stuttgart. Die römisch-jonischen Kapitäle der gebauchten Säulen jener Unterregenbacher Krypta sind umhüllt von tiefeingezackten Akanthusblättern und erinnern an ravennatische Arbeit.

Die spätere **Baukunst** in Schwaben hinterließ uns ihre ersten Werke aus der Zeit Kaiser Heinrichs IV., gegen das letzte Viertel des elften Jahrhunderts. Es herrscht der sog. frühromanische Stil, Träger desselben ist der Benediktinerorden, der, den Kaisern meist feindselig gesinnt, in strenger Weise seine Gotteshäuser aus gediegenem Steinbau schuf, so daß sie heute vielfach noch aufrecht stehen. Das Mauerwerk an den ältesten mit kleinen, sauber zugerichteten Bruchsteinen

und großen Eck- und Thürsturzsteinen mahnt noch an römische Art. Aber schon früh im zwölften Jahrhundert, unter den ersten Hohenstaufenkaisern, kommt das schöne, enggefugte, glatte Quaderwerk an den Kirchen auf; die Burgen und alten Reichsstadtmauern werden mit wohlgefügten Buckelquadern wie für die Ewigkeit hoch und breit aufgeführt.

Die Kirchen der Benediktiner zu Ende des elften und Beginn des zwölften Jahrhunderts offenbaren schon großartige Baugedanken, sind ausgedehnte und reiche Anlagen, schlicht bei erhaben stimmenden Verhältnissen, wirksam in den sparsamen Formen. Es sind die Benediktinerkirchen zu Hirsau, Zwiefalten, Alpirsbach, Lorch, Komburg, Ellwangen, Weingarten u. s. w. Meist waren es Säulenbasiliken, dreischiffig mit doppelt so breitem Hochschiff, das durch Rundbogen tragende Reihen von Würfelknaufsäulen von den Seitenschiffen getrennt wird. Glatteingeschrägte Rundbogenfenster erhellen Seitenschiffe und Hochschiff. Flache Holzbalkendecken spannen sich oben darüber, halbrunde Chöre schließen ostwärts ab, nachdem vor ihnen ein mit dem Mittelschiff gleichhohes Querschiff hereintritt. Ein Vorhof oder eine Vorhalle liegen im Westen. Türme, gewöhnlich zu zwei, stehen gleichfalls gegen Abend, oder auch gegen Osten. Bei den reichsten, wie Ellwangen und Komburg, steht ein Turm im Westen, zwei nach Osten zu. Aus nah und fern wirken diese Münster, meist auf Hügeln gelegen, groß und ergreifend.



Klosterkirche zu Alpirsbach. Schwarzwald.

Das früheste dieser Bauwerke ist die schon 1071 eingeweihte Aureliuskirche in Hirsau, mit dem westlichen Teil noch erhalten; viel gewaltiger war die auf dem andern Ufer der Nagold, dem linken, seit 1083 von Abt Wilhelm erbaute, jetzt ganz in Trümmern liegende

Peter und Paulskirche in Hirsau, deren Schönheit und Größe weit über Schwabens Grenzen hinauswirkte und die an räumlicher Ausdehnung nur von dem Münster in Ulm übertroffen, von einigen unserer Zopfkirchen nur annähernd erreicht wurde; ihre äußere Länge beträgt 330 römische Fuß, ihre Breite ein Viertel davon. Durch eine von zwei hohen viereckigen Türmen flankierte dreithorige gewölbte Pfeilerhalle, trat man in den unbedeckten Vorhof und dann durch ein großes, einfach ernst eingetrepptes Rundbogenportal in die Kirche selbst, in der je sieben Würfelknaufsäulen aus rotem Schwarzwaldsandstein die halbrunden Arkadenbögen des 80 Fuß hohen Hochschiffes trugen. Der Chorschluß war geradlinig, so daß der auch mit einem Querschiff versehene Bau ganz rein die Form des lateinischen Kreuzes bewahrte. Nur einer der Westtürme steht noch aufrecht. — Aber im nahen Alpirsbach erhielt sich fast unversehrt die ganz im Geiste der Hirsauer, vielleicht unter Einwirkung Abt Wilhelms am Schlusse des elften Jahrhunderts errichtete große Benediktinerklosterkirche und giebt noch den alten Eindruck.

Zu den bedeutsamsten Bauwerken aus dieser früheren Zeit gehört dann die nach 1100 begonnene Stiftskirche zu Ellwangen. Kein Säulen-, sondern ein Pfeilerbau und zwar, was in Schwaben selten, ein gewölbter.

Aus einem Gusse und reich im Entwurf, meist untadelig in der Ausführung, macht sie uns staunen durch die kühne Festigkeit ihrer Bauart, so daß sie,

verschwindende Änderungen abgerechnet, bis jetzt, durch fast acht Jahrhunderte hindurch, erhalten blieb. Dicke, schwere, für Sturm, Regen und Feuerbrand gleich undurchdringliche Kreuzgewölbe, in Mittel- und Querschiff kuppelartig überhöht, decken den stolzen Pfeilerbau, der nach Osten in fünf gleichfalls gewölbte halbrunde Chornischen (Absiden) endigt und an der West- und Ostseite noch verspannt wird durch stattliche Steintürme, zwei in den Ostwinkeln von Lang- und Querhaus, einer über der zweigeschossigen, auch ganz gewölbten Vorhalle im Westen.

Die Kirche hat wieder die Gestalt des lateinischen Kreuzes, das an den Hochschiffen ganz deutlich hervortritt. Die lichte Weite ihres Mittelschiffes beträgt 36 römische Fuß, ihre ganze äußere Länge siebenmal so viel, also 252 römische Fuß. Außerordentlich glücklich und groß wirkt die Ostseite mit ihren fünf halbrunden Chören, den zwei Osttürmen, den zwei Querschiffarmen, dem Ostgiebel des Hochschiffes und fern dahinter der Westturm. Halbrunde, Rechtecks-, Giebel-, Pyramiden- und Sattelformen, in merkwürdigem Wechsel und doch wieder im Einklang durch die Einfachheit der Verhältnisse.

Die großen Säulenbasiliken zu Zwiefalten und sonst in Oberschwaben sind verschwunden. Die auf Komburg bei Hall wurde in Renaissanceformen umgebaut; noch stehen aber ihre drei alten steinbehelmten Türme, noch steht das zweitürmige Burgthor mit der Burgkapelle.

Unterkirchen (Krypten) finden sich zu Alpirsbach, Oberstenfeld, Ellwangen, Denkendorf; letztere unter der schönen romanischen Kirche, hoch im spitzbogigen Tonnengewölbe geführt, geheimnisvoll dämmernd, mit wilden Drachenkapitälen an den breiten steinernen Wandpfeilern.

Von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an, begünstigt durch Kaiser und Päpste, hält der Orden der Cisterzienser seinen Einzug auch in unserem Land, sucht weltabgelegene, schattige, quellenreiche Thäler auf und baut in denselben seine ausgedehnten Kloster- und noch ausgedehnteren Bewässerungsanlagen. In der Kunst auf das einfachste sich beschränkend, werden seine langen Kirchen turmlos, die Chöre gerad abgeschlossen, schlichte rechtkantige Pfeiler ersetzen die weicheren, freieren Rundsäulen; kein Bildwerk — außer dem Steinbild des Gekreuzigten mitten in der Kirche, die gewöhnlich den Laien verschlossen blieb. Um so stattlicher sind die Gebäude, welche dem Gewerbe, Acker- und Weinbau der Klosterbrüder dienten, die einen vollständigen Staat im Staat bildeten.

Im Lauf der Zeiten bürgerte sich bei den Cisterziensern auch ein reicheres Kunstleben ein, so daß die noch fast vollkommen erhaltenen zwei großen Cisterzienserklöster Maulbronn und Bebenhausen die Entwicklung der mittelalterlichen Kunst durch mehrere hundert Jahre hindurch zeigen, heute noch jeden Kunstwanderer auf Wochen zu fesseln wissen.

Unter den späteren Hohenstaufen, als unsere Reichs-



Kloster Denkendorf (Mondnacht).

städte erstarkten, entstanden in ihnen besonders reiche und prächtige Werke des sog. spätromanischen Stils, der mit Zierat fröhlich überzogen und oft von großer malerischer Wirkung wird.

Die Bögchen der schon in der strengen Zeit beliebten Rundbogenfriese füllen sich mit Laubwerk, Blumen, mit Tier- oder Menschengestalten, und werden oft an den

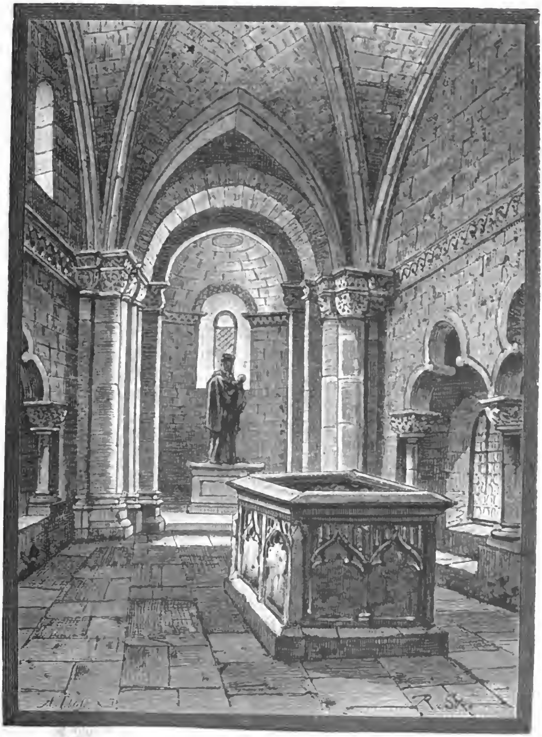
Kanten diamantiert. Die Säulenschäfte drehen sich oder umziehen sich mit reichem Geflecht. An den Säulenknäufen steigen Vögel, Fratzen oder Blätter, oben sich kugelig zusammenrollend, hochauf, oft zu wundervoller Schönheit gesteigert. Tiere hocken auf den Fensterbänken, angestrengt tragende Männlein kauern an den Giebelgesimsen. Drachen oder Stierköpfe verschlingen die aufsteigenden Ecksäulen, sich statt des Leibes in den Leibungen der Gewölbe fortsetzend.

Ein Hauptbeispiel ist die Johanniskirche zu Gmünd, mit ihrem freistehenden Turm.

Aber auch die geistlichen Pflanzungen schreiten fort, doch meist mit kleineren Bauanlagen, so der Kirche zu Faurndau bei Göppingen, der zu Brenz bei Heidenheim, der berühmten Walderichskapelle zu Murrhardt.

Schon um die Wende des zwölften Jahrhunderts dringt von Frankreich her, zuerst vermittelt durch die Cisterzienserklöster, eine fremde, dort in Frankreich schon hochausgebildete Bauweise, die gotische, und bildet, mit der althergebrachten, dem behäbigen, bedächtigen Sinn der Deutschen mehr entsprechenden Rundbogenstil, mehr oder minder sich vermischend, jenen Übergangsstil hervor, der, die besten Eigenschaften beider Bauweisen glücklich zusammenfassend, die glänzendsten Werke in Schwaben und Franken schafft.

Sechsteilige Rippenkreuzgewölbe, rohrschlanke, in der Mitte gewirtelte Säulen, in unbedenklicher Menge angebracht, hohe prachtvolle Knospenkapitäle und Laub-



Walderich-Kapelle, Murrhardt.

werkschlußsteine, massige Fenstermaßwerke sind die Hauptgrundzüge dieser bei uns meist nur in Teilen von älteren Bauten eingefügten Bauart; so in Maulbronn, Reichenbach, Alpirsbach, die Chöre der Klosterkirchen zu Gnadenthal und Frauenthal im Fränkischen, der herrliche Chor der ehemaligen Stadtkirche zu Backnang, Türme der Dionysiuskirche zu Eßlingen u. s. w. Auch an den Burgen dieser Zeit schauen aus den wankenden Trümmern, aus Schutt und Baumwuchs zuweilen noch herrliche mit Laubwerksäulen geschmückte Bogenfenster; so an den Burgen Brauneck und Leofels im Fränkischen, Neipperg im Zabergäu, Liebenzell im Schwarzwald.

Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstehen dann vollkommen gotische, die sogenannten frühgotischen Bauten; die schönsten an der Grenze des Landes zu Wimpfen im Thal, die ein aus Paris gekommener Baumeister begann. Abhängig hievon sind die Osttürme der Kilianskirche in Heilbronn und besonders die Kirche zu Lauffen am Neckar, deren hoher gegen den Neckarfluß vortretender Chor die ganze Zartheit dieser Bauweise zeigt.

Etwas kräftiger ist die große Marienkirche in Reutlingen, innen ausgebrannt, außen noch wohl erhalten, wirkt sie besonders auch durch die mit drei Prachtpforten sich öffnende Westseite (Schauseite), aus welcher, von zwei Türmchen flankiert, der Hauptturm hoch und mächtig emporsteigt, in einem undurchbrochenen mit Krabben besetzten Steinhelm sich endigend. Reiches

edles Laub- und Stabwerk umspinnt den Bau in zierlichem Schatten- und Lichtschlag. Fast noch reicher und feiner ist der Turm der Kapellenkirche in Rottweil, zudem noch mit einer Menge von heiligen Bildsäulen.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts steigt dann ein Bauwerk auf von eigenartiger Schönheit, das weit bis tief nach Bayern und Böhmen und bis zum Schlusse der gotischen Kunst fortwirkte: die große im Jahr 1351 gegründete Heiligkreuzkirche zu Schwäbisch Gmünd.

Folgte die Anlage unserer gotischen Kirchen bis dahin so ziemlich der romanischen, mit Hochschiff und halb so hohen Seitenschiffen und einfachem jetzt vieleckschließendem Chore, so kommt mit der Gmünder Kirche die Hallenkirche mit gleich hohen Schiffen und der Umherziehung der Seitenschiffe um den Chor, der noch einen niedrigeren Kapellenkranz durch Vermauerung der Strebepfeiler erhält. Und nun bleibt, mit wenigen Ausnahmen, die Hallenkirche herrschend, doch meist mit einfacherem Chorschluß, während die Gestalt der Gmünder fortlebt in den Kirchen in Prag, Kuttenberg, Kolin, in den zwei großen Nürnberger Kirchen, etwas schlichter an der riesigen Martinskirche zu Landshut, der wunderschönen Domkirche zu Dinkelsbühl und andern. Im Lande selbst ist der erst 1495 begonnene Chor der Michaelskirche in Hall eine fast genaue Nachbildung und der Chor der Schorndorfer Kirche eine geistreiche Vereinfachung des Gmünder Planes. Als der schöpfer-

ische Geist, der in Gmünd wirksam gewesen, wird genannt Meister Heinrich, dessen Sohn Peter der berühmte Hofbaumeister Kaiser Karls IV. in Prag war und der den Chor des Prager Doms in die Höhe fertig baute, außerdem die Moldaubrücke, den Chor der Bartholomäuskirche in Kolin, die Barbarakirche in Kuttenberg u. s. w.

Am Ende des vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert übernehmen die beiden schwäbischen Reichsstädte Eßlingen und Ulm die Führung und entwickeln den sogenannten spätgotischen Stil, der gerade bei uns durch die Böblinger die vollsten Blüten getrieben hat — während in der Grafschaft Württemberg die Zeit bis 1450 nichts Bedeutendes hervorbringt. Anders im Fränkischen, wo vor und nach 1400 die zwei schönen, von der Würzburger Marienkirche abhängigen Wallfahrtskirchen bei Creglingen und Laudenbach, später die in Rieden bei Hall entstanden. Die Städtekriege lähmten offenbar in Altwürttemberg die Bauthätigkeit, die erst nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts neu und mächtig wächst, von dem nun herrschenden Staat kräftig befördert.

In Eßlingen ist es besonders der Bau der Frauenkirche, in Ulm der des Münsters, seit 1377; in beiden Städten unter den Baumeisterfamilien der Ensinger und Böblinger. Die Eßlinger Frauenkirche, eine dreischiffige Hallenkirche mit einschiffigem Chor, mit Westturm und figurenreichen Portalen, zeigt in Gliederung der Pfeiler, der Fenster und des Strebewerkes eine hohe Verfeiner-

ung der Spätgotik. Nicht so der großartigste Bau Schwabens, der Ulmer Münster. Der Ehrgeiz der Reichsstädte und Bischofssitze, gewaltige Münster, in denen gegen außen die ganze Größe und Macht der Stadt sich zeige, im Innern dem Kunstsinn des Einzelnen von Geschlecht zu Geschlecht eine geweihte Stätte geboten werde, hatte auch die Ulmer ergriffen und sie beschloßen einen Münster, größer als den Straßburger, und im Hauptturm so hoch wie die Kölner Türme. Der Grundstein ward gelegt am 30. Juni 1377. Aber es war keine Bischofs-, nur eine Pfarrkirche, was bei aller gewaltigen Ausdehnung sie nicht verleugnet. Der Grundriß weicht nicht viel von dem der Eßlinger Frauenkirche ab: dreischiffiges Langhaus mit einschiffigem Chor und Westturm, an den Ostenden der Seitenschiffe je ein Flankenturm, die aber nicht weit in die Höhe gediehen. Doch diese Anlage nun in den größten Abmessungen. Das gegen 150 Fuß hohe Mittelschiff von 50 Ulmer Fuß Lichtweite bekam Seitenschiffe von der halben Höhe, aber derselben kolossalen Breite, eine bis dahin und auch später nicht wieder gewagte Kühnheit — und schon zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts baute Burkhard Engelberger diese Seitenschiffe in zweischiffige Hallen um, schlanke Rundsäulen die Mitte entlang stellend und sie mit reizenden Sterngewölben überspannend. Um den Chor scheint ein Kapellenkranz beabsichtigt gewesen zu sein, wie das Durchgehen der jetzt in roher Weise zu Blendarkaden vermauerten Bögen und reich-

kapitellierten Säulen andeutet. Der Innenbau, sehr hoch und mit schweren Pfeilern, ist ziemlich schmucklos, ebenso das Äußere mit den Backsteinmassen; außerordentlich reich aber mit Bildhauereien und Zieraten ist der riesenhafte, wenn er ausgebaut sein wird, die Kölner Türme noch um einige Fuß überragende Westturm, welcher mitsamt dem Turm der Eßlinger Frauenkirche der Stolz der gotischen Baukunst im Württemberger Land.

Welch ein Weg mußte durchlaufen werden bis zum Eßlingerturm mit dem luftigen Achtecksgeschoß und seinem gänzlich durchbrochenen Steinhelm; das zierlichste Filigranwerk eines Daches von Stein, noch lebenskräftig in Stabwerk und Gliedern — die Tiergestalt, die z. B. den Gmünder Turm dräuend überzog, spukt hier nur noch versteckt, Laub und Blume sproßt über alles hin. Und dies alles nun im größten und reichsten Sinn ausgeführt am Ulmer Turm, der, bis zur Reformation zur Hälfte fertig geworden, jetzt nach dem uns noch erhaltenen Entwurf des Matthäus Böblinger wohl noch in diesem Jahrhundert vollendet sein wird; zugleich der schönste der gotischen Türme. An ihm, als dem so ziemlich zuletzt unter allen großen gotischen Türmen entworfenen, vereinigte der Meister die an früheren Turmbauten gemachten Erfahrungen und schuf ein Gebilde so leicht und luftig, so formenreich und formgeschmeidig, und dennoch einheitsvoll. Die unteren Teile überschleierte er mit dem feinen Gitterwerk der Kölner und Straßburger Domfassaden, den Filigranhelm aber,

der in Köln noch starr erscheint, umband er wagrecht mit „Kronen“, die selbst wieder aus sich durchdringendem Stabwerk geflochten sind, und erhielt dadurch sowohl den Eindruck des Freidurchschafften, als den des Festzusammengefaßten, das zugleich die langen Helmlinien gefällig unterbricht.

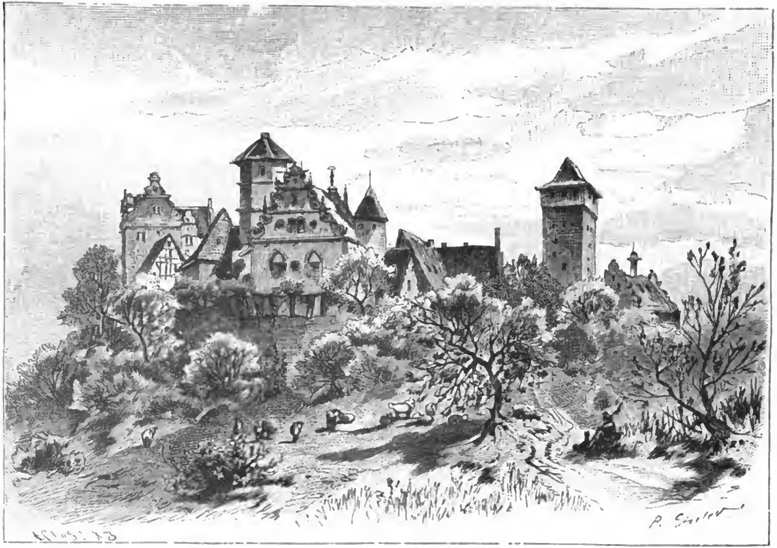
Lebhafteste Bauthätigkeit herrschte in der zweiten Hälfte und am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, besonders auch in Altwürttemberg. Eine Menge meist jetzt noch vorhandener Stadt- und Dorfkirchen und Klöster werden neu- oder umgebaut. Es sind dreischiffige Hallenkirchen mit einfachem Chor und Westturm und mit nach innen gezogenen Strebepfeilern, so daß zu Seiten der Nebenschiffe Kapellenreihen entstehen und das Langhaus eigentlich fünfschiffig wird. Weite, breite, ganz von Maschengewölben, die in vielen reichfigurierten Schlußsteinen zusammenstrahlen, überdeckte wohlthuende Räume mit gleich hohem oder wenig überhöhten Mittelschiff. Hauptbeispiele sind: Stiftskirche zu Stuttgart, St. Georgskirche zu Tübingen, Alexanderkirche zu Marbach, Heiligkreuzkirche zu Rottweil, Stadtkirche zu Weil der Stadt, zu Balingen, Stiftskirche zu Öhringen, alle mit Kapellenreihen. Von Hallenkirchen ohne Kapellen die schöne (etwas ältere) Stadtkirche zu Herrenberg, einst mit zwei Westtürmen, die Kirchen zu Cannstatt, Nürtingen, Metzingen, die St. Leonhardskirche in Stuttgart und als kleinste aller Hallenkirchen die Dorfkirche zu Effringen, O.A. Nagold.

Die meisten Dorfkirchen aus dieser Zeit sind einfach in der Anlage, mit Westturm, zugleich Vorhalle, einem Schiff, worüber eine flache oder im Tonnengewölbe gesprengte geschnitzte farbige Holzdecke und mit hübsch gewölbtem, vieleckig schließendem Chor; zuweilen ein Ostturm mit angesetzter vieleckiger Chornische oder der Turm malerisch neben dem Choranfang. Solche Kirchen geben noch manchem Dorfe des Unterlands seinen anheimelnden Reiz. Weiter entstanden in dieser Zeit wichtige Bauten in den unter württembergischem Schutz stehenden Klöstern, die ganze herrliche Klosteranlage Blaubeuren stammt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, dann die schönen Kreuzgänge in Bebenhausen, Alpirsbach und Hirsau. Sehr spät, schon in der Reformationszeit, aber noch gotisch, werden aufgeführt Kreuzgang und Refektorium des Klosters Heiligkreuzthal bei Riedlingen.

Mit den letzten Werken der Gotik stand man an einem Wendepunkt: weiter in der Verfeinerung konnte nur mit Aufgeben der Grundgesetze der Baukunst gegangen werden, und so trat man leichten Herzens hinüber zu der Bauweise, die fast schon ein Jahrhundert lang (seit 1420) in Italien der Ausdruck war eines neu erwachten, den Blick vom Himmel wieder auf die symbolische Schönheit der irdischen Körperwelt richtenden, tief humanen Geistes, der, wiedergeboren durch das Eindringen antiker Anschauungen, die vom Mittelalter vererbte Weihe christlicher Gesinnung doch nicht preisgab. Jene wunderbare Zeit warf auch einen Ab-

glanz über die Alpen auf das mitten im heftigsten Geistes- und Gewissenskampf stehende, seine Fesseln sprengende deutsche Volk. Dessen Wiedergeburt im Glauben fand einen willkommenen Bundesgenossen an der künstlerischen Wiedergeburt — und so ist bis auf den dreißigjährigen Krieg die Kunst der Renaissance in Deutschland eine vorwiegend protestantische, auch bei uns in Württemberg. Dann aber erlischt die Kunst in den protestantischen Gegenden, und gerade in den katholisch gebliebenen oder wieder katholisch gemachten feiert jetzt der Stil der Gegenreformation, der Baroko, der sog. Jesuitenstil seine Triumphe und errichtet großartige Werke, zugleich die alten Bauten meist schonungslos zerbrechend, während der protestantische Teil des Landes in der Mehrzahl die alten Werke festhielt bis auf den heutigen Tag. Deshalb haben wir gerade in unserem Land die ganze Stufenfolge der Kunst von der Zeit Kaiser Heinrichs IV. an in hervorragenden Werken vertreten. Unsere Kirchen der Zopfzeit in ihrer Großräumigkeit und Gemäldefülle wetteifern mit unsern bedeutendsten mittelalterlichen Kirchen. Nur die eigentliche Renaissance ist — bei uns wenigstens — leer an Kirchenbauten, desto reicher aber, besonders in den protestantischen Gegenden, an prächtigen und ausdrucksvollen Werken der Bildhauerei.

Seit dem Beginn der Reformation tritt nemlich nach dem spätgotischen Überreichtum ein Stillstand im Bauen von Kirchen ein, weil man deren so viele schon hatte,



Liebenstein.

daß sie kaum mehr benützt werden konnten, und der Kunstgeist zeigte sich nun neben Aufrichtung von Grabdenkmälern in Schloßbauten und in schönen Privatbauten in den Reichsstädten, sei es im Hausteinbau im Unterland, oder im Backsteinbau, z. T. mit Sgraffito, in Ulm und Oberschwaben, oder im Holzbau rings in Dörfern und Städten. Mit der Gegenreformation im Fränkischen durch Bischof Julius II. von Würzburg (1573—1618) erwacht, von diesem angeregt, noch einmal die Gotik, die auch an Kirchenbauten Altwürttembergs wenigstens in manchen Formen noch fortlebte.

Die ersten Renaissancewerke bei uns gehen vom Jahr 1520; aus dem Jahr 1524 stammt schon eine der Prachttreppen im ehemaligen Deutschmeister-Schloß zu Mergentheim. Ein Jahrhundert lang entstehen nun überall im Lande tüchtige Renaissanceschlösser, von denen noch viele erhalten, besonders in Altwürttemberg und im Fränkischen, wo neben den Hohenlohe verschiedene kleinere Dynasten saßen. Das bedeutendste und eines der ältesten ist das Alte Schloß in Stuttgart um 1550. Ernst und gebieterisch, ein mächtiges Viereck, steigt es empor, außen an drei Ecken mit großen glatten Rundtürmen, oben aufgeziert mit steinernen Zwerchbauten, runden Kleeblattgiebeln, spitzen Dächern und Dächelchen, innen ein stolzer dreigeschossiger Säulenhof, alles derb und tüchtig. — Eine große Verfeinerung zeigt das leider 1845/46 in das jetzige Theater verbaute und dadurch zerstörte, nur noch in einzelnen Bruchstücken und in

Abbildungen erhaltene Lusthaus, erbaut in den Jahren 1575—1593. Seine Trümmer erfüllen uns heute noch mit stärkster Sehnsucht nach einem Werk, das die Zartheit der Spätgotik mit der Klarheit der auf den Grundsätzen der klassischen Baukunst ruhenden Renaissance verschmolzen hatte zu einem neuen merkwürdigen Eindruck, woran im großen und kleinen das Malerische, das in Formen und Umriß dem Auge sich Einschmeichelnde überwog. Was man noch davon sieht im jetzigen Theater, von einzelnen zerstreuten Säulen oder auch von den auf Burg Lichtenstein geretteten Konsolen und Brustbildern ist wie durchströmt von reichster und edler Gestaltungskraft. Unten waren drei große rechteckige Wasserbecken mit Wasserkünsten in langer prächtiger, von 27 Rundsäulen gestützter netzgewölbter Halle, den Hauptteil nahm darüber ein großer tonnengewölbter, von Wendel Dietterlein ausgemalter 56 m langer, 20 m breiter Saal ein. Außen an den vier Ecken standen Rundtürme und rings umher liefen gewölbte Säulenarkaden, in der Mitte der Langseiten, wo je eine Freitreppe hinablief, zweifach und zweistockig, reich geschmückt mit Steinbildwerken. Am Gewölbe waren die Wappen der Städte, Ämter und Klöster des Landes, an den Seiten Bilder von Kaisern und Königen, gegen außen die Brustbilder des Bauherrn, seiner Gemahlinnen und 62 Ahnen. Alles fein und wirksam bemalt. Die Breite des Gebäudes ohne die Türme betrug 120, die Länge 270 Fuß, hatte also das schöne Verhältnis von 4 zu 9. Die Arkaden



Schloß Neuenstein bei Öhringen.

ruhten auf 68 korinthischen Säulen. Baumeister war Georg Beer.

Ein weiteres hervorragendes Werk, und zwar der kirchlichen Gattung, ist die Kirche zu Liebenstein bei

Lauffen a. N. Erbaut 1590, vielleicht von demselben Baumeister. Hier ist das Gotische mit Bewußtsein hereingezogen, aber trotz der langen spitzbogigen Maßwerksfenster dem neuen Stil untergeordnet, überall wunderbar phantastische Pracht der deutschen Renaissance. Der alte deutsche Hang ins Ungeheuerliche bricht hier wieder hervor. Die antiken Formen bilden nur den Untergrund für das Komponieren des Baumeisters auf eigene Faust. Man staunt über den Gedankenreichtum sowohl, als über das große Verständnis für Umriß, Schattenschlag und Lichtwirkung. Dabei ist, gerade wie im Mittelalter, kein Schnörkel, keine Maske, kein Pflanzenornament dem gegenüberstehenden gleich — frei, keck, ausschweifend, aber mit außerordentlicher Sorgfalt ist alles behandelt; jedes Glied auf das feinste geperlt, geschuppt, gerinnt, umflochten und gerieft.

Weitere wichtige Renaissancebauten sind das Schloß zu Göppingen, die hohenlohischen Schlösser zu Neuenstein, Weikersheim und Langenburg, Teile des Schlosses zu Tübingen aus frühster und später Renaissancezeit, der noch von Heinr. Schickhardt begonnene Prinzenbau in Stuttgart, die Kirche zu Freudenstadt, gleichfalls von Schickhardt, das Ellwanger Schloß, das Erbacher Schloß, der Neue Bau, das Kornhaus und andere Profanbauten in Ulm, das Rathaus und das Schlachthaus in Heilbronn. Leider ist Schickhardts bedeutendstes Bauwerk, der Neue Bau zu Stuttgart (1599—1609) auch spurlos von der Erde verschwunden; es war auffallend rein

und streng und ganz aus geschliffenen Quadern; die Vorzüge der italienischen Renaissance hatte Schickhardt daran mit großem Geschick benützt, ohne das feinzierliche und malerische Leben der deutschen Renaissance zu opfern. Das Gebäude, ein schwäbisches Nationalmuseum,



Schloß Langenburg a. d. Jagst.

wurde durch Brand am 22. Dezember 1757 zur Ruine und in den Jahren 1779 und 1782 niedergerissen. — Die Kirchtürme sind, wie die Kirchenbauten überhaupt, selten, aber hier ragt als eines der frühesten Werke, gleichsam den ersten gewaltigen im Bauernkriege gipfelnden Kampf der neuen Zeit wiederspiegelnd, hervor der 1529 vollendete Hauptturm der Kilianskirche zu Heil-

bronn; unten herauf spätgotisch, geht er gegen oben in ein Gemisch von Renaissance-, gotischen und selbst romanischen Formen über, wild und barok, mit Säulen, Obelisken, halb klassischem Laubwerk, Pfaffenfratzen und Untieren, aber doch in der Gesamtwirkung wohl gestimmt und nicht unschön.

Altwürttemberg erholte sich nur erst ganz langsam von den Wunden des dreißigjährigen Kriegs (1618 bis 1648). Erst mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts hebt sich, aber lediglich durch den Willen des Herzogs Eberhard Ludwig, die Bauthätigkeit wieder und zwar mit der Gründung von Schloß und Stadt Ludwigsburg. Aber der volkstümliche Stamm ist geknickt. Vorwiegend Ausländer, Italiener und Franzosen, handhaben die Baukunst meist in der späten breiten formöden Art des Baroko; doch dabei in den Innenräumen mit vollendeter Meisterschaft in Stukaturen und Dekorationsmalereien. Das geht durch das ganze Jahrhundert, wo dann in der zweiten Hälfte durch Herzog Karl auch die Lustschlösser Solitude, ein reizender Rundbau, und Hohenheim, umgeben von reichen, im Stil von Versailles gehaltenen Gartenanlagen, rasch aus dem Boden wachsen. Die letzten, schon wieder in reinere Formen gerückten Werke sind das schöne Residenzschloß in Stuttgart und das anmutsvolle am parkumgebenen See gelegene Lustschloß Monrepos bei Ludwigsburg. In den Reichsstädten, die bis zum dreißigjährigen Krieg viel treufeste Bauten vollbrachten, geschieht wenig mehr; das

Rathaus in Hall (1735) ist hier mit Auszeichnung zu nennen.

Anders in den katholischen Landesteilen, wo jetzt eine hastige Bauthätigkeit an den vielen geistlichen Sitzen gepflegt wird, die alten Werke meistens beseitigend, wie zu Marchthal, Zwiefalten, Wiblingen, Weingarten, Wurzach im Oberland, zu Gmünd und Mergentheim. Man mag diese Zerstörungen bedauern, aber sie führten doch eine Menge von Kunstformen und Gedanken zu. Es sind großartige Kirchenhallen noch mit guten alten Überlieferungen, reicher Lichtwirkung, weiten und wohlthuenden Verhältnissen — und oft mit bewundernswerter Kleinkunst in Holz, in Chorstühlen, Orgeln u. s. w., und besonders in Schmiedeisen, als Thür-, Fenster- oder Chorgitter, und endlich auf den Friedhöfen als freie Eisenkreuze.

Wir nennen hier außer den schon angeführten die Klosterkirchen Weißenau, Isny, Friedrichshafen, die Kirche zu Steinhausen (eine Rotunde), die Kirche auf dem Schönenberg bei Ellwangen (noch aus dem siebenzehnten Jahrhundert), die Klosterkirchen Neresheim auf dem Härdtsfeld, Komburg und Schönthal im Fränkischen. Die drei zuletzt genannten zeichnen sich aus durch das Leichte und Schlanke ihrer Verhältnisse, es sind hohe Säulen- oder Pfeilerbauten, während die oberschwäbischen großen Klosterkirchen durch mächtige Pfeilermassen, verbunden mit breiten Kuppeln und Tonnengewölben wirken. Aber allen gemein ist die

Großräumigkeit und der Einklang von Bauwerk, Bildhauereien, Malereien und Schmiedeisenarbeiten.

Der Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, als durch die französische Revolution und Napoleon I. die längst vermorschten alten Formen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation vollends zusammenbrachen, führt die Ansätze oder vielmehr die Umkehr zu einer neuen Kunst herauf, die sich aber bei der damaligen Geldarmut bei uns weniger in Bauten als in Bildhauereien und Malereien bethätigt. Ein kaltes kahles Zurückgehen auf griechische, besonders dorische Formen, verbunden mit großer Sparsamkeit, bezeichnet die erste Zeit. Nach den Befreiungskriegen kommt ein reicherer, aber auch noch an klassische Muster gebundener Stil auf. Vom Ende der vierziger Jahre an hält dann die edle lebhafte zierliche italienische Renaissance, bald etwas getrübt durch Einflüsse des zweiten französischen Kaiserreichs, ihren Einzug — bis nach den Kriegen von 1866 und 1870 aus der italienischen Renaissance, mitunter durch die sog. deutsche etwas vergröbert und verzerrt, aber unterstützt durch den trefflichen feinkörnigen heimischen Werkstein, eine Art neuen (Stuttgarter) Stils sich herausarbeitet, der bei aller Freiheit im einzelnen doch geschlossen dasteht durch vernünftiges Verwenden von klassischen und Renaissance-Formen zu neuen künstlerischen Gedanken. Dazu lobenswerte Sauberkeit in Ausführung sowohl der Hauptformen, als auch des bis zu großer Feinheit gesteigerten Zierats, was einiger-



Blick auf Kloster Schönthal

maßen an die treffliche Steinmetzschule der alten Stuttgarter Renaissance erinnert.

Bildhauerei und Malerei. Die Bauten des elften und zwölften Jahrhunderts (von 1070 etwa bis 1170) waren sparsam mit Bildhauereien, reicher mit jetzt meist vergangenen oder noch unter der Tünche verborgenen Wandmalereien geschmückt. Die Bildwerke sind zum Teil merkwürdig roh, wie am Nordturm der Hirsauer Peter- und Paulskirche, am Alpirsbacher

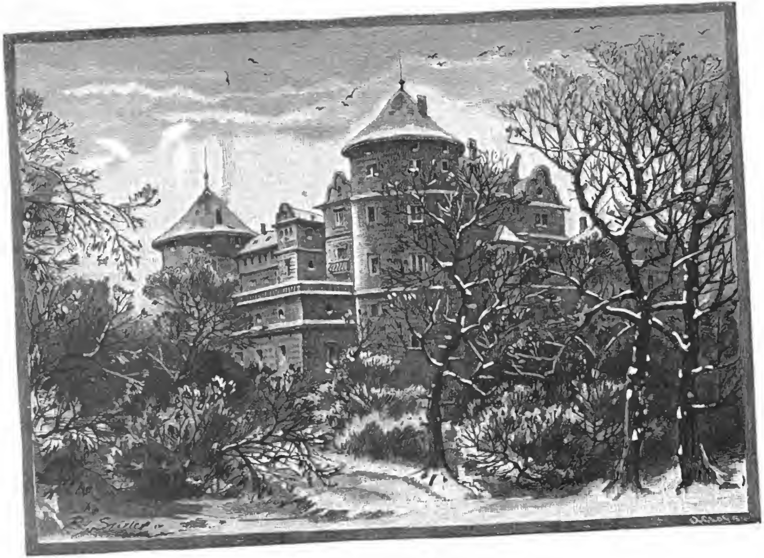
Taufstein, jetzt in Freudenstadt, woselbst sich auch die einzige romanische Holzskulptur, ein von den vier Evangelisten getragener Notenpult, gleichfalls früher im Kloster Alpirsbach, befindet. Mitunter aber sind die Bildhauereien aus dieser frühen Zeit von bedeutender Feinheit und hohem Stil, so die Lünette des Hauptportals zu Alpirsbach. Manche Kirchen, wie die ältesten Teile der Lorcher Klosterkirche, die Kirchen zu Sindelfingen, Kleinkomburg haben gar keine — die Cisterzienser vermeiden an ihren Bauten Bildhauereien und Malereien, wie die romanischen Teile der Klöster Maulbronn und Bebenhausen zeigen.

Romanische Wandmalereien erhielten sich im Chor der Kirche zu Kleinkomburg, in Kentheim und in der mittleren Kryptennische der Alpirsbacher Klosterkirche. Die in Kleinkomburg, ein großer Bilderkreis, sind schlicht und gut in Zeichnung und Farbe, noch von antikem Hauch durchweht. Ähnlich die weniger umfangreichen in Alpirsbach. In beiden bildet den Mittelpunkt die richtende strenge Gestalt des Weltheilands in der Mandorla, dem mandelförmigen Heiligenschein. Auch der Erzguß schuf damals schon edle und stilvolle Werke, zeigt sich aber bei uns nur in einigen Thürklopfern und jenem Aquamanile aus Lorch, jetzt in Bebenhausen; die Kunst des Treibens und Einschmelzens ist dagegen hervorragend vertreten durch das Antependium und die kolossale, das himmlische Jerusalem darstellende Lichterkrone zu Komburg.

Aus der Zeit des spätromanischen und des Übergangsstils wurden bis jetzt Malereien nur in Altensteig-Dorf aufgedeckt. Werke der eigentlichen Bildhauerei bietet auch diese Zeit wenig, aber desto mehr Blätter-, Seil-, Tier- und Fratzenwerk, zum Teil von höchst keckem Wurf. Wir erwähnen die Lünette der sog. Walderichskapelle in Murrhardt und besonders die Johanniskirche zu Gmünd mit zahlreichem, was die Menschengestalten betrifft, befangenem Bildwerk; ähnlich an den Kirchen zu Plieningen und Schwärzloch.

Eigentliche Bildhauerei tritt erst spät auf, aber dann gleich massenhaft, nach dem Eindringen des französischen (gotischen) Geschmacks, und zwar gehen hier die Reichsstädte voran. Die Kirchen der Cisterzienser und Bettelorden meiden immer noch jegliches Bildwerk. Aber diese massenhafte, aus französischen Vorbildern geholte Bildhauerei blüht bei uns erst im Lauf des 14. Jahrhunderts, in Rottweil und Gmünd (vor und nach 1350). Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hat ein Bauwerk außerhalb, doch nahe den Grenzen des Landes, die Kirche zu Wimpfen im Thal, einen großen Schatz von Steinbildwerken in streng französischer Art bekommen. In Rottweil erscheint an den drei Freiseiten des Turmes der Kapellenkirche ein fast überreicher Bilderschmuck in hochentwickeltem, gewandtem, geistvollem Stil; der französische Einfluß ist unverkennbar. Ähnlich an den etwas späteren Bildhauereien der Gmünder Heiligkreuzkirche, wo vier reich-

figurierte Prachtportale und innen in der östlichsten Chorkapelle das sog. heil. Grab (Grablegung); gerade letzteres Werk von tiefergreifender Anmut. Es sind jene langlockigen, lächelnden, oft übermäßig schlanken und geschwungenen Gestalten in weichhinfließender, vielfaltiger, immer noch etwas antiker Gewandung. Die Reliefs meist sehr gedrängt und weit unter den Freifiguren stehend. Der Stil dieser bei uns ältesten gotischen Skulpturen geht fort an denen des Ulmer Münsters und der Eßlinger Frauenkirche. Sehr aber kommt in Betracht die nicht unbedeutende Zahl frühgotischer Grabdenkmäler, die, wir möchten sagen, einem deutscheren Stil als die sakralen Gestalten folgend, noch anklingen an jenen alten guten romanischen, der besonders in den sächsischen Ländern zu so hoher Blüte gediehen war. Die mit den lebensgroßen Bildern der Verstorbenen bedeckten Grabmäler aus dem 14., zum Teil auch noch aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, zeigen meist eine so ungezwungene Art, eine oft rührend-einfache Schönheit. Wir nennen das Doppelgrabmal des Grafen Ulrich, des Stifters, von Wirtenberg und seiner zweiten Gemahlin Agnes, Herzogin von Liegnitz (nach 1265) in der Stiftskirche zu Stuttgart, die Grabmäler des Rudolf von Hohenberg, seiner Gemahlin Irmengard (von Wirtenberg) und des Sohnes beider, Albrecht, Bischof von Freising (1330—1359) in der Kirche zu Rottenburg-Ehingen, die Grabmäler der Stifter der Klosterkirche zu Kirchheim am Ries, eines Öttingen und seiner



Altes Schloß in Stuttgart.

Gemahlin (nach 1358), das Doppelgrabmal der Anna und Kunigunde von Heideck ebendaselbst (1392 und 1403), einige zu Schönthal, Donzdorf, Ellwangen, das Grabdenkmal der Katharina von Finsterlohr († 1400) an der Dorfkirche zu Laudenbach.

Der Bildhauerei ist bei uns entschieden vorangeeilt die Wandmalerei, — über die Tafelmalerei erlauben die wenigen Trümmer kein Urteil; die ersten uns erhaltenen Tafelmalereien sind aus dem Jahr 1335 in Bebenhausen, und vom Jahr 1385, letztere aus der böhmischen Schule, in der Veitskirche zu Mühlhausen a. N. Die Wandmalereien zu Reutlingen, alte Sakristei der Marienkirche, in Ulm, Ehinger Hof, Schelklingen, Chor der Friedhofkirche, Eschach, zu Rentheim bei Calw, Schützingen, Mühlhausen a. N., ein Teil der Malereien in der Veitskirche und die im Turm der Walburgiskirche, Alpirsbach, Sakristei, zu Kirchheim a. N., Gemmrigheim wurden zum Teil erst in den letzten Jahren wieder aufgedeckt. Gefällige, meist nur in braunen Umrissen rasch mit dem Pinsel hingesetzte, leicht gefärbte Darstellungen, oft an die großartige alte Auffassung noch erinnernd, wieder mit dem richtenden Christus, wie in Schützingen, Mühlhausen, Eschach; — und gleich den frühgotischen Steinbildwerken holdlächelnde, schlanke, reichlockige Gestalten mit zierlicher Handbewegung und langen spitzen Fingern. Manche wertvolle Schöpfung mag noch unter der Tünche schlummern.

Mit der Baukunst sinkt auch die Bildhauerei und

Malerei in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, besonders in Schwaben, weniger in Franken, wo nach dem Jahre 1412 die schönen Reliefs an der Laudenbacher Bergkirche entstehen, welche, schon ganz befreit von der französischen Art, auf die Spätgotik hinzielen.

Die Werke der Malerei aus dieser Zeit mahnen auch manchmal noch an den großen Stil der Frühgotik, so die des Meisters Ulrich in der Klosterkirche zu Maulbronn (1424), einiges im Ulmer Münster und die im Ottilienkirchlein zu Plochingen (1432). Die in der Veitskirche zu Mühlhausen a. N. (1428) zeigen, wie die meisten gleichzeitigen Skulpturen, in vielen rechteckigen Feldern lebhafte Darstellungen, oft nicht ohne Humor, mit kurzen gedrungenen Figuren.

Nach der Mitte des 15. Jahrhunderts steigt mit der Baukunst Bildhauerei, Bildschnitzerei, Wand-, Tafel- und Glasmalerei auf eine Höhe, wie nie zuvor und nicht wieder nachher. Ein wunderbarer Eifer hat die Menschen ergriffen; der Altarbau besonders bricht alle Schranken des Maßes, gipfelt sich selbst wieder auf zu wahren ganz durchbrochenen Domen; die Bildkraft, welche an den französischen Kathedralen des dreizehnten Jahrhunderts in Stein thätig war, wiederholt sich jetzt in Holz, das überzogen mit Leinwand und Kreidegrund in brennendsten Farben erstrahlt, verbunden mit Tafelgemälden und reichstem durchbrochenem Stab-, Maß-Tabernakel- und Laubwerk; und vielleicht nirgends kam dies alles so phantasie- und poesievoll wie im

Schwaben- und Frankenlande zum Ausdruck, vornehmlich an Hochaltären, Chorstühlen, Sakramentshäuschen. Daneben gewaltige Bilderkreise an den Kirchenwänden. Auch die in der Frühgotik so prachtvollen Glasmalereien in den Fenstern erscheinen jetzt nicht mehr in der Art von Teppichen, sondern gleichfalls gegipfelt und umfaßt von hochaufschießendem Stab- und Baumwerk.

Die lange Reihe der Tafelmalereien geht ununterbrochen von Lukas von Weil bis Martin Schaffner von Ulm (1430—1540), und es scheiden sich hier besonders scharf einzelne Schulen, die Augsburger, Nördlinger, Nürnberger und Ulmer Schule. Für unser Land ist letztere die wichtigste. Auch sie geht von der bahnbrechenden Wirkung des Niederländers Hubert van Eyck aus und wird vermittelt durch Martin Schongauer aus Augsburg und Friedrich Herlen aus Nördlingen. Die drei bedeutendsten Ulmer Meister sind: Hans Schühlein (1469 bis 1503 oder 4), von ihm bis jetzt nur ein sicher beglaubigtes Werk, die Gemälde am Hochaltar zu Tiefenbronn vom Jahr 1469; Bartholomäus Zeitblom (bis nach 1518, seit 1483 der Schwiegersohn von Hans Schühlein), und Martin Schaffner (1499—1540). Den Zeitblom kleidet eine edle Schlichtheit, Wahrheit und Tauterkeit in allem, was er giebt. Ein echt deutscher Zug prägt sich in seinen nicht immer ganz gelenken Gestalten aus, bei denen derselbe Gesichtsausdruck mit der stark vortretenden, leicht gebogenen, mitunter etwas geröteten Nase oftmals wiederkehrt.

Seine Zeichnung ist fest und kenntnisvoll, seine Farbe verbindet tiefe Wärme mit leuchtender Klarheit und Durchsichtigkeit, sowie mit außerordentlicher Feinheit in den Fleischtönen. — Schaffners Zeichnung bekundet noch einen Fortschritt; sie ist nicht nur frei und kühn, sondern auch schön und wahr, in den Formen rund und voll, leicht und edel in den Bewegungen; Einfluß der italienischen Renaissance unverkennbar. Er malt nicht so warmblütig wie Zeitblom, sondern hat eigen helle und leise grauliche Töne, ohne deshalb kalt zu werden, und immer harmonisch. Das Große und bedeutsam Würdige, was oft in einfachen Darstellungen Zeitbloms liegt, gelingt ihm seltener; seine Bilder sind mehr dem gewöhnlichen Leben entnommen, als der Ausdruck höherer Empfindung.

Als Hauptbrennpunkt für Baukunst, Stein- und Holzskulptur, Wand-, Tafel- und Glasmalerei erscheint gerade Ulm, überdies noch für Bronzeguß Nürnberg — für Holzbildhauerei besonders auch Würzburg durch den großen Tillmann Riemenschneider, der es hauptsächlich liebte, seine Holzbildwerke nicht mit Farben zu fassen, sondern sich mit farbigen Andeutungen an Gewandsäumen, Augen, Lippen u. s. w. genügen ließ.

Aus der riesigen Fülle der Gegenstände seien nur wenige Hauptwerke und Richtungen hervorgehoben. Vieles ist durch Bilderstürmerei, Nachlässigkeit und den Jesuitenstil, der in Oberschwaben große Verbreitung fand, für immer verloren. Am meisten erhielt sich in den Kirchen streng lutherischen Bekenntnisses.

Die Zahl der spätgotischen Hochaltäre ist noch bedeutend, am berühmtesten sind mit Recht der in Blaubeuren und der in Creglingen; aber auch Gmünd, Hall, Rieden bei Hall, die meisten fränkischen Städte, Mühl-



Blaubeuren am Blautopf.

hausen am Neckar, Besigheim, Winnenden, Heilbronn, Schwaigern und viele andere haben prächtige Werke. Fast ganz erhalten und unrestauriert ist der Blaubeurer und der Creglinger Hochaltar.

Am Blaubeurer Hochaltar arbeiteten mehrere

Meister, beteiligt war Zeitblom, vielleicht auch der jüngere Sürlin. Es ist ein ganz gefaßtes, in Gold und Farben strahlendes Werk von verwegenem Reichtum, doch nirgends überladen; und zwar ein doppelter Flügelaltar: — sind die ersten bemalten Flügel geöffnet, so erscheinen die innern gleichfalls bemalten und diese erst geöffnet zeigen den tiefen mit den herrlichen Holzfiguren erfüllten Schrein und prangen selbst mit farbigen Flachreliefs. Oben reichstes Tabernakelwerk mit Brustbildern und ganzen Figuren darin, bis hinauf an die Decke. Erst durch oftmaligen Besuch ist der ganze Strom geistigen Lebens und künstlerischer Glut, die hier ausgegossen, zu fassen. Am meisten ergreifen Zeitbloms Predella — sowie die großen Holzfiguren im Schrein. Aber nicht bloß jener Hochaltar, der ganze hohe gotische Chor, worin er steht, ist noch erfüllt mit den schönsten Erzeugnissen spätgotischer Kunst und erscheint als ein aus tiefem Nachdenken und großartiger Auffassung hervorgegangenes Werk. Unten umher trefflich geschnitzte Chorstühle mit den Brustbildern der Stifter u. s. w. vom jüngeren Sürlin, weiter hinauf als Tragsteine die Brustbilder der Propheten, darauf unter reichsten Baldachinen die Standbilder der zwölf Apostel, oben die Brustbilder der zwölf Söhne Israels, der sog. Jakobssegen; aus ihnen schießt und zweigt sich das Netzgewölbe in schön figurierten Schlußsteinen zusammen, die Gewölbemaschen sind bemalt in üppiger Fülle mit zahm- und wildwachsenden leicht stilisierten Pflanzen und Blumen;

sogar im Maßwerk der Fenster plastische Gestalten. Die nur etwas bemalten Apostel, und besonders die Brustbilder sind von hinreißender Zartheit; alle herausgemeißelt aus dem feinen kreideartigen Söflinger Süßwasserkalk.

Der etwas frühere Creglinger Altar (1487) war bestimmt für die Wallfahrer und deshalb inmitten des Schiffes der alten Wallfahrtskirche, jetzt Friedhofkirche, errichtet, wo heute noch drei weitere gotische Altäre stehen. Die Art seiner Behandlung nähert sich den Steinskulpturen in Blaubeuren, auch ist wie dort bei ihm die Bemalung aufs allernotwendigste beschränkt. Er ist von Lindenholz, hervorgegangen aus der Werkstatt Tillmann Riemenschneiders († in Würzburg 1531) und zeigt als Hauptdarstellung Mariä Himmelfahrt. Schwer läßt sich die Holdseligkeit dieser Gestalten beschreiben, die unvergängliche Freude zurücklassen im Herzen. Hier ist abgestreift alles Handwerk-, wie alles Pfaffenmäßige; war es doch der Meister, der in späteren Jahren zur Renaissance überging.

Als ein drittes Werk, etwas älter als die beiden genannten, dürfen hier nicht vergessen werden die Chorstühle im Ulmer Münster vom älteren Sürlin (1469 bis 1474). Der Künstler holt hier noch weiter aus, als die Blaubeurer Meister und Mönche, zieht auch die Heidenwelt in seinen Kreis, giebt unten an den Chorstühlen Brustbilder heidnischer Philosophen, Dichter und Sibyllen und läßt das Werk in Heiligenfiguren sich

aufgipfeln (ähnlich wie später Michelangelo an der Decke der Sixtina). Das nach Wahrheit suchende Heidentum unten, das vorbereitende alte Testament höher, über beiden die Welt der Erfüllung und Erlösung, das Christentum. Sürlin, der größte Meister in Schwaben, wie damals Riemenschneider in Franken, ist etwas kräftiger, aber auch unnachahmlich wie dieser, und wunderbar weiß er den geistigen Inhalt seiner Gestalten zusammen zu stimmen mit dem Kostüm. Das zeigt sich, freilich nicht mehr so vertieft, wieder an den hundert Jahre jüngeren Renaissancefiguren des Stuttgarter Lusthauses. — Wenn auch manchfach beschädigt, ersetzt und vieler Figuren, besonders gegen oben, beraubt, erscheint das Ulmer Stuhlwerk doch als der Gipfel der spätgotischen Plastik in ganz Deutschland. „Die Köpfe, frei von Magerkeit und Härte, wachsen in leichter Bewegung aus dem Nacken hervor und zeigen bald charaktervollen Ernst und prophetische Strenge, bald jugendliche Lieblichkeit und Huld. Dazu sind auch die Arabesken höchst geschmackvoll und nirgends sich wiederholend, reich und doch nirgends überladen, verschlungen und doch übersichtlich und gefällig. Solches alles ist ohne Farbe, außer Vergoldungen im Schmuckwerk (und leiser Färbung an Lippen und Augen), aus dem bloßen Eichenholz geschnitzt und bringt durch die reine Form einen Eindruck, wie die Werke des klassischen Altertums hervor. Wahrheit und Leben, Schönheit und Anmut durchdringen sich in diesen Figuren, die das ernste Kirchen-

geräte mit ewiger Heiterkeit umgeben und sogar mit neckischen Winken am Unterteil der Sitze und der Lehnen auf den Geist der Zeit und die Sitten des Klerus anspielen“ (Grüneisen und Mauch, Ulms Kunstleben im Mittelalter). — Der am Choranfang quer herüber stehende Dreisitz wurde schon 1468 von Sürlin gefertigt, war aber bereits im Hinblick auf den großen Gedanken der Chorstühle entworfen, unten an den Lehnen wieder zwei Sibyllen. Am westlichen Ende der nördlichen Stuhlreihe, ganz hingedrängt an die Ecke beim Triumphbogen hat sich Sürlin selbst dargestellt, ein prächtiger Kopf, in Ausdruck und Haltung erinnernd an Ed. Mörike, und zwar mit der seit alter Zeit den Meistern gäng und geben Gebärde der leicht an die Brust gelegten rechten halboffenen Hand, in der linken hält er, halb im Mantel verhüllt, den Lorbeer — ihm gegenüber an der andern Stuhlreihe seine Frau, mit der linken Hand anmutig auf das Werk deutend.

Die Grabdenkmale erreichen gleichfalls in dieser Zeit eine hohe Vollendung, wie noch manch erhaltenes Werk beweist, so die in Sandstein ausgeführten in Komburg, Blaubeuren, Unterriexingen, Schönthal, Künzelsau u. s. w. In Bronzeguß sind es nur einige, aber prächtige, in Schönthal, Waldsee, Donzdorf, Ellwangen.

Unter den Wand- und Deckenmalereien der spätgotischen Zeit, deren es ziemlich viele sind, hebt sich über alle andern hervor das über dem Triumphbogen des Ulmer Münsters, gleich wie die Chorstühle ein Werk

an Reichtum der Erfindung und Schönheit der Form ebenbürtig den besten Leistungen der Italiener. Es ist das in den letzten Jahren wieder unter der Tünche hervorgezogene Wandgemälde, um 1471 gemalt, darstellend das Jüngste Gericht in der symmetrisch gehaltenen Anordnung der Schule Giottos und mahnend im Ausdruck der Köpfe und in der Haltung der Gestalten an die feierlich milde und große Weise eines Fiesole. Von den übrigen Wand- und Deckenmalereien nennen wir zu Weilheim u. T. den sogenannten Rosenkranz (stark übermalt), den Stammbaum Christi in der Hospitalkirche zu Stuttgart (um 1479), die zu Nußdorf O.A. Vaihingen; die in Eriskirch am Bodensee (schon aus dem sechzehnten Jahrhundert). Jedes Jahr werden wieder alte Wandgemälde entdeckt, wie zu Riedlingen, Blaubeuren, Herrenberg, Bronnen im O.A. Ellwangen u. s. w. Dann erhielt sich noch vielfach die Bemalung der reichen Netzgewölbe mit aus den Schneidepunkten der Gewölberippen ausstrahlenden farbigen Flammen und Pflanzen, eine ideale Vervollständigung des Gewölbes, so besonders schön in Weilheim u. T., in der Alexanderskirche zu Marbach, in der Oberhoferkirche zu Göppingen, Pfleghofkapelle in Tübingen, in der ganzen Klosterkirche zu Blaubeuren und in manchen spätgotischen Dorfkirchen, Friedhofkirche zu Lienzingen, Kirchen zu Effringen, Kusterdingen u. s. w. Die älteste und eine der schönsten dieser Rankenmalereien ist die des 1335 erbauten Sommerrefektoriums zu Bebenhausen,

sie ist noch frühgotisch, wogegen in die des Refektoriums und anderer Räume im Kloster Maulbronn schon die Renaissance hineinspielt.

Glasgemälde sind aus der frühgotischen Zeit, in jener dunkelklar leuchtenden Teppichpracht mit kleinen Figuren, noch erhalten besonders in einigen Eßlinger Kirchen, aus mittlerer gotischer Zeit, schon mit größeren Figuren, in Creglingen, Vellberg, Mariäkappel, Eßlingen, Bebenhausen, Heiligkreuzthal u. a. O. In der spätgotischen Zeit bildet Ulm wieder den Hauptmittelpunkt, mit ganz prachtvollen Fenstern im Münsterchor, einige davon vom Jahr 1449; die zwei 1480 von Hans Wild gemalten sind die berühmtesten. Seine Arbeiten zeigen einen bedeutenden Unterschied gegen die früheren. Während damals auf den schwarzen Umriß die meiste Sorgfalt verwendet wurde, erscheint dieser bei ihm mehr flüchtig und dient nur dazu, den radierten Lichtumriß hervorzuheben. Dieser ist Wild ganz besonders eigen. Man könnte sagen, seine Fenster seien mit Licht gemalt, so sehr liegt gerade in den ausradierten Lichtern aller Glanz und Reiz; hierauf ist eine staunenswerte Sorgfalt verwendet und zwar bis zu den obersten Darstellungen. Die Zeit Hans Wilds ist aber auch der Höhepunkt. Um dieselbe Zeit die schönen Glasgemälde im Chor der Stiftskirche zu Tübingen. — Eine große Sammlung alter Glasgemälde von frühgotischen bis zur Renaissance und aus verschiedenen Gegenden unseres Landes im K. Schloß zu Friedrichshafen.

Mit der Renaissance um 1520 tritt bald die Malerei zurück, in den Vordergrund dagegen die Bildhauerei und bringt bis tief in den dreißigjährigen Krieg hinein durch eine Reihe höchst talentvoller einheimischer Bildhauer steinerne Altäre und Kanzeln, vor allem aber Grabdenkmäler in großer Menge und oft in bewunderungswürdiger Ausführung hervor.

Hauptmittelpunkte sind Urach, Tübingen, Stuttgart, Ulm, Hall und die Hohenlohischen Fürstensitze, denen meist auch feinkörniger Werkstein (Lettenkohle oder Keuper) nahe liegt. Die Wurzeln dieser Schulen laufen meist in die Orte, wo schon um die Wende des Jahrhunderts tüchtige spätgotische Meister arbeiten; einer der frühesten und besten Renaissancebildhauer ist der 1555 gestorbene Joseph Schmid von Urach. Weiter erscheint in Simon Schlör von Tautenbach, später in Hall, ein ausgiebiges Talent, das neben anderen sinnvollen und formschönen Werken die Grafenreihe in der Stuttgarter Stiftskirche schuf; weiter Georg Miler in Stuttgart, Christoph Jelin in Tübingen, die Familie der Kern aus Forchtenberg, — sie gehen vom zarten Werkstein gern zu dem noch zarteren Marmor und Alabaster über; der Stil wird unter ihren Händen merkwürdig flüssig und graziös, verbunden mit kleinen, leicht zu verzeihenden Ausschreitungen. Die jüngsten dieser Meister müssen noch im dreißigjährigen Krieg arbeiten und so trifft man in dieser Zeit oft noch überraschend schöne Sachen. Achilles Kern lebt sogar noch weit über den



Ulmer Münster.

Krieg († 1691) und ist in den sechziger Jahren noch thätig. Aber der Krieg hat doch auf lang hinein die Kraft der protestantischen Bildhauerei gebrochen, die nun bis gegen den Beginn des laufenden Jahrhunderts nicht mehr aufkommen will. Auch in katholischen Gegenden besagt nach dem dreißigjährigen Krieg die Bildhauerkunst, abgesehen von der Schnitzerei und besonders der Schmiedekunst, die überall im ganzen Land bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hochentwickelt fortdauert, wenig. Prächtige Werke aus der Renaissancezeit in Marmor und Bronze in Mergentheim und Heufra, O.A. Riedlingen.

Dagegen leistet die Wand- und Deckenmalerei im 18. Jahrhundert in den katholischen Gegenden höchst bedeutende, wenn auch stark dekorative Werke in größter Ausdehnung und vielfach durch einheimische Meister, welche meist durch Kühnheit des Entwurfs, durch eine mit allen Mitteln auf einen Punkt berechnete, ins unendliche Himmelreich sich öffnende Perspektive, durch Gewandtheit der Zeichnung und angenehme Farbenglut wirken. Auch die Tafelmalerei hat wohlklingende Namen, doch treten hier viel Italiener, auch Niederländer ein.

Gegen Ende des vorigen und mit dem Beginn des jetzigen Jahrhunderts zieht dann, besonders durch die von Herzog Karl schon 1761 gegründete Akademie der Künste, mit den Malern Guibal und Harper und dem Bildhauer Lejeune als Hauptlehrern, gehoben, eine

neue Zeit der Bildhauerei und Malerei herauf, klassisch in Stil, Geist und Formenreinheit. Bildhauer, wie Scheffauer, Dannecker, später Weitbrecht, Maler, wie Hetsch, Wächter, Schick, schaffen Werke von ganz merkwürdig zartem und keuschem Zauber, heute noch mustergültig und nicht übertroffen von den Lebenden. Dazu die zwei großen Kupferstecher Müller, Vater und Sohn. Spätere Maler, wie Gegenbaur und Dietrich, in profaner und religiöser Malerei hochbedeutend.

Der Übergang in die neue Zeit geschieht nicht plötzlich; hier stehen die genannten Harper, Guibal, Lejeune, besonders als Thierbildner Isopi, und, als eine eigentümliche vaterländische Erscheinung, die Ludwigsburger Porzellanfabrik. Anfangs noch im zierlichen Rokoko befangen, steigt sie unter tüchtigen Künstlern, Bildhauer Baier, Blumenmaler Kirschner, in den lichten Kreis der antiken Kunst, schafft gerade in den nackten allegorischen Figuren kleine Kunstwerke, rein-schön und ohne jeglichen Zopf, die uns in der Sammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart noch in reicher Auswahl entgegentreten.

Weiteres über die Kunst in unserem Lande werden wir erfahren, wenn wir jetzt eine Wanderung durch die vier natürlichen Bezirke, Schwarzwald, Alb, Oberschwaben, Neckarland, beginnen.

Schwarzwald.



Auf dem Kniebis.

Schwarzwald.

Der Kern des Schwarzwaldes, der im Süden und Westen liegt, besteht aus Urgestein, hieran legt sich im Süden und Westen der Bundsandstein schmal und zerfetzt, im Norden und Osten als weitausgebreiteter Mantel. Die höchsten Höhen fallen auch in den Südwesten, auf die Gneisgipfel des Feldberg (1495 m) und Belchen (1415 m), den Porphyrgipfel des Hochkopfes (1265 m), die Granitgipfel des Hochfirst (1190 m) und Blauen (1167 m). Von hier an geht die Hauptsenkung des Gebirgs von Süden nach Norden bis zu den Höhen bei Pforzheim und Durlach; Durlacher Wartberg mit nur 256 m. Der Absturz ist gegen Süden und Westen steil und viel höher, weil

das Rheinthal nur 300—120 m hoch liegt, gegen Norden sacht, gegen Osten fast unmerklich, wo die nur durch die Farbe in die Augen springende Grenze zwischen Buntsandstein und Muschelkalk als eigentliche Grenze des Schwarzwalds anzunehmen ist. Die hier anstoßenden Hochflächen erheben sich 600—800 m, also um mindestens 300—500 m höher denn das Rheinthal.

Daher auch der ganz verschiedene Anblick, je nachdem man sich von Westen oder von Osten dem Gebirge nähert. Im ersteren Fall erblickt man ein echtes kühnes, vielgegliedertes, schroff ansteigendes, reich mit Laubwäldern, und mit Burgruinen auf den Vorbergen, besetztes Gebirge, in welches die Thäler sich mit Weinberghalden und Süßkastanienhainen in lachendster Üppigkeit tief einschneiden, und das in den höchsten Höhen in eine Menge gerundeter, an Pracht und Größe mit einander wetteifernder Waldkuppen sich teilt. Den von Osten her Kommenden aber empfangen langhinziehende schwach anschwellende Streifen, tannendunkel, eintönig und traurig, deren meist auch, wie diese Bergflächen, von Süden nach Norden streichenden tiefeingerissenen Thäler selbst in geringer Entfernung noch nicht gesehen und nur durch den aus ihnen aufsteigenden bläulichen Dunst geahnt werden.

Dort Urgebirg und Bergipfelung, wildzerbrochene Granitfelsensäulen über düsteren Schluchten rauschender Waldbäche, hier Sandsteinflöße mit massenhaften schwergerundeten Bergformen und langen schmalen gewöhnlichen Tannenwaldthälern.

Der württembergische Anteil des Schwarzwaldes fällt in den Osten und in den Norden des Gebirgs, in einer



Schwarzwälder Sägemühle.

Länge von etwa 10½ Meilen und in einer Breite von ½ bis über 4 Meilen. Er gehört fast ganz dem „nördlichen Schwarzwald“ an, denn er greift nur in einem schmalen Streifen am Ostrand über das Kinzigthal, das

den nördlichen und südlichen scheidet, herüber. Seine höchsten Höhen liegen auf der großen südnördlichen Wasserscheide, meist auf badisch-württembergischer Grenze; Hornisgrinde mit 1163 m, Hoher Ochsenkopf mit 1056 m, der Kniebispaß mit 967 m. Deshalb hat unser Schwarzwald an den großen Schönheiten und Mannigfaltigkeiten des Gebirges nur bescheidenen Anteil. Im Westen, gegen die badische Grenze hin, treffen wir noch ein wildes rauhes Gebirge, in das sich die Thäler, im Thalgrund, wenigstens gegen Süden und Osten meist Urgebirg, tief hineinziehen, von denen alsdann sich zahllose Schluchten, Rinnen und Thälchen nach allen Richtungen in das Gebirg hineinfurchen, so daß die Höhen nur schmale vielfältig verzweigte Rücken, zuweilen auch vereinzelte Kuppen bilden. Trümmergesteine, zerstörte Schichten des Buntsandsteins, überlagern wild verworren die Höhen und die durchaus sehr steilen Abhänge und sperren öfters den in den Schluchten und Thälern daherfließenden Gewässern den Lauf. Gegen Osten zu werden die Höhenrücken breiter und die Trümmergesteine weniger zahlreich, die Gegend wird milder; und am östlichen Saum des Gebirgs erscheinen weitgedehnte fast ebene Hochflächen. Auch die Thäler sind nicht mehr so tief eingefurcht. Die Thalsohlen aber werden auch hier nirgends breit.

In allen Schluchten und Thälern fließen mit starkem Fall kristallhelle Gewässer; nur die aus den Hochmooren und Hochseen kommenden haben bräunliche Farbe und



Ellbachsee und Mittenthal.

widrigen Beigeschmack. Fast das ganze Gebirg beherrscht in ernster Stille ein zusammenhängender riesenhafter Nadelholzwald, in welchem nur die Hauptthäler als schmale wiesige Thalsohlen ausgespart sind. Auf den rauhesten Höhen trifft man, außer auf dem Kniebis, keinen Ort, sogar keine menschliche Wohnung mehr, oben in den Thälern abgeschiedene Sägmühlen und Einzelwohnungen, mehr vom Herzen des Gebirgs entfernt weitläufig gebaute Weiler und Dörfer; gegen Osten zu aber erscheinen bald in den Hauptthälern größere, mehr zusammenhängende Ortschaften, und endlich am Ostsaum, wo die Hochebenen ausgedehnter und quellenreicher werden, kommen kleinere und endlich größere Wohnplätze, in den Thälern aber lagern in mäßigen Entfernungen ansehnliche gewerbreiche Städte und Dörfer. — Die Bevölkerung des Schwarzwaldes ist daher verhältnismäßig nicht groß und treibt mehr Gewerbe und Waldbau, als Ackerbau.

Eine besondere Erscheinung sind die Hochseen, welche ganz auf der Höhe, und die Muldenseen, welche an den Gehängen des Schwarzwaldes liegen; von den ersteren nennen wir den wilden See, aus dem die Eyach entspringt, auch Hornsee genannt, unweit Wildbad beim Badischen Jägerhause auf der Landesgrenze gelegen, den Hohlohsee, westlich vom Badischen Jägerhause. Eine eigentümliche, beinahe tote Natur umgiebt diese braunen, zumeist mit Moor- und Torfgründen umsäumten Seen, die einsam, mit unbewegtem Wasserspiegel

auf den Höhen liegen und von allen lebendigen Wesen gefürchtet scheinen, indem man nur selten einen Vogel oder sonst ein Tier in ihrer Nähe erblickt. Auch die Pflanzenwelt, mit Legforchen, Sumpfgesträuch und Farnkräutern, vermehrt noch ihre unheimliche Schwermut. Kein Wunder, daß hier das Volk so viel Märchen von Nixen erzählt. Die Meinung, solche Gewässer seien unergründlich, hängt von ihrer düstern braunen Farbe ab, die auf eine große Tiefe schließen läßt, aber das Gegenteil ist der Fall. Mit diesen Hochseen stehen in engster Verwandtschaft die auf den Höhen des Schwarzwaldes häufigen Torf- und Moorgründe, die uns um so mehr überraschen, als wir Sümpfe und Moorgründe nur in den Niederungen zu treffen gewöhnt sind. Die Ursache ihrer Entstehung, wie die der Hochseen, ist in dem auf den Höhen stellenweise lagernden thonigen Untergrunde zu suchen, der die in Schnee und Regen sich niederschlagende Feuchtigkeit nicht eindringen läßt. Solche Hochmoore erscheinen teils auf der Grenze zwischen Württemberg und Baden, teils auf der gegen das Innere des Landes sich senkenden Hochebene.

Die an den Gehängen liegenden Muldenseen, welche, mit Ausnahme des Feldsees am Feldberg, dem oberen linken Gebiete der Murg und dem rechten der Kinzig angehören, wie der sagenberühmte Mummelsee in der Nähe der Hornisgrinde, der wilde See am „schwarzen Kopf“, aus dem die Schönmünz entspringt, der Hutzenbach-See, aus dem der Seebach kommt, der Ellbach-See,

unterscheiden sich auffallend von den Hochseen, sie kommen nur in steil abfallenden Mulden vor und werden von



Der wilde See.

diesen in einem Dreiviertelskreis umschlossen, während sich, vermutlich bei der Bildung, dem Einbrechen der Mulden an der offenen Seite ein natürlicher Damm vor-

geschoben hat, der den Gewässern nur ganz mäßigen Abfluß gestattet. Die Muldenseen sind meist umgeben von hohen, felsenlosen, mit Nadelhölzern bewachsenen Hängen, deren dunkle Schatten die Düsterheit der Seen noch steigern.

Die Pflanzenwelt des Schwarzwaldes. In den Waldungen herrscht die Rottanne, Fichte, entschieden vor; zu ihr gesellt sich die Weißtanne, Edeltanne, der höchste Baum in Württemberg, der häufig eine Höhe von 100—120 Fuß erreicht. Diesen beiden Tannen durch den ganzen Schwarzwald vereinzelt beigemischt, wächst die Forche, Föhre, und bedeckt die rauhesten Stellen des Gebirgs. Die verzwergte Legforche, Latschforche, stockt auf den höchsten Höhen und geht nicht unter die Höhe von 2700 Fuß ü. d. M. herab; niedergedrückt kümmert der Stamm am Boden hin, nur die mit kürzeren, dickeren Nadeln und runden Zapfen besetzten Äste aufrecht haltend, und stimmt zur Unheimlichkeit der Gegend. Die Legforche wächst außerordentlich langsam und erreicht innerhalb 60—80 Jahren öfters kaum eine Dicke von 6—8 Zoll, daher ihr Holz sehr fest wird und für Krummhölzer, welche man bei dem Schiffsbau nötig hat, sehr gesucht ist.

Im Schatten dieser ausgedehnten Waldungen steigt der Wachholder nicht selten zu einer Höhe von 10—12′; besonders häufig und dem Schwarzwalde eigentümlich ist die Stechpalme, ein immergrüner, schöner Strauch mit glänzendgrünen, stachligen Blättern, der wie ein

Fremdling dasteht. Auf dem Schwarzwalde dient er als Christbaum, wozu er sich mit seinen scharlachroten, glänzenden Beeren, die er erst im Frühjahr abwirft, besonders gut eignet.

Eine dichte Moosdecke überzieht den immer beschatteten, feuchten Waldboden, aus dem in ungewöhnlicher Üppigkeit die schönsten und seltensten Farnkräuter emporwachsen, ihre breiten, teilweise aufgerollten Wedel dem sparsamen Licht zukehrend. Dann durchziehen Bärlappen die Moosdecke nach allen Richtungen, sie noch dichter machend.

Die moosfreien Felsen und Trümmergesteine bedeckt die Isisflechte, als wären sie mit Kalk übertüncht, und in der Nähe der Bäche der veilchenduftende Byssus, welcher Jahre lang, wenn er wieder in feuchte Luft gebracht wird, seinen herrlichen Geruch wiedergiebt; in den rauhesten und höchsten Gegenden des Schwarzwaldes leben dann eine Menge hochnordischer Flechten, die ersten Regungen pflanzlichen Lebens auf den toten Sandsteinen, sämtlich mit grauem und schwarzem Aussehen. Und je mehr man sich den Höhen des Gebirgs nähert, desto häufiger haben sich an den Baumzweigen bleiche, grünlichgraue Flechten angesiedelt, im auffallenden Gegensatz zu den sattgrünen, glänzenden Nadeln; die längste dieser Flechten (Usnea longissima) hängt wie das graue Haupt- und Barthaar eines Greisen an alten Stämmen in öfters klafterlangen, dünnfädigen Büscheln herab.

So reich der Schwarzwald an blütenlosen Pflanzen,

so arm ist er an blütentragenden, welche überdies meist weiß und blaßrot blühen, wie der ganze Strecken überziehende Sauerklee mit seinen geäderten Dreiblättchen und zarten, trichterförmigen, rötlichweißen Blüten. Die Vaccinien, wie die gemeine Heidelbeere, überziehen ausgedehnte Strecken, ihre Früchte werden teils roh, teils gekocht verspeist — namentlich aber zu Heidelbeergeist gebrannt; dann mehr feuchte und sumpfige Gegenden liebend: die Sumpfheidelbeere; durch ihre bläulich-grünen Blätter und bläulich überzogenen größeren Früchte leicht von der vorhergehenden zu unterscheiden, wird sie dennoch nicht selten genossen und verursacht alsdann Übelkeiten und Schwindel; die Preißelbeere, ein liebliches, immergrünes Pflänzchen mit rötlich weißen, nickenden Blütenglöckchen, dessen glänzend rote, säuerliche Beeren gesammelt und mit Zucker und Essig eingemacht werden; die Moosbeere sucht hauptsächlich moorige, torfige Stellen und windet sich meist mit ihren kriechenden, dünnen Stengeln durch Torfmoos in der Nähe der Hochseen; ihren roten Blüten folgen ziemlich große, kugelrunde rote Beeren, die einen sauren Geschmack haben und erst durch den Frost einigermaßen geniesbar werden.

Den dunklen Pflanzenteppich durchwirken nur wenige mit lebhaften Farben blühende Pflanzen, an erster Stelle der dem Schwarzwald eigentümliche purpurne Fingerhut; sobald der Sturm oder die Axt in den düstern Waldungen dem alles belebenden Sonnenlichte Zutritt verschafft, tritt er in großer Menge auf, entwickelt an

einem 3—6′ hohen Stengel öfters mehr als hundert der schönsten Purpurglocken. Zum Fingerhut gesellt sich nicht selten in den tieferen und mittleren Gegenden das ebenso hohe, schmalblättrige Weidenröschen, an Schönheit mit dem Fingerhut wetteifernd. Im Schatten feuchter Waldungen erscheint, jedoch nicht häufig, aber bis zu den Höhen des Kniebis und des Mummelsees aufsteigend, die Gebirgs-Pestwurz, an dem 2—3′ hohen Stengel eine rote, reichblütige Doldentraube entwickelnd. Auf lichten Bergweiden prangt der gelbe Enzian, die größte Art der Enzianen, die übrigens wegen ihrer sehr gesuchten, heilsamen Wurzel immer seltener wird. Neben dem oft stundenweite Flächen überblühenden Heidekraut ist allgemein verbreitet das Pfriemenkraut mit seinen dünnen Zweigen, welche man zu Besen verwendet, und seinen reichen, schwefelgelben, honigduftenden Schmetterlingsblumen. Als Seltenheit blüht bei der Burgruine Liebenzell der Safran (Crocus vernus), welcher bald nach Abgang des Schnees seine weißen und blaugestreiften oder veilchenblauen Blüten entfaltet.

Dem nördlichen württembergischen Schwarzwald drücken ihr Gepräge auf die ins Neckargebiet gehörenden langen Thäler der Enz und der Nagold, welche beide Flüsse bei Pforzheim zusammentreffen; beide Thäler von Norden nach Süden, eng und schön aus dem Herzen des Gebirgs ziehend. Das Nagoldthal ist das östlichere, mildere, ist besetzt mit so manchen, dem Wanderer längst

lieb gewordenen Stätten. Von unten (Norden her) Liebenzell mit dem geweiteten, sanft weichen Tannenwaldthal, darüber die starke, noch gut erhaltene Burg, mit prächtigen Bogenfenstern aus dem 13. Jahrhundert, und dem alten breiten, mächtig gebuckelten, die Burg beschirmenden Hochmantel.

Links der Nagold das gern besuchte enge Seitenthal hinauf am Kohlbach, waldheimlich still, mit herrlichen Tannen und Farnkräutern und dem froh über die Felsen rauschenden Wildbache.

Ein kaum eine Stunde langer, unvergeßlich schöner Weg führt an der lauteren Nagold aufwärts nach Hirsau, dessen Trümmer, überwölbt von der von Uhland besungenen Ulme, auf sonnigem Hügel ruhen.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl,
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wann schattig rings das Thal.

Ja, die letzten Strahlen der Sonne, die goldroten Sandsteinfelsen des Thales noch goldroter machend, hängen am letzten an dem hehren Wipfel der Ulme, die aus dem keck gegiebelten Renaissancebau des alten Jagdschlosses aufwuchs. Umher schon im kühltauenden Schatten des Abends die dachlosen gotischen Kreuzgänge und der einzig übriggebliebene frühromanische Turm, der einzige Zeuge der zu Ende des elften Jahrhunderts von Abt Wilhelm dem Seligen aufgeführten Säulenbasilika, welche samt dem Kloster im Jahr 1692



Schindelhäuser und Partie aus dem Kohlbachthal.

von den Franzosen in Brand gesteckt wurde, und von der sonst nur noch niedrige Umfassungsmauern, am Kreuzbau noch mit einfach-ernsten Rundbogenportalen, aufrecht stehen. Aber der übriggebliebene Turm mit seinen fein abgewogenen Verhältnissen, Gliederungen und Rundbogen-Säulenfenstern und merkwürdig-urtümlichen Bildhauereien steht so rein und

schlank, anmut- und hoheitsvoll, daß wir vor ihm vergessen das Grauen-Schicksal der alten, in ganz Deutschland berühmten Benediktinerabtei. — Die Ulme zu Hirsau beschaute schon lange mannshoch aufgehäuften Schutt, worin sich Obstgärten angesiedelt hatten und die schwer mitgenommenen Trümmer beinahe verdeckten. In den letzten Jahren wurde der Kreuzgang, einst der größte in Württemberg, vollständig wieder bloß gelegt, sowie der Rumpf des zweiten Treppenturmes, Reste der zwischen beiden bestandenen Vorhalle und die gleichfalls verschüttet gewesene West- und Südwand der einst so großartigen Klosterkirche. Zugleich wurden aus den Ruinen Wandelgänge, die dem als Kurort rasch beliebt gewordenen Hirsau neue Anziehungskraft verleihen, hergestellt, und wie wirken jetzt an einem schönen Sommertag diese weit ausgedehnten Ruinen mit ihren edlen, durch überall hereinhängendes und hoch emporschießendes Baumwerk noch gehobenen Kunstformen! Aber man gewann auch wichtige Aufschlüsse für die Kunstgeschichte. Es zeigte sich, daß beide Türme einst, durch einen offenen Vorhof getrennt, frei vor der Westfront der Klosterkirche standen und unter sich durch eine hohe, von drei Kreuzgewölben überspannte Pfeilerhalle verbunden waren; auch von der so gründlich zerstörten Kirche, der frühromanischen Säulenbasilika, wollte es das Glück, daß noch das Bruchstück eines der Würfelknäufe der kolossalen Säulen, die das Hochschiff trugen, ausgegraben wurde, das die größte Ähnlichkeit mit den Kapitellen der Säulen in der Alpirs-



Klosterruine Hirsau.

bacher Klosterkirche hat. Im Kreuzgang fanden sich sehr viele und zum Teil sehr schöne, mit Heiligenbildern oder reichstem Laubwerk geschmückte spätgotische Schlußsteine, darunter im Nordflügel auch zwei mit Meisterschilden,

von Engelchen gehalten. Einer dieser Meisterschilde gehört dem berühmten Baumeister Peter von Koblenz, dem Erbauer der Blaubeurer Klosterkirche. Vom Brande blieb gleichfalls verschont an der Südseite des Chores die große spätgotische Marienkapelle, im zweiten Stockwerk einst mit der Bücherei des Klosters. Noch sind erhalten die gotisch geschnitzten Bücherschränke und die ebenso schön geschnitzte gerade Holzbalkendecke.

Flußaufwärts nach dem gewerbreichen, ins Waldthal förmlich hineingezwängten Calw, einst mit der Burg der Grafen von Calw, jenem Gaugrafengeschlecht, das bis ins neunte Jahrhundert zurückgeht.

Zugleich mit Hirsau ging Calw im Herbst 1692 durch die Franzosen unter Melac in Flammen auf. In Asche sanken, nach vorhergegangener Plünderung, sämtliche Gebäude innerhalb und außerhalb der Mauern, ausgenommen vier Privathäuser im Bezirk der Mauern, und außerhalb derselben 36 hin und her an den Bergen klebende, mehr Hütten als Häuser. Schöne Holzhäuser erstanden nach dem Brande, besonders eines mit folgender Inschrift:

Herr, wach für dieses Haus,
Darzu die Engel sende,
Laß Dir befohlen sein,
Was gehet aus und ein.
All Unglück, Raub und Brand
Fürhin davon abwende. 1694.

In merkwürdig langen gezogenen Schlangenwindungen zieht sich das Nagoldthal hinauf; in der ersten

Schlaufe steht das uralte Kirchlein von Rentheim, wohl aus dem elften Jahrhundert stammend, noch ganz mit alten Wand- und Decken-Malereien.

Rechts ab geht es bald in das vielbesuchte, heilquellenreiche Teinach, das überragt wird von dem kecken kleinen Bergstädtchen Zavelstein mit stolzer Burgruine. Bei Zavelstein blüht alle Frühlingsanfang auf den Wiesen der Crocus vernus, zu Tausenden die Wiesen schmückend, oft noch hart neben den Schneewölken des Winters erblühend. — Viktor Scheffel, welcher gern im Bad Teinach verweilte, widmete einst der Gattin des Badearzts folgende Strophe:

Thal der edlen Sprudelquellen,
Bächlein, Heimat der Forellen,
Harzigen Edeltannwalds Lüfte,
Buntdurchblümter Wiesen Düfte,
Brunnen, Badhaus, Lindenhallen —
Alles hat mir wohlgefallen . . .
Und wenn spät die Lampe brannte:
Meine Tante — Deine Tante!

Gleich weiter oben im Nagoldthal stehen auch auf der linken Thalseite, auf zungenförmigem Felsberg wild verzackt, aus den Felsen unzugänglich wachsend und vom Waldwuchs verdüstert, ausgedehnt auf eine Viertelstunde Länge, die Trümmer der fünffachen Burg Waldeck, die König Rudolf von Habsburg an Martini 1284 zusammenbrach, nachdem er sie über einen Monat lang belagert hatte, und vor deren Wällen schon im Jahr 1279 Graf Albrecht von Hohenberg gelegen hatte, der auch jetzt wieder dem König zu Hilfe zog und Gegenbefestigun-

gen machte. „Rex quinque castra firmissima in uno monte Waldeck sita destruxit in autumpno.“ Eine der lehrreichsten Ruinen des Landes, mehr eine Burgstadt als eine Burg, und auf das kühnste über die Felsenkämme gebaut.

Zwei Stunden oberhalb Waldeck liegt auf ähnlicher schroffer Bergzunge das Bergstädtchen Wildberg, mit Mauern und Türmen. Weiter, in bequemer Thalweitung, die Stadt Nagold, mit schöner neuer gotischer Kirche, oben im Wald die umfangreiche Burgruine Hohen-Nagold.

Das Thal aufwärts wird stiller und enger, braungrüne Erlen und silbergraue Weiden wachsen am dunkelklaren, kühlen, mildrauschenden Fluß. Im Seitenthal zur Rechten zwischen zwei Waldschluchten das Bergstädtchen Berneck, ganz schmal, nur wenige Häuser samt Kirche, geschlossen von dem breiten Burgmantel, der noch ganz erhalten ist, die Burg selbst durch neuere niedrigere Gebäude ersetzt; so wirkt der an beiden Enden mit Wächtertürmchen flankierte riesigstarke, aus Buckelquadern aufgeführte Hochmantel in seltsamer wilder Größe, das Bergstädtchen überschattend.

Ähnlich malerisch und ganz an die Felsberghalde geklebt ist weiter oben im Nagoldthale selbst die Stadt Altensteig, auch mit sehr altem Schloß, das einst die Tübinger Pfalzgrafen erbauten, dessen späterer gotischer Holzbau noch das feste wohl verzierte Eichengezimmer bewahrt.

Noch enger und stiller, menschenärmer wird das Thal



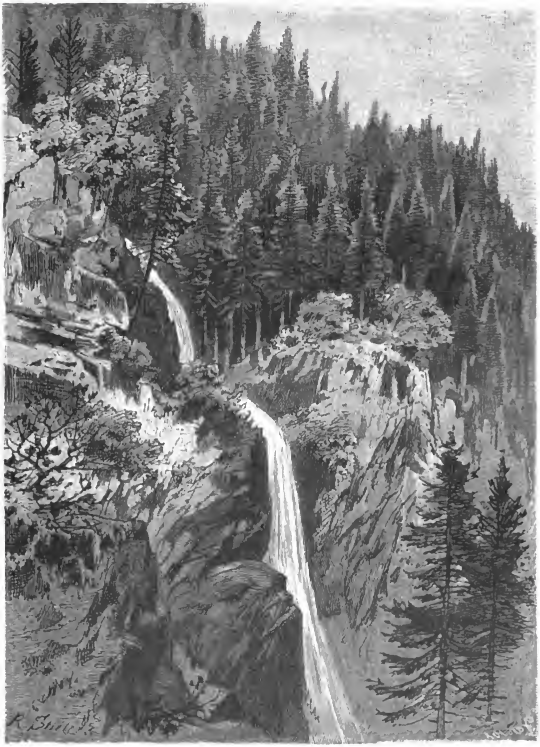
Altenstaig. Wildberg.

der Nagold, die hoch oben in dem Sumpfe des Wulzenteiches bei Urnagold entspringt. Dort steht bei etlichen, weitauseinander liegenden Schindelhäusern auf der rauhen Bergfläche im einsamen Kirchhof die Kirche von Urnagold mit breitem altem Ostturm, an dessen

Ostwand ein spätgotischer Chor sich anlegt. Eigentümlich sprechen in dieser rauhen Öde die Kunstformen dieses Heiligtums. Man denkt unwillkürlich an die Zeit der ersten Christianisierung, als hier auf diesen meilenweit von Wald und Wald bedeckten Hochbreiten für die ersten Ansiedler, die ihre Huben in den Urwald hineintrieben, ihn ausrodend für spärlichen Acker- und Wiesbau, ein geistiger Mittelpunkt geschaffen wurde, dessen Glockenklang in die Wildnis hinaus tönte, die Herzen sammelnd zum Frieden in Gott.

Demselben Sumpf, seinem Nordrande, entspringt die Quelle der Enz, die erst lang nordwärts, später nordöstlich strömend, in der Lücke bei Pforzheim, der alten Pforte zwischen Schwarzwald und Odenwald, die Nagold aufnimmt. Ihr außerordentlich rasch und schroff einbrechendes Thal ist noch tief in das Urgebirge eingerissen und ihr klares, starkes, von den Hochmoorbächen bräunlich gefärbtes Wasser stürmt über gewaltige, gerundete Granitblöcke rauschend und quirlend daher, umzwängt von riesenhohen, finsteren Tannen; so der richtige Schwarzwald.

Hier liegt im tiefen, oben noch schluchtartig verengten Thale das berühmte Wildbad mit seinen prachtvollen Badgebäuden aus Granit, Buntsandstein und Marmor — mit seinen Granitfelsen und Spazierwegen unter herrlichen Kastanien, Tannen und Buchen, am ewig kühlen Gewässer der Enz. — Das Wasser ist von Blutwärme, von wunderbarer Milde und Heilkraft,



Sankenbachfälle im Schwarzwald.

dem glänzenden Schwarzwaldsand lautlos entquellend. — Wir lassen hier den Dichter Justinus Kerner, der längere Zeit Arzt in Wildbad war, reden:

„Am Fuße schwarzwäldischer Gebirge, im Thale, durch das die Enz, unweit ihres Ursprungs schon, als ein beträchtlicher Waldstrom wild reißend zieht, entspringen die warmen Quellen des Wildbads aus Spalten zersprungener Granitfelsen. Diese Granitmassen, die hier den Grund der Enz und der Gebirge bilden, ragen bald als Felsen aus der Erde hervor, bald liegen sie in ungeheuren Blöcken, als Geschiebe, im Thale und in dem Bette der Enz zerstreut. Die Oberfläche der Gebirge ist rings mit großen, roten Sandsteinblöcken übersäet, die, wie aus der Erde gewühlt, lose daliegen und nirgends einen felsigten Zusammenhang zeigen. Sie sind jetzt noch das Spiel großer Wasserströmungen, die sie bei Gewittern und Wolkenbrüchen mit dumpfem Getöse weiter rollen. Größere Massen beharren in den dunklen Tannenwäldern, gleich wie in hohen Säulenhallen, als Grabsteine längst versunkener Jahrhunderte, auf ihrer Stelle. Sie sind mit Moos bekleidet und aus den Spalten mancher wuchsen Tannen und Fichten hervor. — Aus den Seitenthälern und Schluchten strömen häufig Waldbäche, die sich in die Enz ergießen. Teils entspringen sie in den Gebirgen selbst, teils sind sie der Abfluß mooriger Strecken auf wilden einsamen Ebenen der Gebirge. Überdies sprudeln viele tausend kleinere Quellen vom reinsten und kältesten Wasser in den Höhen

und Tiefen hervor, scheinen durch ihre Klarheit und Bläue den hier so sparsam zugemessenen Himmel ersetzen zu wollen, und bringen in die einsame, selbst von Vögeln verlassene, gleichsam unterirdische Gegend Leben und Ton."

Die übrigen Thäler des württembergischen Schwarzwaldes, wie das der Murg und der Kinzig gehen sofort, ohne Vermittlung des Neckarthales nordwestlich strebend in den Rhein, und haben ein entschieden anderes, und da sie meist durch das Urgebirge brechen, oben wilderes, gegen unten milderes Wesen.

Aus den Hochmooren am Kniebis und der Hornisgrinde, den höchsten Höhen der großen Wasserscheide, des Rückgrats des Gebirges, entspringend und immer sattsam gesäugt von den Wolken des Himmels, strömt die Murg in breiter Wasserfülle daher.

Oben östlich über ihrem Thale liegt, erst 1599 gegründet, als Kolonie vertriebener protestantischer Österreicher, die Stadt Freudenstadt, mit origineller Renaissance-Kirche, erbaut von dem berühmten fürstlichen Baumeister Heinrich Schickhardt. Nach der Schlacht bei Nördlingen, im Jahr 1634, überfiel die Stadt eine Kroatenschar, welche sie nicht nur ausplünderte und verbrannte, sondern auch die Einwohner ohne Unterschied des Standes, Geschlechts und Alters niederhieb, so daß die Stadt, zumal da die Pest im Jahre 1635 noch 434 Menschen tötete, über ein Jahr lang öd und verlassen dalag.

Weiter unten links in einer Seitenschlucht der schöne Wasserfall des Sankenbaches, dann im Thale selbst zur Rechten die romanische Klosterkirche Reichenbach mit einer Vorhalle im Übergangsstil, ähnlich der von Kloster Maulbronn.

Bei Schönmünzach und Raumünzach bricht sich die Murg durch gewaltige Granitberge, in einem abgrundtiefen, mit Riesenbäumen bewachsenen Engthal, fortwährend tobend und tosend, die Bahn.

Alles ist gesteigert zu hochgebirgsartiger Großartigkeit, urkräftig dringen die Wildbäche aus den kalten Seitenschluchten herzu. Bei jeder Windung der Straße andere Bilder; schon tauchen dort die Waldberghäupter aus dem bis in blauende Fernen aufklaffenden Thal. Tief unter der Straße die rasende Murg zwischen haushohen, vom vieltausendjährigen Spiel der Überschwemmungswasser spiegelglatt gewaschenen Blöcken. Weiter hinaus wird das Murgthal eines der gesegnetsten Thäler des badischen Schwarzwaldes mit allen dessen Reizen, den sauberen Schindelhäusern mit Blumenbrettern und Holzaltanen und umwachsen von Waldbäumen, Obstbäumen, Süßkastanien, Weinreben, Feigen und Oleandern, oder an Porphyrfelsen gelehnt, über die eine Quelle durch Farnkraut und Ginstergesträuch und Epheu herabtrieft.

Am Ausgang des Murgthales, bei Gernsbach und Baden-Baden, ist ganz südländische Natur, liegt ein Hauch italienischen Himmels. Und es ist, als ob die alte Römerstadt Baden, die Civitas Aurelia Aquensis, in der jetzi-

gen Stadt etwas von ihrem heiter-schönen Geschmack hinterlassen habe, so beherrscht hier das Villenartige die ganze Stadt und Thäler und Hügel; und zwar im Schatten herrlichster südländischer Bäume, die erst jenseits der Alpen wieder zu solcher Höhe und Schönheit gedeihen. Dazwischen aber drangen, und wurden seit Jahrhunderten geschont, aus den nahen prachtvollen Wäldern herab nordische Bäume und Sträucher. Birken, Eichen, Eschen, Edeltannen, Taxus, Stechpalme, Besenginster und Heidekraut stehen zwischen Zedern, Cypressen, Aurakarien, Weymutsfichten, Tulpenbäumen, Platanen und anderen fremdartigen Ahornarten. Zusammen ein Garten, südlichmild, hochedel, und wieder nordisch kraftvoll und nordisch zierlich.

Ähnlich anmutig, auch durch den Granit sich brechend, ist das Thal der Kinzig, das längste der Schwarzwaldthäler, das denselben bis tief nach Osten hinein, bis an das Muschelkalkland durchsetzt, das Gebirge in den nördlichen und südlichen Schwarzwald zerschneidet. Die Kinzig entspringt bei Loßburg, O.A. Freudenstadt, 682 m hoch; gegenüber ihrer Ausmündung in den Rhein liegt das seit Urzeiten hochwichtige Straßburg. Es war das Thal von jeher eine der wichtigsten Völkerstraßen; oben an seinem Ausgang lagen drei römische Kastelle nahe bei einander, bei Röthenberg, Waldmössingen und Unteriflingen. Sein oberer Teil, von silbererzhaltigen Granitbergen umstellt, gehört noch Würktemberg; hier liegt das von Rotman von Hausach, Adalbert von Zollern

und Graf Alwig von Sulz am Schluß des elften Jahrhunderts gestiftete, ehemalige Benediktinerkloster Alpirsbach.

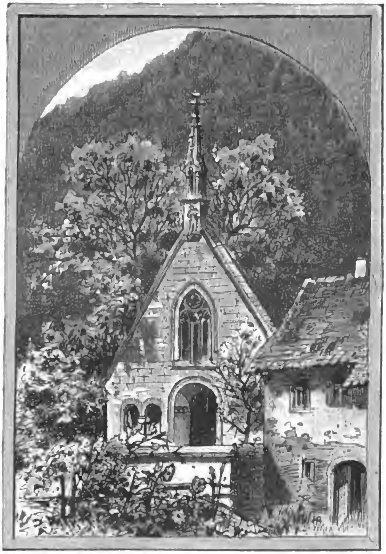
Was von strenger, frühromanischer Kunst in Hirsau unwiderbringlich verloren ging, die Säulenbasilika, das hat sich in der nur einige Jahre jüngeren Klosterkirche zu Alpirsbach fast unversehrt erhalten. In den letzten Jahren ließ der Staat dieses Kleinod frühromanischer Baukunst stilgemäß wiederherstellen, so daß jetzt der Anblick des alten Werkes ein ganz ungestörter und tief in das Gemüt eindringender ist. Gewiß, es wird sich wohl niemand dem Eindruck entziehen können, den das nun wieder aller verwirrenden Zuthaten entledigte, im alten Farbenreiz wieder auferstandene Innere der Kirche mit den großen und schlichten Linien, der lichten Weiträumigkeit und dem wunderbaren Einklang seiner, auf einfachen Zahlen beruhenden Maßverhältnisse ausübt. Von dem milden Rot seiner aus e i n e m Stein geschafften, das Hochschiff tragenden Würfelknaufsäulen wächst die Wirkung stetig bis zu der in Farben schimmernden, bei der Durchkreuzung von Lang- und Querschiff mit ernsten figürlichen Malereien geschmückten geraden Holzbalkendecke; dazwischen sind an den Lang- und Querwänden die Wappen der Stifter, Wohlthäter und Schirmherren des Klosters aufgemalt und die vielen Rundbogenfenster alle in ihren Scheiben mit funkelnden Blätterreihen gesäumt. Die kraftvollen Füße der Säulen, durch die frühere Stuhlung ganz verdeckt, wurden durch

die neue wieder frei und das Stuhlwerk selbst einem in der Kirche noch vorhandenen, aus der romanischen Zeit stammenden Muster, vielleicht dem einzigen in Deutschland, nachgebildet.

Im Bogenfelde des großen Hauptportales an der Westwand der Klosterkirche sieht man in fein durchgeführter halberhabener Arbeit Christus, jugendlich dargestellt, als Weltheiland, in der Mandorla, dem mandelförmigen Heiligenschein, den herschwebend zwei langgeflügelte Engel halten. Unten knieen zwei kleinere Gestalten, ein Mann in Klostertracht, die andere Gestalt in Frauentracht; ohne Zweifel sind es Adalbert von Zollern, der in Alpirsbach als Klosterbruder starb, und seine Gemahlin.

Hören wir noch, wie diese Gegend der Dichter Albert Knapp in seinen Aufzeichnungen schildert: „Der Ort, wo ich als Kind mit tausend stillen Geistesahnungen mich entwickelt habe, ist der Schwarzwald, ein schönes gewaltiges Gebirge, wenn man die rechten Vertiefungen und Hochflächen kennt, die noch etwas vom Gepräge der Urnatur an sich tragen. Der geistige Grundcharakter jener stillen, majestätisch einsamen Waldhöhen ist eine feierliche Melancholie, eine schwermutvolle Erhabenheit. Jene bald wellenförmigen, bald mit schroff abstürzenden Waldgehängen besäumten Hochflächen des Schwarzwaldes mit ihren tiefen, kühn zwischendurch gesprengten Schluchten und Thälern zeigen bei klarer Witterung ein hehres, unbeschreiblich ergreifendes Still-

leben der Natur, und was ihnen den edelsten Reiz verleiht, das ist der blaue, hoch über das Immergrün der



In Herrenalb.

riesigen Tannenwälder sich so weithin ausbreitende Himmel. Da liegt die Welt an einem stillen Frühlings- oder Sommertage so mild und herrlich vor dem Geist aus-

gegossen da; der Mensch ist mit sich selbst und seinem Gott hier völlig allein."

Ein südlicher Nebenfluß der Kinzig ist die beim malerischen badischen Städtchen Schiltach einmündende Schiltach, sie fließt durch ein prächtig enges, zackiges Granit- und Phorphyrfelsenthal, vorbei an dem württembergischen Städtchen Schramberg. Drohend hängt darüber die große, halbzerstörte Burg Schramberg. Weiter hinauf das Thal der Berneck mit zahllosen, seltsam gebildeten Felsen und Felsennadeln. Gleich beim Eintritt zur Rechten ein ganzes Felsenfeld mit den Trümmern der Burg Falkenstein und ihren bis ins Thal herabziehenden, zwischen die Felsen hineingezwängten Werken. In diese unzugängliche Wald- und Bergwüste flüchtete sich der unglückliche, von des Kaisers Freunden gehetzte Herzog Ernst von Schwaben. Hierher, wo man nichts mehr vernimmt, als das Rauschen der über Granitblöcke in jugendlicher Wildheit dahinstürmenden Schiltach.

Das mildeste der dem Rheinthal zugewandten Thäler in unserem Schwarzwald, ausgezeichnet durch landschaftliche Schönheit, ist das der Alb, worin Herrenalb liegt mit dem ehemaligen Cisterzienserkloster, einer Stiftung von Maulbronn aus. Im Westen der alten Klosterkirche dehnt sich, ähnlich wie vor der Abtei Laach am Laacher See, im Viereck umher eine kreuzgangartige Halle romanischen Stils. Jetzt in Trümmern. Aber um so mehr wirken zwischen dem dunklen Grün der Pflanzen und Bäume die doppeltgesäulten Arkadenfenster und im Westen der gotische Giebel.



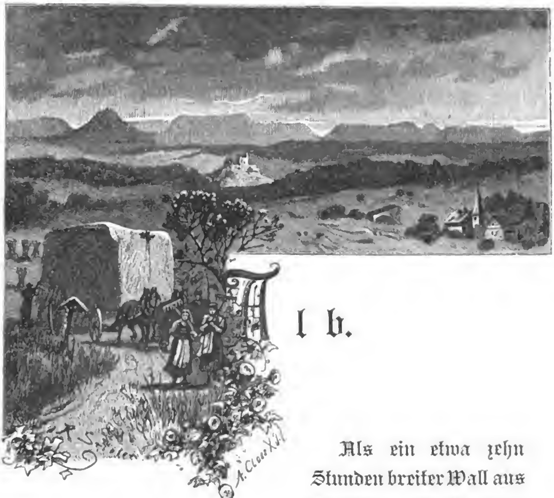
Berneck im Schwarzwald.

Stärksten Gegensatz zu den südlich milden Thälern des badischen Schwarzwaldes, ja auch noch zu den schmalen, tannendunklen Thälern des östlichen Teils bilden die Kammhöhen des Gebirgs mit ihrem zwergbaumhaften Baumwuchs, dagegen den riesigen Farnen- und Vaccinienfträuchern, den fast endlosen, mit Trümmerblöcken überworfenen Hochmooren, die zuweilen selbst größere braunwellige Lachen, die „wilden Seen“ bilden; in tiefster Einsamkeit, das halbe Jahr hindurch von Eis und Schnee überlagert, sonst die Wohnstätte des Urhahnen, Auerhahnen, erinnernd an die „Tundren“ des skandinavischen Nordens. Von hier oben sieht man bei hellem Himmel die Vogesen, den Rheinstrom mit seinen Münstern, die schwäbische Alb und die Alpen hinter dem ungeheuern Waldmeer des Schwarzwaldes.

Die echtesten Hochmoorseen, von Legforchen düster umkrochen, sind der Hohlohsee und der wilde See bei Wildbad; beide ganz auf der Höhe; der andere wilde See und der Mummelsee liegen tiefer, sind Haldenseen, wie in einem Krater versunken, kesselartig auf drei Seiten von Tannenwänden umschlossen.



Schwäbische Alb.



Gegend von Herrenberg.

Alb.

Als ein etwa zehn Stunden breiter Wall aus Kalkstein, schroff gegen den Neckar, sachte gegen die Donau, legt sich die schwäbische Alb von Südwesten nach Nordosten quer durch unser Land, das sand- und thonreiche Thal- und Hügelland des Neckargebiets abscheidend von dem aus Nagelfluhe und Gletscherschutt niedergeschlagenen Alpenvorlande Oberschwabens. Weiter nach Südwesten findet die schwäbische Alb ihre Fortsetzung in der badischen Alb, dem Randen, und drüben über dem Rhein in dem bis 2000 m ansteigenden Schweizerjura; im Nordosten aber im fränkischen Jura

Bayerns, dem sog. Hahnenkamm, dessen höchste Höhen, mit 700 m, die der schwäbischen Alb nicht erreichen; diese selbst steigt bis über 1000 m über das Meer, über den Thälern bis zu 500 m und mehr empor.

Die Alb hat ganz die Natur eines echten Kalksteingebirges, zeigt sich durchschlitzt, zerrissen und zernadelt nach allen Richtungen hin von den seit Urzeiten an ihr nagenden Wassern, zeigt scharfkantig abbrechende Felswände und Felsthäler, oben Flächen von eingesunkenen Trichtern, darunter Höhlen sind, die das ganze Innere des Gebirges maschenartig durchlöchern; sie zeigt jene wunderbare Trockenheit aller Kalkgebirge, weil alle Wasser auf ihrer Oberfläche versickern und verfallen, und die Strahlen der Sonne im Sommer das ganze Gebirge, samt der eingeschlossenen Luft in den Höhlen, wie einen Ofen heizen. Daher die brennenden Farben der Blumen auf den sonnigen Heiden, das förmliche Glühen der Felsenflanken im goldenen Mittag. Unten am Fuß der Berge brechen dann aus den unterirdischen Wasserbehältern mächtige Quellen in runden Quelltöpfen an das Licht als mühlentreibende, immer gleich starke und gleich kalte Forellenbäche.

Zum Glück sind die felsensteilen Gehänge des Gebirges fast ausnahmslos mit Wäldern, besonders mit prächtigen Laubwäldern, denn auf diesem Boden gedeiht neben der Buche die Linde, der Ahorn, die Esche — bestockt, und bietet deshalb das Gebirge nicht das Bild jener abschreckenden Öde südländischer längst entwaldeter

Kalkgehänge. Deshalb sind auch die Flüsse nicht, wie dort, voll tiefem Geröll und bei jedem Gewitter verheerend anschwellend, in der trockenen Zeit aber leer. Nein, durch saftigste Wiesen strömen Sommers und Winters klar und voll die Flüßchen der Alb und haben, weiter vom Herzen des Gebirges entfernt, unsere gewerbreichsten Städte geschaffen. Auf den Hochflächen wechselt Wald, Fels, Heide und Weide, malerisch schön ineinander gehend, auf den Heiden und Weiden stehen noch die Waldbäume, oft steinalt und steinhart, alle aufgewachsen im Kampf mit den wütenden Stürmen hier oben.

Unerschöpflich ist die Mannigfaltigkeit der großen landschaftlichen Eindrücke, so daß der Dichter Gustav Schwab ein ganzes Buch nur über die Nordtraufe des Gebirges geschrieben hat. Hören wir ihn, wie er davor sich ausruht im Abendlichte: „Die dunkle Farbe des Gebirgs wird in ein durchsichtiges Blau verklärt, über das der Sonnenschein eine leichte Röte gießt, in der bald mehr Wechsel der Formen hervortritt, als das Auge früher geahnet. Sie hält uns die reichen Buchenwälder, von welchen diese Berge bis zu ihren obersten Höhen umkleidet sind, schimmernd entgegen, zeigt dem Blicke den Anfang mannigfaltiger Thäler, die sich zwischen den mehr und mehr vom ganzen Bergeszug abgelösten Massen eröffnen, bescheint, wo die Vorhügel einen Durchblick gewähren, die schmucken Städte und Dörfer, die üppigen Obstwälder, die sich am Fuß der Alb hin und in die Thäler bergein ziehen, beglänzt die

Kalkfelsen, mit welchen die Höhen übersäet sind, und vergoldet die wenigen Gipfel des Gebirges, auf welchen sie uns vorher unbemerkte Schlösser und Burgen zeigt. Und wenn dem Betrachtenden hier und dort ein Bauer, auf die goldnen Bergspitzen deutend, die Namen Hohenzollern, Achalm, Urach, Neufen, Teck, Hohenstaufen, Rechberg, Rosenstein zu nennen weiß, so mag seine Phantasie wohl noch ein zweites Leben aus der Vergangenheit über diese Bergkette heraufbeschwören."

Die Höhlen. Eine Hauptmerkwürdigkeit der Alb bilden die Höhlen. Man kennt ihrer mehr als siebenzig größere, während kleinere Grotten und Felsenlöcher zu Hunderten die wunderbare Natur dieses Kalkgebirges noch kühner und geheimnisvoller machen. Auch liegen eine Menge noch verborgen im Schoß des Gebirges, wie schon die vielen unterirdischen Wasserläufe und das Versinken und Verfallen von Wassern und Quellen allenthalben auf der Alb beweisen. Wir nennen nur die allerwichtigsten, von Südwesten ausgehend.

Die Königsheimer Höhle bei Königsheim auf dem Heuberg; auf freiem Feld unter malerisch verschlungener Baumgruppe. Nur ein paar hundert Schritte davon führt ein über 30 m tiefer Erdfall, das sogen. „Klingenloch", in eine noch größere Höhle.

Die Kolbinger Höhle bei Kolbingen, ebenfalls auf dem Heuberg, auch der „Hohlefels" genannt, mit großem Eingang.

Die Höhle bei Mühlheim a. d. D. in der Felsenhalde im Donauthal, sie ist ungefähr 60 m lang und endigt in einer Tropfsteinkammer; auch der herrliche Wulfbach kommt aus einer Felsgrotte hervor.

Die Höhle im Gräbelesberg bei Lauffen, etwa



Zwiefalten.

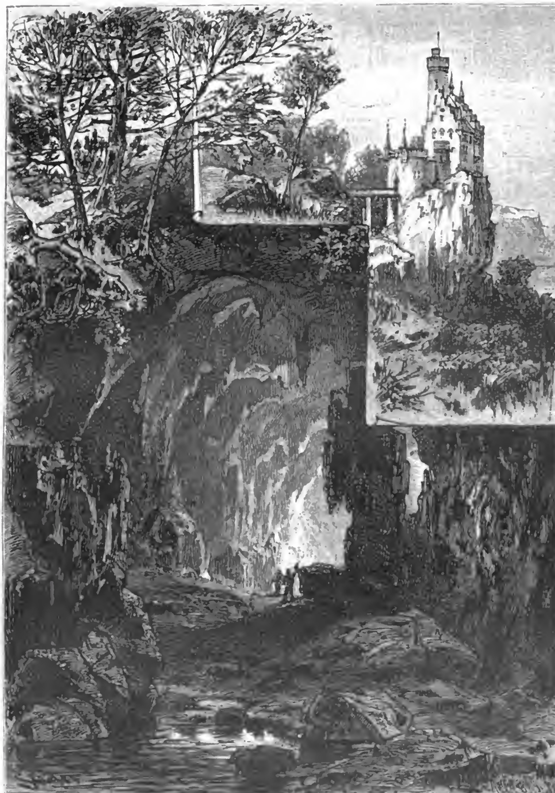
90 m lang, wahrscheinlich mit dem alten Ringwall in Verbindung stehend.

Die Linkenboldshöhle bei Onstmettingen, die längste Höhle der Alb mit 220 m, im ganzen eng, mit einzelnen Kammern, reich an schönen bizarren Tropfsteingebilden. Hier haust der Kobold „Linkenbold.“

Der Bröller, bei Hausen an der Lauchert; nicht groß, etwa 23 m lang, aber gegen das Ende sich weitend zu einer Halle, die einen klaren tiefen ruhigen Wasserkessel umschließt; zuweilen aber hebt sich mit großem „Gebrüll“ das Wasser, erfüllt die Höhle und bricht aus dem Eingang und überflutet weithin das Thal.

Die Erpfinger Höhle auf dem Höhlenberg, unweit von Erpfingen; sie wurde im Jahr 1834 von dem Schullehrer Fauth von Erpfingen, dem seine Tabaksdose durch eine Spalte in die Höhle fiel, wieder entdeckt, gegen 170 m lang, 3—17 m breit, 3—10 m hoch, mit mehreren Kammern, reich mit den überraschendsten Tropfsteinen. Man fand in ihr eine große Menge Knochen von Höhlenbären, Geschirrscherben, vorrömische und römische, 50 menschliche Gerippe samt den Knochen von Pferd, Rind, Hirsch, Schwein, Hund, Schaf, Hasen, der Ratte und des Iltis, Schmuckgegenstände und Waffen aus römischer, vor- und nachrömischer Zeit.

Die große Wimsheimer Höhle, oberhalb Zwiefalten, die wundersamste von allen. In ihrer ganzen Breite ist sie vom Wasser der darin entspringenden Ach bedeckt, kann nur mit einem schmalen Nachen besucht werden. Der Eingang ist eng, und märchenhaft ist im Scheine der Fackeln der Eindruck ihres dunklen kühlen über dem weiten Wasserspiegel schwebenden Steingewölbes. Nahe dem Ausgang aber bricht aus der Flut, wie in der blauen Grotte auf der Insel Capri, blau-



Nebelhöhle — Lichtenstein.

silbernes Licht, alles verklärend aus dem tiefen Gewässer. — Durch eine der schönsten Felsen- und Waldschluchten der Alb, gleich unterhalb der Höhle, gelangt man in das Thal, zwischen dessen Waldhängen das ehemalige Benediktinerkloster Zwiefalten, gestiftet 1089 von den Grafen von Achalm, mit einer der großartigsten Zopfkirchen unseres Landes liegt.

Die Sontheimer Höhle, eine der größten, auf der Markung von Sontheim, zwischen diesem Dorf und Ennabeuren, mit großer Vorhalle; von da krümmt sich die Höhle vielfach durch kleinere Kammern hindurch und endigt mit einer erhabenen Halle, deren feierliche Stille nur durch das Geräusch der fallenden Wassertropfen unterbrochen wird. Die Länge der ganzen Höhle beträgt über 190 m; reichartige Tropfsteingebilde zeichnen sie aus.

Das große Lauterthal ist voll von Höhlen. Die Bettelmannshöhle gegenüber von Derneck mit sehr breitem und mannshohem Eingang, der tief in das Gebirge hineinführt. Dann weiter unten im Thale das Gerbersloch am südlichen, fast senkrechten Felsenabhang der Hayinger Burghalde bei Indelhausen, worauf jene große Ringburg errichtet ist. Der Eingang gleicht einem gotischen Thorbogen und führt zu einer langen, 4—6 m hohen, mit Tropfsteinen gezierten Halle. Nach der Volkssage soll sich die Höhle durch den ganzen Berg bis Indelhausen fortsetzen; ein Mann soll mitten in ihr steinerne Treppen gefunden haben, die teils nach

oben zur Ringburg, teils in die Tiefe führen. An derselben Burghalde ist sodann, gleichfalls sehr schwer zugänglich, da der Eingang sich auch in der Mitte des Felsabsturzes befindet, das etwas kleinere Ochsenloch. Weiter hinab in dem von Indelhausen abwärts ganz weglosen, aber außerordentlich schönen mit Burgen besetzten Lauterthal noch andere Höhlen und Höhlengewölbe.

Die Nebelhöhle, in der Nähe der Burg Lichtenstein, berühmt durch Hauffs „Lichtenstein“, die bedeutendste Höhle unseres Landes. Der Eingang ist an einer steilen Waldwand zwischen bemoosten Felsen. Man geht auf etwa 70 Stufen hinab und wandelt in Finsternis durch größere und kleinere Hallen, Kammern und Gängen hin. Die ganze Höhle ist gegen 200 m lang und zerfällt in die vordere, hintere und obere Höhle, wovon die letztere 40 m lang ist; sie wächst bis zu 21½ m in der Höhe und bis zu 20 m in der Weite. Ihre schönen Tropfsteingebilde haben durch die öfteren Beleuchtungen und Besichtigungen merklich verloren. — Östlich von der Nebelhöhle steigt über dem kühnsten Felsen des Honauerthales Burg Lichtenstein auf, mit einer Fernsicht bis an die Schweizeralpen.

Die Falkensteiner Höhle, im wilden Felsengrund des von Urach herziehenden Grabenstetter Thals. Man tritt in ein großes Gewölbe, das sich bald in einen Gang verengt, der über 400 m weit sich fortsetzt und hier und da zu Kammern sich erweitert; in ihm läuft

die Elsach, unterwegs sieben „kleine Seen“ bildend, verfällt aber tosend mitten im Gang und kommt erst



Aus dem Lauterthal.

vor der Höhle wieder hervor. Im Hintergrunde der Höhle ist ein tiefer See, und dahinter setzt sie sich fort in unbekannten Klüften, man sagt: bis zum Schlattstaller Thal. Das Gewässer in der Höhle schwillt oft so sehr an, daß alle Gänge sich ausfüllen. Als im vorigen Jahrhundert Schatzgräber dort nach Gold und Schätzen gruben,

fand einer in den schnell angelaufenen Fluten den Tod, die anderen retteten sich kaum noch auf die höheren Felsen.

Die Schertelshöhle, anderthalb Stunden oberhalb Wiesensteig, im Berg Bussen, an dessen Fuß die Fils entspringt, eine der größten und schönsten. — In dem seit unendlichen Zeiten offen stehenden Erdtrichter, dem „Kühloch“, ließen sich Bergleute hinunter und entdeckten die Höhle. In den Jahren 1829 und 1830 wurde sie dann künstlich durch einen Stollen zugänglich gemacht. Die Länge der Höhle, soweit sie begangen werden kann, beträgt 540 Fuß. Den Glanzpunkt der Höhle bildet die Halle unter dem offenen Trichter, sie hat 21 Fuß im Durchmesser und eine Höhe von 53 Fuß, und den Trichter hinzugerechnet, 75 Fuß. In kühner Wölbung ruht die Kuppel über uns und mächtige Felsblöcke, mit üppigem Moose bekleidet, umlagern den Durchbruch der Decke. Durch das frische Grün der Buchen, die in schönem Kranze um den oberen Rand des Trichters stehen, blickt freundlich der Himmel herab in die schauerliche Tiefe. In der Mittagsstunde sendet die Sonne ihre Strahlen durch diese Öffnung in die Nacht der Höhle. Ein sanftes Licht durchströmt die Kuppel, und die Tropfsteingebilde treten aus dem Dunkel hervor wie Stukatur-Arbeiten von Meisterhand.

Das steinerne Haus, in der Nähe der Schertelshöhle, mit großem prächtig gewölbtem Eingang. Man trifft oft im Juni noch Eis in ihr an.

Der hohle Felsen bei Aufhausen, aus dem Quellen entspringen; mit engem Eingang, im Innern aber mit bedeutenden Höhlen und Seen.

Der Hohlenstein im Lonthal, auf Asselfinger Markung. Die Höhle besteht aus einer hochgesprengten Grotte, deren Eingang durch eine Mauer verschanzt wurde, daneben führt ein schmaler langer Gang in drei sehr geräumige Gewölbe. Die ganze Länge der Höhle beträgt 73 m. Im Jahr 1862 fand Fraas in der Höhle eine außerordentliche Menge von Knochen des Höhlenbären, darüber in einer jüngeren Schichte alte Geschirrscherben, Steinbeile aus Serpentin, bearbeitete Hirschgeweihstücke u. s. w.

Das Mordloch im Roggenthal, unweit Ravenstein, auch ihr entquillt ein kristallheller Bach.

Die Falkenhöhle, auf dem Aalbuch. Durch eine enge Öffnung steigt man hinunter auf den Grund zu einer schönen hohen Halle und von hier aus führt ein Gang in eine zweite Halle, reich an wunderbar gebildeten Tropfsteinen.

Die vier Höhlen am Rosenstein bei Heubach, jener fast rings von Felsen umschlossenen, an der allein zugänglichen Stelle aus alter Zeit verschanzten Bergfläche. Die Höhlen heißen die Scheuer, das kleine Haus, das große Haus und das Finsterloch, die bedeutendste der Rosensteinhöhlen, 170 m lang.

Den einzigen Eingang zu manchen dieser und vieler noch unbekannter Höhlen bilden die Erdfälle, trich-

terförmige Einsenkungen des Bodens, die durch das Einstürzen unterirdischer Höhlen und Klüfte entstanden sind und noch fortwährend entstehen. Sie kommen auf der ganzen Alb sehr häufig vor, teils zerstreut, teils in größerer Zahl beisammen, manchmal auch in lang fortlaufender Reihe. Ihre Form ist gewöhnlich ein Trichter, oft strecken sie sich gleich einem Thälchen in die Länge. Ihr Grund ist gewöhnlich geschlossen, bei manchen aber auch zu einem tiefem Schlund geöffnet, der in unterirdische Höhlen führt, so beim Kühloch, hier zur Scherkelshöhle, beim Mordloch und Alternzopf, bei den Wollenlöchern bei Aalen; sie sind gleichsam die Spundlöcher für das in den Kesseln sich sammelnde Wasser; ein besonders großer Erdfall, eine Mulde, $^3/_4$ Stunden lang, $^1/_4$ Stunde breit, ist die Battenau auf der Alb östlich von Geislingen, oder die Mulde bei Zainingen, O.A. Urach.

Manche dieser Höhlen waren die ersten menschlichen Wohnungen; uralte Sagen von Erdmännchen und Erdweibchen weisen noch darauf hin. Viele der Höhlen standen auch mit den über ihnen durch Ringwälle verschanzten Felsbergen in Verbindung und dienten als Wohnungen, Vorratskammern, Verstecke, sowie als geheime Ein- und Ausgänge (Fluchtrohre).

„Die Albwasserversorgung". Der großartige Gedanke des Oberbaurates Dr. von Ehmann, unsere bis dahin so außerordentlich wasserarme Alb mit Trink-



Aus Reutlingen (Regenstimmung).

und Nutzwasser mittelst Hebung der in den Albthälern entspringenden Quellen auf die Hochflächen der Alb zu versehen, wurde seit 1870 unter Beihilfe des Staates und nach den Entwürfen und unter der persönlichen Oberleitung Ehmanns ausgeführt; es sind neun Gruppen mit 109 Gemeinden und Höfen und 42 000 Einwohnern mit dem seit Menschengedenken dort entbehrten frischen fließenden Wasser versorgt worden. Durch mächtige Pumpwerkanstalten in den Thälern wird das herrliche Quellwasser nach den höchsten Punkten der Alb in große Behälter gehoben, von ihnen aus den einzelnen Ortschaften unter natürlichem Gefälle zugeleitet und innerhalb derselben zweckmäßig verteilt. Die zwischen 117 und 310 m hoch und bis zu 18 km von ihren zugehörigen Pumpstationen entfernt, auf der Alb weitzerstreut liegenden 65 Haupt- und Hilfsbehälter enthalten bei vorschriftsmäßiger Anfüllung einen Gesamt-Wasservorrat von rund 20 600 cbm oder ca. 70 000 württemb. Eimern; derselbe würde bei sämtlichen neun Gruppen auch mit Unterbrechung des Wasserzuflusses von den Pumpstationen — den durchschnittlichen Wasserbedarf für 1—10 Tage, in einzelnen Gruppen noch länger, zu decken im stande sein.

Die Tiefe der oft auf lange Wegstrecken in Felsen und in zusammenhängendes, härtestes Gestein mittelst sehr mühsamer, an den Steilrändern der Alb besonders gefährlicher Sprengungen ausgehobenen Röhrengräben beträgt durchschnittlich 1,5 bis 1,7 m und es liegen die

oberen Seiten der Gußröhren nirgends weniger als 1,2 bis 1,3 m unter der Erdoberfläche, was nach längeren Erfahrungen dort genügt, um die schädlichen Einflüsse der Luft und Witterung abzuhalten. Die Gesamtlänge der gußeisernen Druck- und Verteilungs-Röhrenleitungen beträgt 380 Kilometer, auf den Kopf kommen an einem Tag bis zu 125 Liter Wasser.

Von den hochgelegenen, meist eine herrliche Rundschau gewährenden Behältern sieht nunmehr das Auge da und dort die Flaggenstangen und Schachthäuser der benachbarten Hochbehälter, und freundlich winken an Festtagen die Fahnen von den hohen Firsten im Strahl der Morgensonne einander zu, weithin zum Ruhme verkündend, daß nunmehr allüberall auf der württembergischen Alb das Jahrhunderte lang entbehrte, aber notwendigste Lebenselement, — frisches fließendes Quellwasser für Menschen und Tiere in Hülle vorhanden, dem Gesunden ein treuer Freund, dem Kranken zum Labsal, bei des Tages Last und Hitze ein Helfer, bei der Ruhe ein angenehmer Gesellschafter.

Betrachten wir nun die Alb näher, und zwar zuerst den Nordtrauf. „Vom Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen,“ sagt Quenstedt, der größte Kenner unserer schwäbischen Alb, „zieht die an Bergstürzen und mächtigen Steilfelsen reiche, sonst schön bewaldete Gebirgswand unter dem Namen Heuberg gegen Balingen, wo Plettenberg, Schafberg und Lochen sich düster über der Stadt erheben, während die lichten Kalkriffe auf der Sonnen-

seite des Eyachflüßchens, von der Ruine Schalksburg bis zum Hundsrück weit über die zu Füßen liegende



Hohenzollern.

Fruchtebene hinausleuchten. Der kegelförmige, rings getrennte Hohenzollern, mit seiner Kaiserburg, bildet einen Ruhepunkt; er steht im Mittelpunkt eines großen

Halbkreises, der mit weit geöffnetem Bogen Steilränder bildet, die mitunter ein trauriges Bild der Verwüstung darbieten. Vom Dreifürstenstein, südlich von Mössingen, beginnt die vorzugsweise so genannte „schwäbische Alb“; sie ist reich an Vorsprüngen, isolierten Bergplatten und Bergkegeln, so der sargähnliche Farrenberg, die spitze Achalm, die Felsenveste Neuffen, der Gipfel der Teck bis zu den Felsenstürzen am Bosler. Besonders reich ist die nördliche Hälfte an plumpen Felsmassen, während im Vordergrunde die bewaldeten oder mit Obsthainen und Weinhalden bedeckten Vorhöhen (brauner Jura) durch ihre rundlichen und milderen Umrisse die Mannigfaltigkeit erhöhen. Dazu kommen die vielen Tuffkegel, deren regelvolle Formen den Wanderer so beschäftigen; ihr Hauptherd liegt zwar auf der Höhe der Alb, allein nur am Rande und in den Albthälern treten sie in eigentümlichen Bergformen hervor und vermehren das Liebliche der vielfach gegliederten Landschaft; so der wie von Künstlerhand geformte spitzkegelige Kugelberg, eine Stunde westlich von Reutlingen, und der Georgenberg, nordwestlich von Pfullingen. Von allen der mächtigste ist der Jusiberg, allein er schließt sich so eng an den Kalkvorsprung an und trägt auf seinem Rücken so viele Kalkmassen, daß seine äußere Form den Vulkanursprung nicht vermuten läßt. Ihn umgeben aber eine Menge Kegelberge, der Neuhäuser und Metzinger Weinberg, der Floriansberg, Kapf und viele andere kleinere, weiterhin Limburg und Aichelberg. Östlich dieses letzteren



Am Königsturm zu Gmünd.

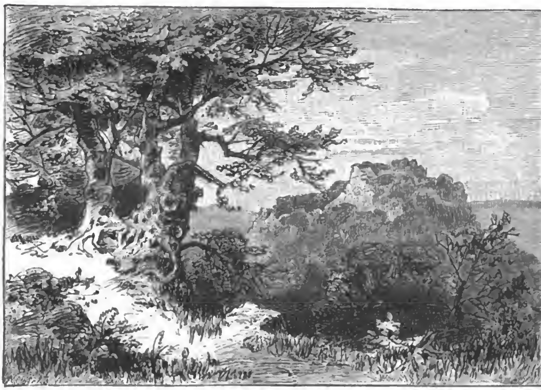
nimmt die Alb in dem merkwürdigen, gegen Göppingen geöffneten, hakenförmigen Filsthal wieder einen zer-

schnittenen Charakter an, erscheint aufgelöst in großartige Berginseln, bis jenseits von der Kuchalb, wo im Norden die ergrauten Ruinen des Scharfenschlosses noch in voller Pracht sich über die Waldwogen erheben, über den steilen und massig vorspringenden Messelberg hinweg bis zum Bernhardus die Kalkmassen zwar geschlossener werden, allein sie sind im Vordergrunde derart zersplittert, daß jene Gebirge zwischen den alten Kaiserstädten Göppingen und Gmünd voll von geschichtlichen Erinnerungen, zugleich auch am reichsten und eigentümlichsten von der Natur ausgestattet sind. Auf der Wasserscheide zwischen Fils und Rems steigen isoliert jene drei hehren Gestalten auf, die dem suchenden Auge des Wanderers von nah und fern begegnen; der nackte Stuifen, dem Kalkrande am nächsten, der Rechberg, mit Kirche und Burgruine, in der Mitte, und der seines Schmuckes längst beraubte stolzgigflige Hohenstaufen. — Jenseits des Bernhardus erheben die großartigsten Felsen bei Heubach am Rosenstein nochmals ihre kolossalen Häupter, aber mit dem wild zerrütteten linken Lauterburger Thalrande verliert die Alb plötzlich viel von ihrem Ausdruck; der Steilrand zieht einförmig weiter. Erst der stattliche Ipf bei Bopfingen und die vielen kahlen kurzberasten Berglehnen und Buckel, welche ihn rings umgeben, führen uns in eine neue Landschaft ein und eröffnen uns den Blick in das Ries.“

Groß ist die Zahl der Burgruinen, die an den Bergen hangen, der gewerbsamen Städtchen, die in den

grünenden Thälern liegen und auch noch manche Werke aus alter Zeit, besonders aus dem Mittelalter aufweisen.

Beginnen wir wieder am nördlichen Trauf. Hier stehen die gewerbsamen Städte Ebingen und Balingen,



Blick auf Hohen-Urach.

und bald steigt vor der weiten Buchtung der Alb der Einzelberg Hohenzollern herauf, die Stammburg des Zollerngeschlechtes, jetzt die siebentürmige Kaiserburg tragend, die noch Reste der alten Burg in sich schließt. Zauberhaft ist der Anblick dieser Burg, wenn sie im Abendlicht glänzt über dem schöngeformten Berge, welcher

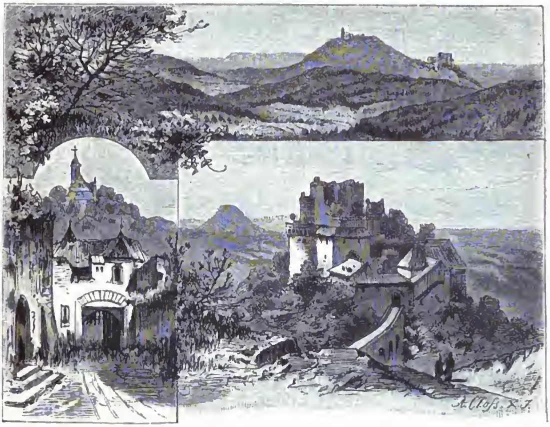
aus der düsterschweren Alb-Mauer frei und weithin beherrschend hervortritt.

Weiter die alte Reichsstadt **Reutlingen**, die einst den wirtembergischen Grafen so viel zu schaffen machte, mit ihrem herrlich frühgotischen Münster, der Marienkirche; sie liegt an der schönen freistehenden Berggestalt der Achalm, des einstigen Stammsitzes des sehr alten Geschlechtes der Grafen von Achalm, das schon im Jahr 1098 mit Luitold, dem Stifter von Kloster Zwiefalten, ausstarb. Noch schauen einige Trümmer von dem Berg, der zusammen mit der Stadt, aus der noch Thortürme und der hohe schlanke, mit Blumen besetzte Steinhelm der Marienkirche steigen, ein stolzes Bild giebt.

Dann der Trümmerkloß der früheren Burg, späteren Festung Hohen-**Neuffen**, in den größten Mauermassen vor der Hochfläche der Alb aufsteigend, riesenbreit und umwogt von den Nebeln der Waldschluchten. Es ist der Stammsitz derer von Neifen, denen auch der Minnesänger Gottfried von Neifen, der noch die schönen Tage der Hohenstaufen besang, entsprungen ist.

Urach, das alte Wasserburgstädtchen, einst Residenz der Grafen von Wirtemberg, mit seinem alten Schloß und dem schönen spätgotischen durchbrochenen Brunnen; tief in Laubwaldberge versenkt; auf dem Berg gegen Nordwesten die Trümmer der uralten Burg Hohen-Urach; einst der Sitz der schon im achten Jahrhundert bedeutenden Grafen von Urach, die noch heute fortblühen in den Fürsten von Fürstenberg. Buchenwälder, soweit man schaut,

aus denen oben die langen Kiefer der bleichen Jurakalkfelsen scheinen; wunderbar lieb rauschende Wasser in den Wiesthälern. Am schönsten hinauf das Seeburger Thal, dem Zug des klaren Ermsflüßchens entgegen, das



Hohen-Rechberg.

über die von ihm selbst gebauten Süßwasserkalkbänke schäumend stürzt, bald im lichten Sonnengolde der Wiesen, bald dunkelnd verhüllt von prachtvollen Wipfeln der Eschen und Ahorne, die in schattigen Klausen um das köstliche Wasser sich drängen. Von oben herab schaut gebrochen Burg Hohen-Wittlingen.

Weiter, weiter, vorüber nun im Geisterflug, in der Vollmondnacht, an den Ruinen Rauber und Teck und der nach der Sage von einem Riesen gebauten des Reißensteins, so waghalsig ist die Burg auf die Felsen gestellt; vorüber an Hohen-Staufens urkahlem Gipfel, an der ausgebrannten Burgruine Hohenrechberg, an der alten Kaiser- und Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, deren Mauertürme und Kirchenschiffe hoch und breitlastend hinaufsteigen, Herolde mittelalterlicher Herrlichkeit. Der Turm der Johanniskirche zu Gmünd, freistehend, nach oben achteckig, und ganz von Stein, stammt aus der Zeit der späteren Hohenstaufen, erscheint mit seinen vielen klotzigen und trotzigen Bildhauereien wie eine Verkörperung des sich auflehnenden deutsch-germanischen Geistes gegen Verwelschung und Pfaffenhochdruck, so abenteuerlich, unordentlich wild, halbheidnisch sind alle diese Steinbilder an ihm. — Noch liegt die Dämmerung und weißwogender Nebel im Brenzthal, aus dem die alte Römerstadt Heidenheim, mit dem großen Schloß und Schloßruine Hellenstein auf unersteiglichen Felsen, herauflugt, und schon schimmern über dem Buchenwald die Renaissancegiebel der alten, wohlerhaltenen Deutschordensburg Kapffenburg, die hoch über Lauchheim am Nordrand des Herdtfeldes in schweren Massen ruht. — —

Zwei Stunden hinter der Kapffenburg hebt sich am südöstlichen Rande des Herdtfeldes über der Stadt Neresheim, auf einem Hügel, weithin beherrschend, die

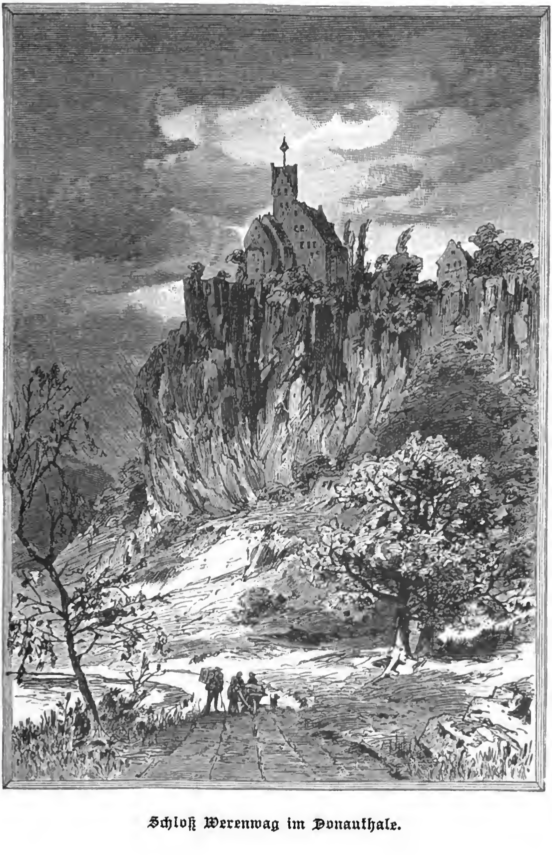
ehemalige Benediktinerabtei Neresheim, jetzt noch eine großartige Gebäudegruppe, mit Thoren und Türmen



Schloß zu Neresheim.

und der prachtvollen, über dreihundert Fuß langen Kirche zu Sankt Ulrich und Afra. Dieselbe wurde erbaut in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach dem Entwurf

des berühmten Balthasar Neumann, Obersten der Artillerie beim Fürstbischof zu Würzburg und Erbauer des bischöflichen Schlosses daselbst, und ausgemalt von dem talentvollen Maler Martin Knoller aus Steinach in Tirol. Das Äußere ist schmucklos, das Innere aber mit seinen sieben Kuppeln, mit seinen edlen Stukaturen und prächtigen Freskomalereien ist von ganz außerordentlicher Wirkung. Die von den früheren Baustilen gefundenen Mittel erscheinen hier gesammelt und gesteigert, unter sich zu einem neuen Ganzen verbunden. So entstand ein Raum, der das Möglichste leistet an lichtvoller und erhabener Weite, an gefälligem Gange der Flächen und Linien, an wohlthuender Einfügung von Bildhauereien und Malereien. Gerade die Fresken tragen ihrerseits noch mächtig zur Belebung und Vergrößerung der Kirche bei, weil sie Ausblicke eröffnen fast ins Unendliche und selbst wieder riesenhafte Bauten schauen lassen, die ganz ungezwungen mit der wirklichen Architektur zusammengehen. Dann sind die Wände mehrfach aus- und eingeschwungen, so daß sie eine viel größere Tiefe vorgeben, als sie in Wahrheit haben. Freilich sind manche dieser Linien doppelt geschwungen, aber nur so war es möglich, so licht und luftig, kühn und gefällig Kuppel an Kuppel zu ketten. Beinahe alles Licht dringt aus Wandnischen hervor, die eigentlichen Fensteröffnungen sind meist verdeckt; und darum waltet eine gleichmäßig-herrliche Helle durch den ganzen in Farben erschimmernden mächtigen Raum. Die Haupt-



Schloß Werenwag im Donauthale.

kuppel in der Mitte der Kreuzarme mißt 86 Fuß Länge bei 72 Fuß Breite und schwebt auf vier Paaren hoher freistehender korinthischer Säulen. Die riesengroßen, schönfarbigen, gestaltenreichen Fresken zeigen einen Meister von höchster Gewandtheit — die ins Unendliche verlaufenden Hintergründe, die Emporschwebungen und Gruppen sind bewunderungswürdig. In der vierten Kuppel sieht man die Auferstehung Christi, vielleicht die schönste aller dieser Fresken, und der Maler selbst hielt sie für würdig, daß sein Name darin stehe: Martin Knoller fecit 1771. Die zwölf Altäre, mit Stuckreliefs geschmückt, bestehen aus farbigem Marmor, der zumeist aus den im Jahr 1712 eine halbe Stunde südlich der Stadt Neresheim entdeckten Marmorbrüchen gewonnen wurde. — Neuester Zeit werden diese schönen Marmorbrüche wieder schwunghaft ausgebeutet.

Gehen wir jetzt nach dem Südtrauf der Alb, und zwar in den Südwesten zur Donau, sie rinnt aus den zwei großen, im Herzen des badischen Schwarzwaldes entspringenden Waldbächen Brege und Brigach bei Donaueschingen zusammen. Schon eine Stunde unterhalb, bei Pfohren, wo alle Wasser des großen Donaumooses gesammelt sind, erstaunt man über die Wasserfülle des Flusses und schon einige Stunden weiter unten muß der Fluß in einem langen und zum Teil prachtvollen Engthal die harten Kalkfelsen der schwäbischen Alb durchbrechen, deren letzte Höhen er erst bei Ulm

verläßt, wo ihm die von den Allgäuer Alpen herabstürmende Iller seine Wassermasse verdoppelt hat. Merkwürdiger Weise sind die beiden seit Jahrtausenden für unsern Weltteil wichtigsten Ströme, Donau und Rhein, ganz nahe beisammen, nicht einmal ganz 3½ deutsche Meilen entfernt von einander; ja es fließt sogar oberhalb Tuttlingen durch Kalksteinklüfte im Strombett ein großer Teil des Donauwassers unterirdisch ab, kommt in dem starken Quelltopf der Hegauer Ach wieder zu Tag, fließt in dieser in den Zellersee und damit in den Rhein.

Das an Naturschönheiten so reiche Thal der Donau durchschneidet das Jurakalkgebirge der Alb unter einem schiefen Winkel, ist das längste und auch sonst bedeutendste Thal der schwäbischen Alb und das einzige echte Längenthal des ganzen Gebirges. Bei Tuttlingen und Mühlheim noch weit und wiesig, wird es dann waldig, weglos und eng, mit großartigsten Felsen, überall die Spuren seines gewaltsamen Durchbruches tragend und reich an Burgtrümmern, wie Bronnen, Wildenstein, Werenwag, und klaffenden Höhlen. Bei Sigmaringen mit dem hochragenden Schloß (mit prächtigen Kunst- und Altertumssammlungen) sich erweiternd, bricht das Thal schon bei Scheer wieder in enger Schlucht durch die Felsen, weitet sich dann in das zum Teil über eine Stunde breite Donauried, das über drei Stunden lang bis Riedlingen hinabzieht. Unterhalb geht das Thal wieder in engem, malerischem Durchbruch durch die Alb. Der



Sigmaringen a. d. Donau.

Fluß wird von Felsen zu Felsen gestoßen, nimmt bei Marchthal von links, von der Alb her, die Lau-

ter auf, die durch eines der schönsten und ruinenreichsten Albthäler fließt. Dann weitet sich nach Munderkingen wieder das Thal, Moore und Altwasser zeigend. Im Anblick des Erbacher Schlosses erreicht dann der Fluß das große Becken, zu welchem die von Oberschwaben kommenden Flüsse wesentlich beitrugen. Endlich bei Ulm treten die Jurahöhen noch einmal fast bis an den Spiegel des Flusses, der, nun durch die Iller mächtig bereichert, in reißendem Zug durch die bayrische Ebene hinabrollt, von Ulm an noch einige Stunden an der Grenze Würtembergs hinströmend.

Die Donau abwärts liegen die alten Städte Mengen, Riedlingen, Munderkingen, Ehingen, noch manchen Turm und sonstiges aus dem Mittelalter bewahrend — besonders Munderkingen und Riedlingen. Aber erst eine große Donaustadt ist das an der Ostgrenze des Landes, beim Zusammenfluß der Donau, Iller und Blau, auf einem der letzten niedern Jurakalkausläufer der schwäbischen Alb gelegene U l m. Hier ist ein wohl seit unvordenklicher Zeit benützter, passender Übergang über die Donau, die hier durch eine Insel gespalten ist; und mag der Name Ulm von dem altdeutschen Worte Holm (kleine Insel) herrühren. Uralte Hochstraßen ziehen von Norden und Westen gegen diese Insel, die auch den Römern zu einem Übergang diente, und bis auf den heutigen Tag ist die ehemalige freie Reichsstadt Ulm einer der wichtigsten Handels- und Waffenplätze geblieben. Die römische Stadt lag eine Stunde weiter

südöstlich bei Finningen auf der anderen Seite, der Südseite der Donau. Mit dem Eindringen der Alemannen drehte sich das um, und wir finden auf dem linken Donauufer, also beim jetzigen Ulm, aus dem aufgedeckten Gräberfelde zu schließen, eine der größten und



Unter-Marchthal.

vornehmsten Alemannenniederlassungen. In der Karolingerzeit ist Ulm kaiserliche Pfalz oder Königshof, die auf jenem Hügel zwischen dem Münster und der Blau stand, da wo jetzt der Neue Bau, ein großer, tüchtiger Renaissancebau, sich erhebt, bis Ulm schon vor den Hohenstaufen auf eine beherrschende Höhe kommt und diese bis zum dreißigjährigen Kriege behauptet. Das spiegelt

sich heute noch in den Bauten der ehrwürdigen Stadt wieder. Neben dem weltberühmten Münster, s. S. 52 ff., steigen hier noch prächtige gotische und Renaissancebauten empor, wie das Rathaus, außen mit halbverblichenen, gotischen Wandmalereien, der schon genannte Neue Bau, mit schönen, leider verschwindenden Sgraffitos, und viele hochstattliche Renaissancehäuser der Patrizier und Bürger, oft mit tiefen auf Säulen ruhenden Warenhallen unten im Erdgeschosse. — Um 1450 pries Äneas Sylvius, der spätere Papst Pius II. Ulm als die Königin der vielen schwäbischen Städte. Das Gebiet der Stadt mit 15 Quadratmeilen gehörte zu den größten in Deutschland. Jetzt umgeben kaum sichtbar, wie Maulwurfsarbeit in die Erde gewühlt, auf Stunden weit hinaus, von Geschützen starrende Festungswerke die Stadt, von deren umliegenden Höhen man bei klarem Wetter die Alpen herüberblitzen sieht. Oft aber deckt wochenlang ein eisiger Nebel die Stadt und das Baum- und Buschwerk, das fast undurchdringlich zwischen den flachen Ufern der hier zusammenkommenden Flüsse Donau und Iller und ihrer Altwasser liegt. Und wehe dem fremdländischen Fußwanderer, der bei einem Ulmer Nebel der Stadt sich nähern will und verstrickt wird in das Netz von Wassersträngen, Sumpfwäldern und den gußstahlschlündigen Erdwerken dieser riesigen Festung.

Eine der merkwürdigsten Stätten unseres an Kunst- und Naturschönheiten so reichen Landes ist Blaubeuren, am Anfang des von Ulm westwärts ins Alb-



Rathaus in Ulm.

gebirge hineinziehenden Blauthales, das sich gerade um den Ursprung der Blau, den berühmten „Blautopf“ zum verwegensten Felsthal erweitert. Am Eingang der Weitung hebt sich das Rusenschloß, eine der größten und wohl auch der ältesten Burgen; ihre noch jetzt sehr

umfangreichen Trümmer sind wild und schwindelerregend in und über die Felsenzacken, die unterwärts noch von Höhlen durchklafft sind, hergezwungen. Leise zerbröckelt das Mauerwerk an den weit vorgeschobenen Außenwerken, aber die Mauertrümmer des einst auf den höchsten Felsgipfel gestellten Steinhauses, das gegen das Blauthal hin auf einem tollkühn von Fels zu Fels gesprengten Bogen ruhte, werden mit ihrem Quaderwerk noch Jahrhunderten trotzen. Das Mauerwerk deutet zum Teil noch in das elfte Jahrhundert zurück; damals erscheinen und erlöschen bald darauf die Grafen von Gerhausen, die letzten Sprossen eines mächtigen Gaugrafengeschlechtes. Aber viel weiter noch gehen die Spuren auf dieser einst uneinnehmbaren Felsenfeste. An dem gegen die Blau hingeneigten Vorberge liegen am Abhang Steinwälle und Scherben aus vorgeschichtlicher Zeit. So war hier schon lang vor dem Einbruch der Römer in unsere Gauen ein unbezwinglicher Burgberg, wahrscheinlich ein weithin gebietender Fürstensitz, den die Alemannen, die Römer vertreibend, dann hier wieder aufschlugen. Und unten ganz ins Thalhalbrund gedrängt, unter himmelhohen Felsen, von alten Riesenbäumen zugewölbt, lag in der Urzeit der Blautopf, eine gottgeweihte Stätte, wie wenige weit und breit; mit der unversieglichen Fülle und unergründlichen Tiefe seines tiefblauen Wassers ein Vorbild und Urbild der geheimnisvoll schaffenden, nie zu ergründenden Seele der Welt. Lange noch mögen hier unsere Vorväter, die Alemannen,



Von der Blaubeurer Alb.

geopfert haben, von denen noch im achten Jahrhundert bezeugt wird, daß sie mit Vorliebe an Felsen und Bäumen, an Quellen und Kreuzwegen beteten, lange noch diesem wundersamen Ort voll heiliger Scheue genaht sein, bis die Christenboten hier Johannes dem Täufer eine Kapelle bauten, zu der am Ende des elften Jahrhunderts, um 1085, die frommen Pfalzgrafen von Tübingen das Benediktinerkloster stifteten. Davon blieb nichts mehr, aber aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als im nahen Ulm die Kunst auf ihrer höchsten Höhe stand, ward in großen Verhältnissen der jetzt noch stehende Neubau gemacht, zu dessen Ausschmückung Ulmer und andere Künstler ihr Bestes gaben.

Oberschwaben.



Oberschwaben.

Oberschwäbisches Torfmoor mit Blick auf die Allgäuer Alpen.

Das Land westwärts der Iller und der Allgäuer Alpen, und südwärts der Alb bis an den Bodensee. Dasselbe ist der westliche Teil jenes nördlich der Alpen bis an die Donau über Iller, Lech, Isar und Inn reichenden Schuttlandes. Ein Hochland, von Hügeln durchzogen, aus tertiären und noch neueren, nämlich Gletscher-Bildungen der alten Rheinthalgletscher bestehend.

Der Abzug der Gletscherwasser nach Norden, nach der Donau, gab dem nördlichen Teil eine andere, regelmäßigere Gestalt. Hier sind noch förmliche Thäler mit

geregelten Flußläufen, Hügelrücken und Thalsohlen. Es sind leicht eingefurchte, ziemlich breite Längenthäler, durch welche die Flüsse und Bäche vielgekrümmt und träg in den moorigen Thalebenen der Donau zufließen. Breite Moorgründe scheiden dieses nördliche Gebiet vom südlichen. Vielleicht noch zur Zeit der Pfahlbauten mit Wasser gefüllt, bildeten diese Moore als mächtige Seen die Grenze zwischen beiden Gebieten. Dort im Süden ist alles, wie Quenstedt sagt, „frischer, schüttiger, unverbundener. Die großen Irrblöcke strecken, wie bei den heutigen Gletschermauern, die Köpfe hervor. Schon aus der Ferne zeigt sich der Wirrwarr der Erdgestalt. Kuppen wechseln mit abgeschlossenen Säcken, worin sich die Regenwasser versenken, um unterirdisch abzulaufen; die Wasserscheide bildet keine Linie, sondern breite Flächen, ist noch ungeordnet, wie unmittelbar nach dem Rückzug des Eises. Von eigentlichen straffen Thalgebilden ist nichts mehr zu sehen; das Auge verwirrt sich in den bizarren Gesteinskuppen, die nicht selten wie aufgeschüttet, als wären sie durch ein Eisloch zu Boden gefallen, mitten in den ebenen Torfgründen sich erheben. Dringt man ins Innere, so hängt alles wirr durcheinander; nicht wie strömende Wasser die Massen zu verteilen pflegen, sondern ungewaschen liegen im Schlamm eckige Bruchstücke aller Größen, die von Zeit zu Zeit mannigfaltigsten Riesenblöcken Platz machen. Das Land ist übermäßig gesegnet mit Wassern, ist noch voller Tümpel und zu kolossalen Mooren versumpfter Alt-



Waldburg.

lachen. Große und kleinere Seebecken stehen zwischen regellos aufgehäuften Alpenschutthügeln, welche, wenn sie angeschnitten werden, Wasser in Strömen und ver-

mischt mit dünnem breiartig laufendem Schlamm und Thonmassen von sich geben."

Das Gletschergebiet im Südosten begrenzend und überragend steigen die Allgäuer Alpen empor; gegen Süden aber treten hinter der breiten Lücke des Bodensees die Alpen noch weit zurück. Aber der Glanz dieser Hochgebirge wirft bei hellen Tagen einen verzaubernden Schein über das so merkwürdige, durch Seen und weite Moore und starke Wälder eigentümlich verdüsterte Vorland, das, wenn das Hochgebirge offen ist, eben auch wegen des seltsamen meist hochmalerischen Vordergrundes Landschaften von außerordentlicher Schönheit in Menge bietet. Gerade der Gegensatz jener düsteren Waldhügel und Sumpfmoorseen zu dem lichtstrahlenden, in unermeßlichem Formen- und Farbenreichtum spielenden Hochgebirgsgürtel lockt das Gemüt in unfaßbare Weite, in himmlische Tiefen. Gegen den Bodensee hin und am See selbst wird das Land wieder heiter und sonnig, bedeckt mit Weinreben und prächtigen Obstbäumen.

Über seine schöne, merkwürdige Heimat, das Oberland, sagt Michel Richard Buck in seinem trefflichen Buch, Auf dem Bussen, Stuttgart 1886: „Da war ein ungeheurer Eisriese, der als Gletscher auf diesem Boden lag. Er stieg vom Rheinthal herüber über den Ort, da später der Bodensee sich bildete, um ein paradiesisches Klima in ein hochnordisches zu verkehren. Denn vor seiner Ankunft blühten hier an den Höhen Gummi- und Zimmetbäume, tummelten sich im tropischen Schilf-



Biberach, Straße beim Rathaus mit Wielandhaus.

dickicht der Niederungen Tapiere, wiegten sich noch Affen in den Wipfeln unserer Waldbäume. Zweimal verwüstete er das Land. Beim ersten Einfall drang er bis an die Donau und den Südhang der Alb vor, beim zweiten blieb er an der jetzigen Wasserscheide zwischen Rhein und Donau stehen. Die rundgedrehten „hüpfenden" Hügel, die sich in einem gewaltigen Bogen von Isny über Leutkirch, Wolfegg, Waldsee, Essendorf und Schussenried gegen Saulgau und Osterach hinüberziehen, sind sein Werk, die Endmoränen des ehemaligen Rheinthalgletschers. Er trug ungeheure Steinmassen aus den Graubünder Hochalpen heraus, die er dann beim Abschmelzen als die riesigen Irrblöcke und den massenhaften Schutt liegen ließ, denen unsere Naturkundigen jetzt so eifrig nachgehen. Wie unwiderstehlich er geschoben, geschliffen, geritzt und gekritzt, das weisen die Gufferlinien des Gesteins sattsam aus. Ihm entströmte eine Menge von Gletscherbächen, die in ihrer Wildheit weite Flußthäler auswühlten, so das der Iller, Roth, Rottum, Riß, Kanzach, Schwarzach und Osterach. Sie führten die wieder aufgetauten, im Gletscher vereist gewesenen Gewässer des Vaters Rhein dem minneglichen Meerwip der Donau zu, in einer Zeit, als die Schussen und viele andere oberländische Achen, die heute dem Bodensee zueilen, noch gar nicht vorhanden waren."

Das nördliche Oberschwaben mit den langen, der Donau zustrebenden Thälern der Roth, Rottum, Riß ist einförmiger im ganzen, aber es ist im Nordwesten ge-

faßt von der Donau und im Osten begrenzt vom Illerthal. Als städtischer Mittelpunkt liegt am Ufer der Riß mitten im Lande das freundliche altertümliche Biberach, ehemalige freie Reichsstadt. Größter Viehmarkt und nach Ulm größter Getreidemarkt des Landes. Im nahen Oberholzheim ist Wieland am 5. September 1733, als Sohn des dortigen protestantischen Pfarrers, geboren; vom dritten Jahre an lebte er in Biberach, wurde dort erzogen, war 1760—69 daselbst Kanzleiverwalter und Theaterdirektor. Seit 1881 steht hier sein Denkmal von Scherer und Dollinger. Den Stoff zu seinen Abderiten soll er in seiner Vaterstadt gefunden haben; er hätte ihn aber auch anderswo finden können.

Die Iller, ein Kind der Kalkalpen, reicht bis ins Vorarlberg. Von den drei Quellen Breitach (1685 m), Stillach und Trettach, die sich in der Ebene von Oberstdorf am Himmelsschrofen vereinigen, kann man die mittlere, die Stillach, gestreckten Laufes bis zum Schneeloch des Wildmännle verfolgen und von dieser Richtung, von Süden nach Norden, weicht der Fluß bis zur Mündung nicht wieder ab. An Wassermasse wetteifert er, wie weiter unten Lech, Isar, Inn, mit der Donau, besonders Sommers. Nachdem er bei Kempten die letzten Hindernisse der Alpen, steil aufgerichtete Molassebänke, besiegt hat, tritt er durch ein enges Thor von Sandsteinschrofen bei der Brücke von Ferthofen zur Landesgrenze heran, die er bis zur Einmündung oberhalb Ulm nicht mehr verläßt. Die mäßig hohen Thal-

wände sind meist bewaldet, das Thal selbst, 1—2 Stunden breit, wurde früher durch häufige Überschwemmungen vielfach zerrissen. Man kann deutlich drei alte Flußufer übereinander verfolgen, von welchen das Wasser sich allmählich zurückzog. Die Ortschaften ziehen sich in zwei Linien fort: die eine folgt dem Waldsaum über Erolzheim, Bad Brandenburg bis Ober-Kirchberg und schaut von den Höhen herab in die gleich gelagerten Ansiedlungen im Bayerlande; die andere folgt über Arlach, Egelsee, Dettingen den reichen Quellen, welche hier unter dem Kiese des fruchtbaren „Heidelandes“ hervorbrechen. Die Bewachsung des Illerthales hat durch viele aus den Alpen herabgekommene und jetzt ansäßig gewordene Bäume und Sträucher und Blumen etwas ganz Besonderes. So gedeiht hier die Brandweide, mit bläulich bereiften Zweigen, die graue Weide, der Seedorn, graublättrig mit gelben Beeren, die deutsche Tamariske, mit ihren zarten lichtgrünen Zweigen und den langen sanftroten Blütenrispen. Frei im Geschiebe aber blühen, oft vom Flusse vertilgt und aus neu von den Alpen hergetragenen Samen wieder erstehend, das blaue Alpenlöwenmaul, die rosenfarbige Schlüsselblume, das hellrotblühende Gipskraut, der himmelblaue Frühlingsenzian und andere dem Unterländer fremdartige Blumen, die uns hinziehen nach den lichten, klaren, gottvoll ruhigen Alpenhöhen. — Sind auf der Alb die Felsen mit den wundersamsten kleinsten Blumen und Pflänzchen, Steinbrecharten, Hungerblümchen, Mauerpfeffer, besetzt,

die ihre Nahrung aus Luft und Sonnenlicht ziehen, mit dem magersten Staub in kleinsten Höhlungen des Gesteins vorlieb nehmend, so leben in den tief-schlammigen Seen und Weihern Oberschwabens wieder Pflanzen, die meist ihre Nahrung und Kraft aus dem Wasser saugen.

So bilden auf den dunklen Seen dichtverschlungene, oft ellenlange Stämme der weißen Seerose und des Fieberklees die Grundlage schwimmender Inseln, dazu die Wasseraloe, im Winter in der Tiefe dem Frost entgehend, im Sommer die Wurzeln zu langen Schnüren verlängernd und zum Wasserspiegel erhebend, oder es leuchten aus der Flut, bei uns nur in Oberschwaben heimisch, die weiße und die gelbe Zwergseerose und die schöne Wasserviole.

Zwischen dem Donauthal und dem Federsee und seinen weiten mit Legforchen bewachsenen Rieden hebt sich als Berginsel, das ganze nördliche Oberschwaben beherrschend, der Bussen; an seiner sanft und schön anlaufenden blauen Pyramide hängt immer wieder das Auge mit holdem Entzücken.

„Der Bussen“, so lesen wir wieder bei Michel Richard Buck, „wurzelt mit reckenhaftem Fuß in der Donauebene, Hals und Haupt schlank und frei zum blauen Äther hebend, und dennoch gewährt sein Riesenleib gemächlichen Aufgang dem schaulustigen Wandersmanne. Die Aussicht, welche man rings um den Berg genießt, ist unvergleichlich in unserem Lande, ganz Oberschwaben bis an

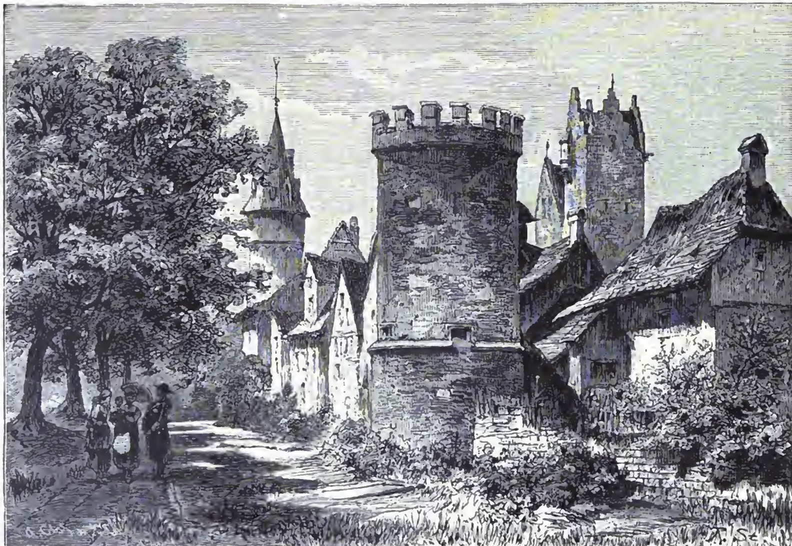
den Bodensee und das Land tief nach Bayern hinein bis unter Günzburg hinab liegt wie eine unmeßbare Ebene vor dem trunkenen Auge, in unübersehbarer Kette ziehen im Hintergrunde die Schweizer, Tiroler



Waldsee.

und Bayerischen Alpen hin, oft so deutlich und klar sich darstellend, daß man jeden einzelnen Berg mit bloßen Augen und bei günstigem Lichte selbst die Landhäuser von Sankt Gallen unterscheiden kann. Eine fast unzählbare Menge von Ortschaften — man zählt deren über

500 — belebt die ungeheure Landschaft. Die vielen Gewässer um den Berg machen häufige Nebel und es ist in Wahrheit ein prachtvoller Anblick, wenn die wogenden Massen eines dunkelgrauen Nebelmeeres unter der Kuppe des Berges über das Land hinstreichen, wenn da und dort einzelne Höhen wie Eilande aus dem Nebel ragen, um wieder unterzutauchen und andere neue Inseln im Nebelmeere an die Reihe kommen zu lassen, bis sich endlich vor der unwiderstehlichen Gewalt des blinkenden Himmelsauges die Nebelmassen zu Wolken zusammenballen und in den abenteuerlichsten Gestalten mit den seltsamsten Wegen in die Höhe fahren. Auch Luftspiegelungen sind der Umgebung des Bussen nicht fremd, namentlich dem Donauthale, wo man sie jedes Frühjahr beobachten kann. Am schönsten sieht man sie immer, wenn man sich in das Ried begiebt, wo sich dann die Halden des Thales mit ihren Ortschaften, Bäumen und Gesträuchen, verkehrt in der Luft hängend, gleichsam wie auf einer Wasserfläche widerspiegeln und die unteren Luftschichten des Thales selbst das Aussehen einer schwach sich kräuselnden Seeoberfläche gewinnen. Als abgetrennter Vorposten des Südabhanges der Alb, weit berühmt als eine uralte Kulturstätte in römischer und alemannischer Zeit, als die Residenz längst vermoderter Herzogsgeschlechter, als die Wiege eines christlichen Helden und einer heiligen Kaiserin, steht der ruinengekrönte Bussenberg für alle Jahrhunderte als unverwüstlicher Denkstein einstiger schwäbischer Größe.



Aus Ravensburg.

Ringsum liegt das Land, leicht gewellt, ins Unermeßliche ausgebreitet wie ein graswallender Ozean; fruchtbare, durch dunkle Nadelwaldungen unterbrochene weite Fluren mit schönen geschlossenen Ortschaften, aus denen nicht selten ein wohlerhaltenes Schloß freundlich hervorschaut; fischreiche Flüsse und Bäche winden sich durch die grünen Wiesenthäler, in mäandrischem Laufe die Triften und Moore durchsetzend. — Im Norden tritt der Südtrauf der Alb massig an die vielgewundene Donau heran, üppige Buchenwälder schmücken ihre Hänge, insonderheit der uralte Deutschbuch, während aus den Ritzen seiner smaragdenen Thäler kristallhelle Forellenbäche hervorbrausen und über den heimischen Fels hinab in den Schoß der Donau stürzen."

Gegen Südosten blickt man herab auf den Spiegel des Federsees. „Sein Becken ist sehr flach, ohne markierte Ufer. Ehedem war er viel größer und hatte er nach Osten hin ein erhöhtes bewaldetes hübsches Gestade. Jetzt ist seine Umgebung sumpfig und schwammig, so daß der Boden bei jedem Fußtritte schwankt, und enthält unter seinem Gewage Brunnadern, die zur Winterszeit nicht selten tückische Eisbrüche verursachen oder gar einzelne ungefrorene Löcher als wahre Todesfallen hier und dort unter den Schnee setzen. Winterszeit, in kalten Nächten giebt er oder vielmehr sein Eishemd zuweilen ein überaus unheimliches muttisheerartiges Getöse von sich, man sagt dann: der See brüllt."

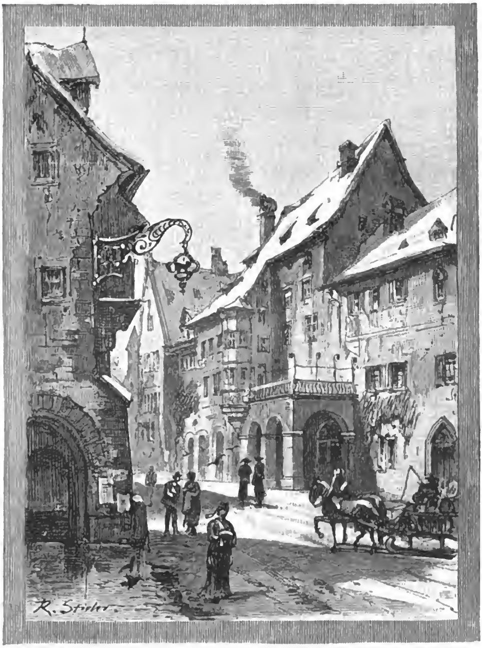
Im südlichen Oberschwaben, das, südlich der euro-

päischen Wasserscheide liegend, seine Gewässer in den Bodensee, also in die Nordsee sendet, steigen die Berge höher auf, gehen im Osten sogar ins Hochgebirge der Allgäuer Alpen über, mit dem schwarzen Grat, dem höchsten Punkte des württembergischen Oberschwabens, mit 1118 m. Es ist echtes sattgrünes Alpenland mit schmalen von Tannenwäldern bedeckten Nagelfluhrücken und grausigtief eingerissenen Schluchten; schöne Gebirgshäuser überall verstreut auf den Matten.

Den westlichen Teil beherrscht das lange, bei Schussenried beginnende, vor Ravensburg durch den wildverwaldeten Schussentobel sich zwängende Schussenthal. Breit und fruchtbar, mit Weinreben geländet, zieht es dem schwäbischen Meer entgegen, als die wichtigsten Siedelungen oben Schussenried, unten Weingarten und Ravensburg beherbergend.

Schussenried. Ehemalige Prämonstratenserabtei, gestiftet 1183 von den letzten Herren von Schussenried Beringer und Konrad neben ihrer Stammburg. Unter der jetzigen, verzopften Klosterkirche verbirgt sich noch die dreischiffige romanische Pfeilerbasilika. Berühmt ist der eine prachtvolle Rotunde bildende Bibliotheksaal, erbaut in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ganz ausgemalt mit Fresken von dem Maler Franz Hermann aus Kempten; ein Raum, der die alte Prälatenherrlichkeit des Oberlandes in ihrem heitersten Glanze zeigt.

Ravensburg-Weingarten. Hier ist einer der



Rathaus in Isny.

ältesten Sitze der Welfen; ihre Grablege fanden viele von ihnen in ihrer Stiftung Weingarten, einst das größte und reichste Kloster des Oberlandes. Bei seiner Auf-

hebung im Jahr 1802 besaß das Kloster ein Gebiet von 6 Quadratmeilen mit 11 000 Einwohnern und 100000 Gulden Jahreseinkünften. Das alte Welfenmünster ist verschwunden, eine der großartigsten Zopfkirchen wölbt sich jetzt über der Asche des starken zähen, nach der Weltherrschaft begierigen und sie von Zeit zu Zeit in Händen habenden Geschlechtes. Außen mit zwei die Vorderfront flankierenden Türmen und der 230 Fuß über der Kreuzung vom Haupt- und Querschiff aufsteigenden Kuppel, innen ein schwerer riesiger Pfeilerbau, ganz ausgeziert mit Fresken, Stuckaturen, Statuen, Altären, von den besten Künstlern des vorigen Jahrhunderts. Die Chorstühle sind die schönsten des an vortrefflichen Holzschnitzereien so reichen Oberschwabens. Die Länge der 1715—1724 erbauten Kirche beträgt 350, die Breite 150 Fuß. — Die Burg der Welfen lag über Ravensburg, hier wurde Heinrich der Löwe geboren. Nun ist hier oben alles wenig bedeutend und neu, aber Ravensburg, die alte Reichsstadt, die Freundin der Hohenstaufen, prangt noch im Kranz ihrer Türme, ist die schönste und mächtigste Stadt des städte- und schlösserreichen Oberschwabens. Herrlich weit und fruchtbar ist hier die Gegend, wo der Weinbau wieder beginnt, und von der Höhe der Veitsburg, eben jener einstigen Welfenburg, schaut man entzückt auf den Spiegel des schwäbischen Meeres.

Eigentümlich waren dieser Gegend Burgtürme von riesenhaft fester Bauart; sie sind zum Teil jetzt ab-

getragen; noch steht der „Hatzenturm“ bei Wolpertschwende, von ungeheuren, Staunen erregenden rohen



Wangen im Allgäu.

Findlingsblöcken, deshalb von allen Gebirgsarten, wie man sie in einem Gletscherschutt findet, aufgeführt. Die dabei stehende Burg ist längst verschwunden.

Altertümlich und malerisch sind noch andere von

den Städten Südoberschwabens. Wangen, auch alte Reichsstadt, mit den schönen Thortürmen und seiner wundervollen Aussicht an die nahen Allgäuer Alpen. Isny, schon am Gebirge in einem breiten Hochthal, auch mit alten Türmen und dem reichen Rathaus, einem alten Kaufhause, mit prächtiger innerer Einrichtung. Nahe bei Isny, hart über dem Steilrand der Argen, lag einst eine bedeutende Römerstadt mit Kastell, von der aus man in sieben Thäler hineinblickt und wo schon schöne Funde gemacht wurden. — Die Linie Bodensee, Argen, Allgäuer Alpen, Kempten, Iller, war die letzte, welche die Römer gegen die vordringenden Alemannen hielten.

Waldsee, zwischen zwei Seen, mit gotischem Rathaus, fast eine Inselstadt, rings finstere Waldhöhen. Dann die an geschichtlichen Erinnerungen und Sammlungen aus dem Mittelalter reichen Schlösser Wolfegg, Waldburg (771 m), mit einer der herrlichsten Fernsichten, ebenso Schloß Zeil, groß und gewaltig thronend wie ein Königsschloß über schroffer scharfkantiger Gebirgsecke, mit freiestem Blick in die Alpenwelt. Südlich zu Füßen die ehemalige Reichsstadt Leutkirch und die breite fruchtbare Ebene der Leutkircher Heide.

Auf der Heide saßen die freien Leute, besonders die Gemeinden Gebratzhofen, Herbatzhofen, Wuchzenhofen, jedes mit sehr ausgedehnter Markung; während rings um diese drei kein noch so kleiner Gemeindebezirk ist, der nicht Spuren eines oder mehrerer Rittersitze auf-

weiſt, und während ringsum faſt alle Güter in alten Lehensverbindungen aller Art ſtanden, findet ſich in dieſen drei Gemeinden auch nicht die entfernteſte Er-



Ruine Praßberg.

innerung an einen adeligen Sitz. Dieſe freieigenen Bauernhöfe, mit Namen, die ſehr häufig aus altdeutſchen Perſonennamen mit der Endung hofen beſtehen, liegen rings um die Stadt Leutkirch, die alte „Leut-

kirche" her, und es nicht zu bezweifeln, daß die Bewohner von Leutkirch selbst zu den Freien gehörten, bis der zu einer Stadt erwachsene Ort sich eine neue selbständigere Gestaltung gab. Ein großes, unangebaut liegen gelassenes Feldstück, die freie Heide, diente zu den großen Versammlungen der Freien, zu ihrer Ding-(Gericht)stätte. Hier wurde das Landgericht der Freien auf dem Heidfeld gehalten. Der Dingstuhl stand an offener Heerstraße, und das Verfahren war mündlich und einfach. Das Gericht bestand aus zwölf Schöffen und einem Vorstand, dem Landrichter, der aus Gewalt und im Namen des Kaisers richtete und von diesem ernannt wurde.

Die A r g e n. Sie entspringt im Bayerischen aus mehreren Quellen, die sich in zwei Ästen vereinigen, in der oberen und der unteren Argen. Die o b e r e (südlichere) Argen entspringt bei Oberstaufen etwa 788 m über dem Meere, verstärkt sich in ihrem Oberlauf durch zahlreiche Quellbäche und durchbricht unterhalb Ebratshofen im Schüttentobel jene langgezogene hohe Nagelfluhkette, die vom Sonneneck über die Kugel zum Hoheneck herüberzieht, und eilt durch den düsteren wilden Eistobel in schäumenden Wasserfällen nach Riedholz. Sie berührt unser Land bei Malaichen eine Stunde oberhalb Eglofs, bildet drei Stunden lang die Grenze gegen Bayern und wendet sich dann über Wangen ins Oberamt Tettnang. Die u n t e r e Argen betritt Württemberg schon an seiner Südspitze bei Simmerberg, 1½ Stunden oberhalb Isny,

durchschneidet in nördlicher Richtung den Fuß der Adelegg, wendet vor dem Friesenhofer Trockenthal schnell nach Westen, läuft eine halbe Stunde nördlich an Isny vorbei in vielgekrümmter Bahn nach der oberen Argen hin und vereinigt sich mit ihr bei Pflegelberg, von wo



Friedrichshafen.

aus der Fluß nach dem Bodensee, den er bei Langenargen erreicht, zustrebt; er fällt sehr stark und ist daher wild und reißend, bis er die Bodenseeebene erreicht. Bett und Ufer sind stark mit Geröllen bedeckt, sein Thal ist oben eng und tief, mit schroffen, zerrissenen, bewaldeten Thalwänden, die auf ihren Höhen noch mehrere Burgen und Burgruinen, wie Praßberg mit seinem gewaltigen Bergfriede, tragen. Zwischen beiden Argen die Trümmer der Burg Ratzenried.

Der Bodensee, mit Recht das „schwäbische Meer" geheißen, wegen seiner Größe und der Gewalt seiner Wellen, die bei gehenden Stürmen meerartig an die Ufer schlagen. Von den Reisenden, die jetzt alle mehr oder minder rasch Italien zustreben, wird seine Schönheit und Erhabenheit jetzt nicht mehr so gewürdigt. Aber demjenigen, der lange Tage sinnend an ihm verweilt, offenbart er, wie alles wirklich Große, nach und nach seine ganze Natur; sei es, daß schwarzdunkle Wolken über die grünen, hochwogenden Wellen treiben, oder daß unter kristallklarem Himmel das riesige Gewässer im bläulich-silbernen Sonnendunste schwimmt, abspiegelnd die Alpenfirnen voll ewigem Schnee.

„Zwar geht im Spätherbst," sagt A. W. Grube, „die Sonne hinter den Thurgauer Hügeln, im Winter hinter der Sentisgruppe unter. Doch der Abglanz des himmlischen Abendrots fällt auch dann noch zuweilen auf den Seespiegel und haucht ein warmes Lichtleben darüber hin, und wir schauen mit inniger Freude auf die niedergehende Mondsichel und den zu der wallenden Flut herabsinkenden Abendstern, der als funkelnder Diamant einen langen Lichtstreif über die Wasserfläche wirft. Sind die heitern, warmen Herbsttage, die alle fernsten Berge in den klarsten Umrissen zeigen und am Abend ein violettes Prachtgewand ihnen anziehen, geschwunden und wogen die Nebel auf und ab auf der ganzen weiten Fläche des Sees, mit der Sonne stundenlang kämpfend, dann sieht man wohl schon am frühen



Der Hohentwiel.

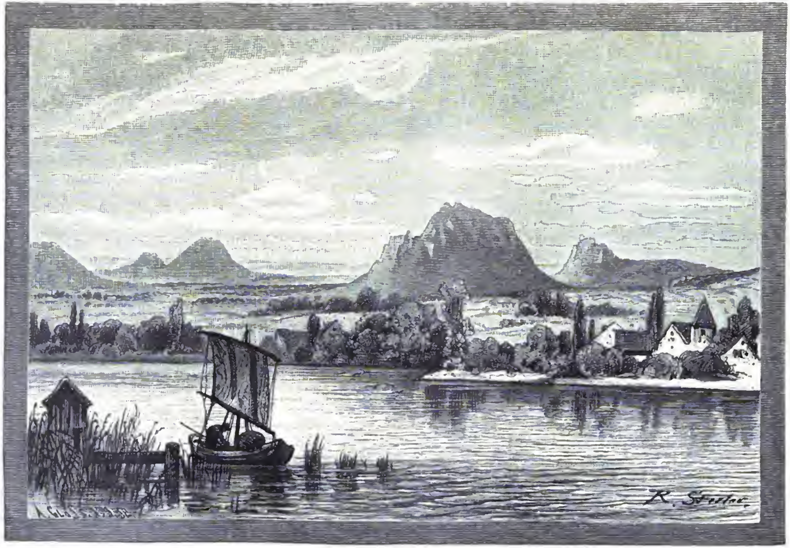
Morgen die hellen Bergspitzen durch die auf einige Augenblicke sich teilenden Nebelmassen hervorglänzen, und in Sankt Gallen oder auf dem Pfändergebirge bei Bregenz scheint mitunter wochenlang klar und warm die Sonne und glänzt ein blauer Himmel, während ein undurchdringlicher unbeweglicher Nebel den See und seine tieferen Ufer drückt."

Aus der kleinen Reichsstadt Buchhorn und dem Kloster und Dorf Hofen erwuchs zu Anfang dieses Jahrhunderts die freundliche Stadt Friedrichshafen, mit berühmter Aussicht an die Alpen über den Bodensee weg, der hier am breitesten ist. Das königliche Schloß, früher Kloster Hofen, davor der Schloßgarten mit seinen alten Bäumen an den Mauern, um welche der See spült, ist ein Rastort, unergründlich an stiller und großer, das Gemüt ausheilender Schönheit.

Westlich vom Bodensee und östlich vom Randen liegt das Hegau mit dem württembergischen Hohentwiel; es ist ein Berggebiet, grundverschieden von allen bisher beschriebenen. Wie durch ein weites Thor blickt man von der letzten Jurahöhe des Buchberges beim letzten schweizerischen Ort Thayingen hinab in das Innere einer weiten Bucht, aus deren Mitte die vulkanischen Häupter des Hegau hervortauchen. Auf dem ganzen Raum dieser weiten Bucht ist der Jura verschwunden, an dessen Stelle liegt ein großes vulkanisches Einbruchsfeld. Außer fünf mächtigen vulkanischen Felsbergen sind es verschiedene kleinere flache Kuppen. Die fünf

großen Berge, alle noch mit Burgtrümmern bekrönt, sind der Hohenhöwen (848 m) und Hohenstoffeln (846 m), welche aus Basalt, der Mägdeberg (666 m), Hohenkrähen (644 m) und Hohentwiel, welche aus Klingstein bestehen. Dieser, 688 m hoch, ist der breiteste und schroffste von allen, weshalb er auch von jeher unter seinen Brüdern die erste Rolle spielte. Auf seinen jetzt wieder mit Wald bedeckten Felsplatten trägt er die weitausgedehnten Trümmer der 1800/1801 von den Franzosen geschleiften, einst uneinnehmbaren Festung. An seinen Felsabstürzen, soweit sie nicht ganz senkrecht sind, gedeiht prachtvoller Laubwald, an seiner Südhalde, die wie die ganze westliche Hälfte seines Schuttfußes aus Klingstein-Tuff besteht, vortrefflicher Wein — und wunderbar hehr ist der Ausblick vom Berg herab an die andern Felspyramiden des Hegaus, über den nahen Bodensee und nach den Riesenketten der Tiroler- und Schweizer Alpen.

Eigentümlich prachtvoll ist aber auch der Anblick des Hegaus von dem hohen Bergzuge zwischen dem Hegau und dem Donauthale, z. B. vom Witthoh bei Tuttlingen aus. — Vor den Alpenriesen im schimmernden Glanz stehen hier die ernsten dunklen stolzumrissenen, bald feingipflichen, bald breithäuptigen Basaltberge des Hegaus auf weitem grünem Plan und linkshin schimmert hinter schwarzgrünen Tannenwäldern die weich blauende Fläche des Bodensees. Kauffahrer, die vom Unterlande her, aus dem engen Neckarthal durchs Primthal über



Hegau.

Tuttlingen an der Donau südwärts jene alte Völkerstraße zum Witthoh zogen: wenn sie herauf kamen auf die schweigende Heide des Witthoh, jene große Wasserscheide zwischen Donau und Rheingebiet — und nun zum erstenmal Bodensee, Hegau und Alpen schauten, in trunkener Pracht, in all dem Zauberlichte des hier schon beginnenden Südlandes — wie mußte ihnen das Herz aufwallen in unendlicher, noch nie gekannter Sehnsucht nach den Alpen und hinüber ans Meer in den seligen Süden.



Neckarland.



Besigheim.

Neckarland.

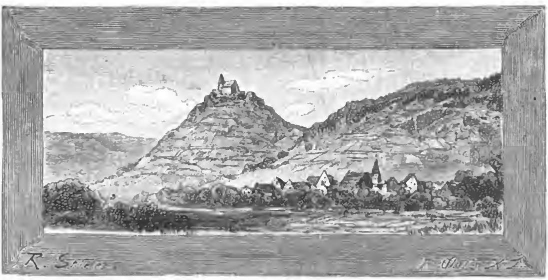
Dieses Dreieck zwischen Schwarzwald und Alb, erfüllt von dem Wassergebiet des Neckars, das, in tausend Flüßchen und Bäche verzweigt, Hügel um Hügel bespült, ist mit seinen Rebenhalden, Obstbaumthälern und Bergwäldern so recht die Heimat des schwäbischen Geistes. Über freundlichen Dörfern, in Trümmer geworfenen Burgen, seit alter Zeit blühenden, verkehr- und kunstreichen Städten liegt ein milder sonniger Himmel. Unaufhörlich wechseln Berge und Thäler, im Hintergrunde geschlossen von den feinblauen Gebirgsketten des Schwarzwaldes, des Odenwaldes und der hohen Felsenmauer der schwäbischen Alb, die näher oder ferner immer schön

und stark die unterschwäbischen Landschaften abschließt. Es ist ein reiches herrliches Flußbecken, in welches aus dem Granit- und Sandsteingebirge des Schwarzwaldes und aus dem Kalkgebirge der Alb die vielen Zuflüsse die edelsten Erdstoffe in ihren Fluten aufgelöst gebracht haben und immer noch bringen, zu unerschöpflicher Fruchtbarkeit.

Die Hauptstadt des Landes, Stuttgart-Cannstatt, liegt inmitten dieses Neckarbeckens, aber auch sonst liegt in ihm eine ganze Reihe der besten Städte des Königreichs: Rottweil, Rottenburg, Tübingen, etwas seitwärts vom Flusse Reutlingen, Eßlingen, Ludwigsburg, Marbach, Lauffen, Heilbronn u. a.

Die Gebirgsarten dieses Dreiecks liegen gerade zwischen denen des Schwarzwaldes und der Alb, es sind zwei Kalkformationen, der Muschelkalk und der schwarze Jurakalk (Lias) und dazwischen der Keuper, eine Schichtenfolge von Sandstein-, Thon- und Mergelbänken. Geben die beiden Kalkformationen ihrem Wesen nach breitere Flächen, gut für ausgedehnten Getreidebau, so giebt die Natur des Keupergebietes mit ihrer steten Abwechslung von steinharten und wieder ganz weichen Schichten einen außergewöhnlichen Reichtum an Formen des Bodens, und damit auch an Bewachsung und Bebauung. Eben das Keupergebiet, zu beiden Seiten des Neckarlaufes in immer breiterer Masse anschwellend, bildet so recht das unterschwäbische Land oder das Unterland, giebt demselben durch die so weich und

so reich modellierten Formen das Gemütliche, Heimliche, die Obstbaumthäler, die sanften und auch wieder steilen Rebengelände, die felsigen Waldschluchten, darin kleine Wasserfälle rauschen. — Im Frühsommer füllen sich diese Schluchten, wenn durch die Laubwaldwipfel die Sonne fast lotrecht hereindringt, mit den prächtigsten



Neckarthal bei Tübingen.

Blumen, die leicht über das Wasser sich beugen, oder oft mannshoch hinaufschießend an den Steilgehängen und Felsen hinansteigen. Lilafarbige Waldwicken und Walderbsen, hohe blaue Waldglocken, das Purpurgelock des Türkenbundes, die weißen Sternwolken des Gaisbartes, die hellgelben Dolden des Bärenfenchels, metallischblaue Bergflockblumen. Am Boden kriecht glänzender Epheu, aus allen Ritzen der Felsen zittert der zarte, weißblütige Sauerklee. Dazu das Murmeln des Baches

über die Sandsteinbänke, das Lachen des Spechts im brütenden, vom Sonnenlichte ganz verzauberten Mittag.

Dringt man aus den Schluchten hinaus auf die hohen hellsandigen, von einzelnen Föhren bestandenen Heiden, so bringt hier das Licht noch brennendere Farben hervor — die goldgelben Ginster, die duftenden Labkräuter, leuchtende Wildrosen und die zartdurchscheinenden Sterne der Zaunlilie.

Im Herbst, wenn die Kraft des Himmelsgestirns am Verglühen, lodert auf den Heiden stundenweit fort das rote, von Bienen umsurrte Heidekraut, blüht der zu rotblauen Glocken gehäufte Herbstenzian, steht regungslos in der mildblauen Luft mit den tausendfach gekräuselten Kronen die rosafarbige Federnelke und mahnt mit ihrem geisterhaften Wohlduft an die scheidende Schönheit des Sommers.

Das Neckarthal ist aber auch die Wiege so mancher schwäbischer Dichter. So kamen aus Tübingen Ludwig Uhland, Albert Knapp, aus Eßlingen Adolf Barmeister und Karl Mayer der Jüngere, aus Stuttgart Gustav Schwab, Wilhelm Hauff, beide Pfitzer, Georg Herwegh, Sigmund Schott, Karl August Fetzer, Wilhelm Hertz, Karl Gerok, nicht dort geboren, aber ganz in Stuttgart aufgewachsen, aus Ludwigsburg Justinus Kerner, Mörike, Notter, Strauß, Vischer, aus Marbach Schiller, aus Lauffen Hölderlin, aus Heilbronn Ludwig Pfau. Um nur diese zu nennen.

Trotz aller Verschiedenheit der Naturen, ein gemein-

samer Zug geht durch alle schwäbischen Dichter, so daß sie gegen außen als eine geschlossene Schar erscheinen. Der Wohllaut ihrer Herzen prägt sich aus in einem ganz merkwürdigen Wohllaut ihrer Lieder. Es ist als ob der Klangreichtum, welcher in der vom Alt- und Mittelhochdeutschen noch stark abhängigen schwäbischen Mundart schlummert, sich noch eindrängen müßte in den uns Schwaben halbfremden hochdeutschen, sagen wir neudeutschen Laut. — Weiter ist allen echten Schwabendichtern gemeinsam das traumhafte Sicheintauchen in die Natur; das macht die milde sanft verschleierte Luft des Unterlandes, die weichen Wolkenbilder, die tiefen, grünen, in ewigem Wechsel sich verschlingenden sturmlosen Mulden und Thäler, und wieder der Ausblick an die vielen hintereinander liegenden, bis in blaueste Ferne verschwimmenden Bergzüge.

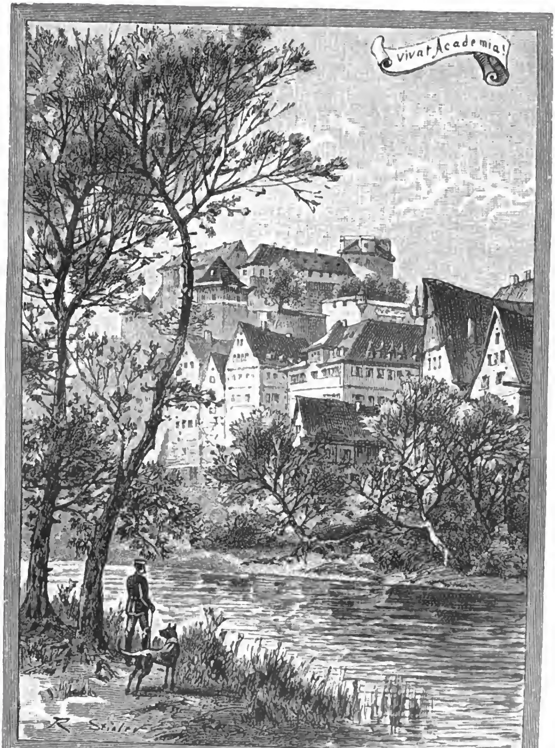
Ihr Berge meiner Heimat, sanft und mild,
Ihr schmeichelt euch in meine Seele wieder,
Erweckt in ihr des Wohllauts Traumgefieder,
Daß mir die Thräne von dem Auge quillt.

Schon tausendmal durchs blühende Gefild
Sah ich zu euch vom Waldesrande nieder,
Ich kann mich nicht ersättigen, immer wieder
Hängt mir der Blick an eurem zarten Bild.

Nicht kühngezackt, in weicher Schwingung ziehn
Die Linien fort, die langgedehnten, blauen,
Bis sie ins fernste Himmelslicht vertauen, —

So ging auch meiner Seele längst dahin
Der Erde Kampf und dieses Lebens Grenze
Verschwimmt ihr sanft in einem ewigen Lenze.

Der Neckarfluß entspringt im Winkel zwischen Schwarzwald und Alb, 706 m hoch im hochgelegenen Moorgrund bei Schwenningen aus schwacher Quelle, fließt in wenig ausgebildetem Thal nach der alten Römerstadt und späteren Reichsstadt Rottweil, die noch in schöner Thalweitung liegt. Dann aber wühlt er sich weglos und eng in hufeisenförmigen Bögen durch mauerartig steile Muschelkalkwände, von düsteren Wäldern umschattet, eilt in mäßig breitem Thal über Oberndorf, Sulz, Horb, nach Rottenburg, dem alten, wohl schon keltischen Sumalocennä, dann römische Kolonie, die wichtigste Römerstadt im Lande. In dem harten Muschelkalk wurde dem Fluß jeder Fuß streitig gemacht, allein sobald er aus der engen Pforte bei Rottenburg heraustritt, wo jetzt der Weinbau, der früher viel weiter hinaufging, beginnt, fanden seine Wasser in den weichen Thonschichten des Keupers ein leichteres Spiel und bildeten bis Tübingen ein seeartiges Becken, das sich zwar dann wieder verengt, aber immer ein weites fruchtbares Thal bleibt. Bei Plochingen, an dem Hügel, worauf die hübsche gotische Kirche steht, macht der Fluß jene merkwürdige, plötzliche Wendung von Südwesten nach Nordwesten, dem Zug der hier von Südosten her dringenden Fils folgend, fließt über Eßlingen nach Cannstatt, zwischen beiden Städten abermals ein langes Seebecken bildend, in das von beiden Seiten schönste Rebenhügel hoch und steil hereinblicken. Cannstatt war wieder ein sehr wichtiger Platz der Römer. Nicht zu-



Tübingen.

fällig liegt dieser bei Cannstatt, denn gleich unterhalb der Stadt muß der bereits schiffbar gewordene Fluß sich wieder zwischen den Muschelkalkwänden hindurch winden. Zwar macht hier der Weinbau das Thal freundlicher, als oben bei Rottweil, aber im ganzen ist es doch ebenso eng und verschlossen; der wasserreiche Fluß schlägt sich bald zur Rechten, bald zur Linken um unwegsame Steilwände und vermag nirgends das Thal zu erweitern. Dann werden die Thalwände niedriger, und die Berge weichen nach Osten und Westen weit zurück, und nur bei Heilbronn tritt der Keuperhügel des Wartbergs heran. Nun geht es wieder durch Muschelkalkwände weiter, vorbei an Wimpffen und Gundelsheim, unterhalb welchem Städtchen bei Böttingen der Fluß das Land verläßt. Gegenüber Wimpffen durch die einmündenden Schwesterflüße Kocher und Jagst zum Strom angewachsen, erreicht der Neckar unterhalb Neckarelz den bunten Sandstein des Odenwaldes.

Betrachten wir etwas näher die wichtigeren einzelnen Städte am Neckar. Rottweil. Einst bedeutende Römerniederlassung, mit erdumwalltem Lager, so groß, daß es gut eine Legion zu fassen vermochte. Fundplatz römischer Mosaikböden, herrlicher tiefroter Töpferwaren, feinster Bronce-, Silber- und Goldsachen, jetzt aufgestellt im städtischen Gewerbemuseum.

Im Mittelalter wurde größeren Schutzes halber der Ort von der einst römischen Altstadt weg verlegt auf eine lange, schmale, auf drei Seiten schroff ins Neckarthal

hereingreifende Landzunge und dauernd befestigt mit Blockmauern und breiten, in den Fels gehauenen Gräben. Heute noch bieten seine Türme, zusammen mit stolzen, mittelalterlichen Kirchen hoch vom Berg schauend, das Bild einer echten, sturmtrotzenden Bergstadt.

Dann vorüber an der alten Bergstadt Oberndorf, an dem zwischen grünen Bergen liegenden Sulz, mit großen Salzlagern, über welcher Stadt, von Waldbäumen ganz umwachsen, die hohen Trümmer der ehemaligen Burg Geroldseck; noch stehen die zehn Fuß dicken Umfassungsmauern des Schlosses mit schönen Bogenfenstern und den Wappenschildern der Herren von Geroldseck und von Urslingen.

Weiter hinab an der malerischen Bergstadt Horb, an Rottenburg mit dem schön durchbrochenen gotischen Turme und schönem gotischen Brunnen, in herrlicher Thalweitung, einst große, mit Prachtbauten geschmückte hochwichtige Römerstadt. Hinab zu der frohen Musenstadt Tübingen. Noch steht breit und beherrschend das alte Pfalzgrafenschloß oben an der Stadt, und in der Mitte die gotische Stadtkirche, in deren Chor die prächtigen Grabdenkmale der württembergischen Fürsten in Sandstein und Marmor gehauen sind. Die Gegend mit dem Ausblick an die nahe Alb und den nahen Schönbuch gehört zu den großartig — lieblichsten, freiesten und stilvollsten des ganzen Schwabenlandes. Unten an der auf langem Hügelrücken gebauten Stadt fließt rüstig der Neckar vorüber, abspiegelnd die schattigen

Linden des Thales, fließt vorüber an dem alten Augustiner-Kloster, jetzt dem Stifte von Tübingen, dem Mutterhause der berühmten, nur in Schwaben gedeihenden, nur in Schwaben verständlichen, nur im Schwabenland möglichen, ihm aber vortrefflich anstehenden „Stiftler.“ Aus dieser engen Arche stieg schon mancher weltmeertiefe Denker, mancher unsterbliche Dichter. Es ist aber auch eine Stätte voll Poesie. Unten am Stift der Neckar vorüberrauschend, der Blick in die grünen Thäler und an die nahe Alb. Unverwischbar müssen solche Eindrücke haften in den Gemütern, die hier ihre schönste Jugend in gleichstrebender Freundschaft nach dem Höchsten und Tiefsten des Seins verbringen.

Horch! wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! lieblicher Frühling, du nahst!

Wie oft rauschen den Bewohnern des alten Stiftbaues diese Worte Ludwig Uhlands, dessen Geburtshaus ganz in der Nähe steht, ins Ohr, in der Ahnung des nahenden Frühlings, wenn der eiszertauende Föhn das Thal herunterbraust — und dann fort bis zu den langen aus allen Obstbaumschluchten erblühenden Tagen des Mai.

Aus dämmrig kühler Ferne,
Aus Lebens Kampf und Not,
Wie denk' ich dein so gerne,
Du Stadt voll Morgenrot!
Von deiner Veste nieder
Ins blütenweiße Thal
Möcht' ich schauen und träumen wieder
Nur noch ein einzigmal!

C. Weitbrecht.

Bebenhausen. In einem engen Seitenthale des Neckarthals, eine Stunde nördlich von Tübingen, liegt, von den Waldhöhen des großen Schönbuchforstes umschlossen, auf sonnigem Hügel das noch wohlerhaltene, von altersgrauen Mauern umringte Kloster, mit einem ziemlichen Teil seiner Gebäude noch erinnernd an die großen Tage der Hohenstaufen und ihrer getreuen Pfalzgrafen von Tübingen, welch letztere in diesem einsiedlerischen Waldwinkel sich das Kloster als ihre Grablege erbauen ließen. Bebenhausen, der Sage nach so geheißen von dem frommen Einsiedler Bebo, der hier eine Waldkapelle erbaute, ist eine Stiftung des Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen, der, nachdem seine Voreltern bereits Blaubeuren und Marchthal gestiftet hatten, in der nächsten Nähe seiner Stammburg ein Kloster als dereinstige Grablege für sich und sein Haus haben wollte. Seine Gemalin Mechthilde und seine Kinder gaben hierzu ihre Zustimmung. Kaiser Friedrich I. erteilte seine Genehmigung und dessen Sohn, der tapfere Herzog Friedrich von Schwaben, schenkte am 1. Juni 1187, in Tübingen selbst anwesend, in Vollmacht seines Vaters und in eigenem Namen der werdenden geistlichen Pflanzung für deren Bedarf das Beholzungsrecht im Reichswald Schönbuch und gestattete seinen Dienstleuten, sich und ihre Güter ihr hinzugeben. Im Jahre 1189 war der Bau so weit vorgeschritten, daß Rudolf Prämonstratensermönche einführen konnte, an deren Stelle er jedoch 1190 Cisterzienser aus dem Kloster Schönau bei Heidelberg berief,

dessen Abt noch bis zur Reformation die Visitation in Bebenhausen hatte. In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts kam das Kloster an Württemberg. Mit der Reformation wurde das Kloster vom Herzog Ulrich eingezogen und daselbst eine Klosterschule für evangelische Theologen eingerichtet, die bis zum Jahre 1807 fortbestand. König Friedrich benutzte Bebenhausen als Jagd-



Bebenhausen.

schloß und feierte hier am 9. November 1812 mit großem Glanze das von Matthison beschriebene Dianenfest. Gegenwärtig ist es wieder Jagdschloß unseres kunstsinnigen Königs Karl, der die schönen Klostergebäude stilgemäß wieder herstellen, einen Teil der Gemächer in altertümlichem Geschmack erneuern oder neu einrichten ließ und reiche Sammlungen daselbst angelegt hat.

Schon aus den Lichtungen der umliegenden üppigen Wälder hat man überraschende Blicke nach dem tiefer

unten im Thal friedvoll gelagerten Kloster mit seinen künstlich durchbrochenen, gotischen Turmhelmen, und die freudige Stimmung des Wanderers wächst, wie er sich dem ehrwürdigen Klostersitze nähert; kein Wunder daher, daß zwei der besten schwäbischen Sänger, Uhland und Mörike, es mit ihren Liedern verherrlicht haben.

Auf allen Seiten die lieblichsten Bilder, zusammengesetzt aus Kunstbauten und prächtigem Baumwuchs; wie z. B. der Zugang durch den kräftigen, an der Westseite der Ringmauer sich erhebenden Thorturm, der mit seinem weiten Durchgang den Haupteingang in das innere Kloster bildet. Zwei hohe Lindenbäume fassen ihn außen ein und zwischen ihren grünen Wipfeln erscheint über dem Thorbogen eine große Nische, geschmückt mit einem Werk spätgotischer Bildhauerei: Christus am Kreuz, daneben knieend und wehklagend Maria und Johannes.

Inmitten der ganzen Anlage zieht sich im Viereck umher der große Kreuzgang; seine Hallen, 1460—1496 im Spitzbogenstil errichtet, sind bedeckt mit reichen, lebhaft bewegten Netz- und Sterngewölben, von deren vielen Schlußsteinen schöne Blätterkränze oder Heiligenbilder herabgrüßen; vom Kreuzgang aus gehen Pforten in die verschiedenen Räume, nördlich in die Kirche, östlich in den Kapitelsaal, südlich in das Sommer- und westlich in das Winterrefektorium. — Die Kirche, mit deren Bau 1190 begonnen ward, ist freilich in den westlichen Teilen fast verschwunden und man enträtselt nur noch mit Mühe wieder die alte schlanke Basilika der Cister-

zienser, aber die in Kreuzform aufgeführten Ostteile zeigen noch ganz die ernste Baukunst jener werktüchtigen Mönche, die mit Vermeidung fast jeglichen Zierats durch einfache Rundbogenformen und den Einklang der Verhältnisse wirkten. In solchem Geiste sind die drei geradgeschlossenen Kreuzarme der Klosterkirche gehalten und damit stehen in eigentümlich reizendem Gegensatze die gotischen Veränderungen, die das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert daran anbrachte und die zum Zierlichsten gehören, was die damalige Kunst vermochte. Erstens jenes wunderbare gotische Prachtfenster, das Abt Konrad von Lustnau 1335 in die Ostwand des Chors einsetzen ließ, dann über der Kreuzung der Dächer der Kirche der ganz durchbrochene und noch dazu von einem lustigen Kranz von Türmchen umgebene gotische Glockenturm, den Abt Peter von Gomaringen durch den Laienbruder Georg von Salmannsweiler 1407—09 errichtete.

Eine andere Stimmung, viel, viel ernster und schwerer überkommt uns, wenn wir vom Kreuzgang östlich in den Kapitelsaal treten, wo die Stifter, Äbte und Wohlthäter des Klosters bestattet liegen; eine dumpfige, rundbogig gewölbte Halle auf stämmigen Rundsäulen, auf dem Boden, nur mit eingeritzten Linien, die Grabesplatten des einst so vornehmen Geschlechts.

Rauh von Korn ist der Stein, doch nahm er willig die Zierde
Auch zu der Großheit auf, welche die Massen beseelt.
Nur ein düsteres Halblicht sendet der Tag durch die schmalen

Fenster herein und streift dort ein vergessenes Grab.
Rudolf dem Stifter, und ihr, Mechtildis, der frommen, vergönnte
Dankbar das Kloster, im Port seiner Geweihten zu ruhn.

Mörike.

Rechts neben dem Kapitelsaal öffnen sich zwei ähnliche schwerformige, nur noch gedrücktere Hallen, und wieder welch ein lichter Gegensatz, wenn man vom Kreuzgang südlich in das hohe, in der Mitte von drei überaus schlanken Achteckspfeilern gestützte Sommerrefektorium tritt; schlank wie Palmschäfte sind diese Pfeiler, palmrippenähnlich breiten sich Sterngewölbe wie Fächer von den Pfeilern gegen einander; und, um die ganze lichtheitere Pracht zu vollenden, sind alle Gewölbefelder mit spielenden Ranken bemalt, auf denen Tierchen des Waldes sich schaukeln, und schöne schwebende, langeflügelte Engel tragen, an den Wänden al fresco gemalt, die fein hier zusammenstrahlenden Gewölberippen.

Wieder anders ist der Eindruck, den das westlich am Kreuzgang errichtete Winterrefektorium bietet, ein warm-wohnlicher, gedrückter, kajütenähnlicher Raum, den eine flach gewölbte, reich geschnitzte Holzbalkendecke übersprengt; ähnlich reich, auch geschnitzt, erscheint im zweiten Stockwerk das sich lang hinziehende Dorment, der breite Gang zwischen den früheren Zellen der Mönche, hier ist der Fußboden noch mit gemodelten Fliesen belegt.

Hundertfach wechseln die Formen des zierlich gemodelten Estrichs
Auf dem Flur des Dorments, rötlich in Würfeln gebrannt:
Rebengewinde mit grüner Glasur und bläulichen Trauben,
Täubchen dabei, paarweis, rings in die Ecken verteilt;

Auch dein gotisches Blatt, Chelidonium, dessen lebendig
Wucherndes Muster noch heut draußen die Pfeiler begrünt;
Auch, in heraldischer Zeichnung, erscheint vielfältig die Lilie,
Blume der Jungfrau, weiß schimmernd auf rötlichem Grund.
Alles mit Sinn und Geschmack, zur Bewunderung! aber auch Alles
Fast in Trümmern, und nur seufzend verließ ich den Ort.

Mörike.

Das ist nun anders geworden; in den letzten Jahren wurde ja das Kloster, dem in den dreißiger Jahren der Abbruch drohte und das hauptsächlich durch Uhlands Fürsprache gerettet wurde, vollends ganz wieder in stand gesetzt.

Ein schattiger Waldpfad führt von Bebenhausen über den Berg gegen Tübingen, und auf der Höhe, wo der Wald aufhört, liegt vor uns der ganze Steilabfall der schwäbischen Alb vom Staufen bis zum Zollern, mit allen seinen tiefeingebrochenen, waldigen Thälern und den schöngeformten, oft von Reben umpflanzten Vorbergen, mit allen seinen weithin schimmernden Felsenkronen und schwermütig aufragenden Burgtrümmern, in ruhiger Größe, verklärt von dem Blau der sonnigen Luft — und davor sieht man durch den Riß einer einsamen Obstbaumschlucht, als eine Vorwarte, auf kantigem Hügelrücken, in viereckiger, von Türmen flankierter Masse, die alte Stammburg der Pfalzgrafen, Hohen-Tübingen.

Nördlich liegt, wie schon bemerkt, der große, einst von den Pfalzgrafen von Tübingen verwaltete Reichsforst Schönbuch, mit wild zerrissenen Schluchten, aber auch wieder mit Wiesenthälern und Feldern; nordöstlich greift er

mit seinen kühlen Waldthälern bis an die Hauptstadt des Landes. Die höchste Höhe, der Bromberg, mit 584 m, dessen mit Steintrümmern übersäter und mit merkwürdigen Pflanzen bewachsener Scheitel an den Schwarzwald gemahnt, giebt ringshin, besonders aber an die schwäbische Alb prachtvolle Fernsicht. — Auf drei Seiten dieses alten Reichsforstes liegen reiche, fruchtbare, meist tief von Lehm überlagerte Ebenen, die Kornkammern des Landes, im Osten die Filder, bis an das Stuttgarter Thal reichend, im Norden das Strohgäu mit dem einsam aufsteigenden Asberg bei Ludwigsburg. Im Westen das obere Gäu, das besonders herrliche Albansichten über die fruchtbaren Flächen und tiefen Thäler hinweg bietet. Wo an seinem östlichen Rande der Schönbuch aufsteigt, sind die alten, mit pfalzgräflichen Burgen besetzten Städte Herrenberg und Böblingen, dabei Sindelfingen mit seiner romanischer Pfeilerbasilika. Zwischen beiden Städten erfocht am 12. Mai 1525 der gefürchtete Bauernjörg, Georg Truchseß von Waldburg im Bauernkrieg einen vollständigen Sieg. Von zehn Uhr vormittags bis zwei Uhr nachmittags dauerte die Schlacht, in der dreitausend Bauern fielen, die meisten im „Marterthal", das hievon seinen Namen führt bis heute.

Nördlich vom oberen Gäu, nahe dem Schwarzwald, liegt dann oben in dem stillen Thale der nach Pforzheim fließenden Würm die ehemalige Reichsstadt W e i l die S t a d t, nicht groß, aber in der grünen Thal-

weite mit ihren Mauern- und Thortürmen und dem schönen dreitürmigen Münster ein echtes anheimelndes Stadtbild gewährend. Auf dem Marktplatz steht das eherne Denkmal des Astronomen Kepler, von Kreling, aufgerichtet im Jahr 1870. Johannes Kepler ward



Weil die Stadt.

hier geboren am 27. Dezember 1571, stirbt zu Regensburg am 5. November 1630 unbeachtet und arm, wie es sich gehört für ein Genie erster Größe. Neben tiefgründigster Gelehrsamkeit war in ihm eine magnetische Ahnung von den Gesetzen des Weltganzen. Mitten im Mordgetümmel des dreißigjährigen Krieges, mitten im

Schmerz über die elende Zertrümmerung seines eigenen Schicksals starb er, aber hörend und schauend den Einklang der ewigen Sterne des unendlichen Raumes so klar und sicher, wie kein Sterblicher vor ihm.

Kehren wir zurück zum Neckarflusse und ziehen über Nürtingen und Plochingen nach Eßlingen, auch einer ehemalige Reichsstadt. Hingezwängt zwischen wein- und obstreiche Hügel und den Neckarfluß, überragt von den braunen Mauern der alten Burg, grüßt es uns mit seinen gotischen Türmen als eine der anmutigsten Städte des gesegneten Schwabenlandes.. Von Eßlingen abwärts bis Cannstatt, und in die Seitenthäler, von denen das bedeutendste das Stuttgarter Thal ist, hinein, lacht uns das Land in heiterster Fülle und Mildheit entgegen. Obstbaumwälder wechseln mit stundenlangen Weinberghalden, in den tiefen Schluchten und den Nordabhängen üppiger Wald, in der Ferne, gegen Süden, der Anblick der blauen Alb, gegen Westen und Norden der Ausblick in die Fluren des Unterlandes, bis an die lichtverschwimmenden Höhen des Odenwaldes. Die Milde des Himmels, gleichwie die weiche, nur durch einzelne Sandsteinbänke wagrecht durchkräftigte Art des Gebirges läßt einen wundervollen Wechsel und Reichtum an Hügeln und Schluchten, Absätzen und Bergstirnen zu. Auf dem engen Raum einer Quadratmeile liegen hier neben vielen Dörfern mit rebenumrankten Holzbalkenhäusern die Hohenstaufenstadt Eßlingen, der Stammsitz der Wirtemberger Rothenberg, die alte Kelten-



Aus Eßlingen.

und Römerstadt Cannstatt und die jetzt blühende Hauptstadt des Landes Stuttgart, zusammen fast 200 000 Menschen. Von Cannstatt, der in der offenen Weitung des Neckarthales gelegenen, ging die Herrschaft an das durch Wasser und Berge geschütztere Eßlingen über, von Eßlingen nach Stuttgart, dessen Schwerpunkt als Großstadt, wenn es sich vollends dazu auswachsen will, wieder nach Cannstatt sich rücken wird.

Gar schön schildert uns einen Ritt von Stuttgart über die Berge und das Neckarthal Wilhelm Hertz in seinem „Heinrich von Schwaben“:

Er ritt in heitrem Schweigen
Auf grünen Waldessteigen,
Bis er am Fuß bebautes Land
Und einen breiten Heerweg fand.
Hin ging's mit schlaffen Zügeln
An weichen Rebenhügeln,
Wo manch ein Kirchlein fern und nah
Aus dichten Blütenbäumen sah,
Und bald vor seinem Weg empor
Stieg Eßlingens getürmtes Thor.

Eßlingen ist voll von Werken aus dem Mittelalter. Aus der Zeit der Hohenstaufen, denen die Bürger von Gründung des Herrscherhauses an bis über den Tod Konradins hinaus rührend treu verblieben, ragen noch auf dem runden Hügel über der Stadt die schwergebuckelten Umfassungsmauern der alten Burg, welche drei Schenkelmauern in die Stadt herabsenden, das mit den staufischen Löwen besetzte Wolfsthor, die beiden Türme der Stadtkirche zum heiligen Dionysius, mit

ihren breiten Säulenfenstern. Die Stadtkirche und zwei andere große Kirchen zeigen die Frühgotik in erhabener Strenge. Die Frauenkirche aber zeigt die spätere gotische Kunst in zartester Blüte; unvergleichlich schön hebt sich ihr ganz durchbrochener Westturm vor den grünen Rebenhügeln und der fern hereinblauenden Alb. Geist und Gemüt und Erfahrung eines Baumeisters ersten Ranges spricht aus diesem wundervollen Entwurf.

Cannstatt und Stuttgart bieten, im Gegensatz zu Eßlingen, die Werke und Bauten der Neuzeit, die zurückging auf die klassischen und Renaissanceformen. Rosenstein, Villa, um Cannstatt, die öffentlichen und vielen Privatgebäude in Stuttgart — in heiterschönem Stil. Nur im Kern der Altstadt hat sich Stuttgart Bilder aus alten Zeiten bewahrt, da wo das Alte Schloß, die Stiftskirche, der Marktplatz und viele hochgieblige Bürgerhäuser sich zusammendrängen; vor allen das Alte Schloß mit seinen drei großen runden Türmen und mit dem großen, dicken, oben achteckig werdenden Turm die Stiftskirche neben dem Erzdenkmal Schillers.

Und wie um die Lücke zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit auszufüllen, liegt 2½ Stunden von Stuttgart, auf luftiger Hochfläche über dem Neckarthal das erst im Beginn des vorigen Jahrhunderts von den württembergischen Fürsten erbaute Ludwigsburg mit seinem langflügligen, jetzt wieder öde gewordenen Rokoko-Schlosse, den schnurgeraden Linden- und Kastanienalleen und prächtigen Pärken, in denen an Seen



Corps de Logis des Schlosses zu Ludwigsburg.

wieder reizende Lustschlösser im Baumgrün halbverschollen liegen.

Einen der schönsten Überblicke über das Unterland hat man auf dem neuerbauten Aussichtsturme bei Degerloch. Nicht bloß, daß man die schwäbische Alb mit ihren Felsen und Burgen vom Hohenstaufen bis zu den Lochen

sieht, weiter den Schönbuch, den Schwarzwald, den Stromberg, den Odenwald, die Heilbronner Gegend und die sog. schwäbischen Waldberge zwischen Neckar und Rems: der Turm steht so, daß die Mehrzahl dieser Gebirge und Bergzüge in seltener Größe und Schönheit erscheinen. Da er nämlich ganz außen am Nordrand der Filderhochebene liegt und diese sich von da sachte gegen den Neckar neigt, so steigt der hinter dem Neckarlauf stehende Steilrand der Alb, vom Turm aus gesehen, höher herauf, als er in Wahrheit ist, und gar lieblich verlockend breitet sich davor das weite fruchtbare leicht gewellte Land der Filderhochebene, aus der viele Städte und große Dörfer mit ihren spitzen Kirchtürmen herausglänzen. Überraschend schön ist auch der Blick auf die Stadt Stuttgart, sodann in das Neckarthal zwischen Eßlingen und Plochingen und weiter tief in das Filsthal hinein. Auf der andern Seite, gegen den Schwarzwald hin, erscheinen dessen fernblaue langgezogene Rücken weit hinter jenem Gewirr dunkler Waldschluchten und Waldthäler, das sich in großer Ausdehnung zwischen das Rebenthal von Stuttgart und die Kammhöhen des Schwarzwaldes hereinschiebt. Kaum ein Dorf ist dorthin zu erblicken, das meiste ist einsame, mächtige Waldgegend, auf welcher der Schein der Sonne in tausend feinen und feinsten Abstufungen spielt, und deren Hintergrund, die langhin hinter dem Waldmeer herauftauchenden Schwarzwaldhöhen, trotz ihrer einfachen Linien die Einbildungskraft lebhaft beschäftigen. Von Nordwesten



„Aus Stuttgart.“ Partie am Marktplatz

aber strömt von dem hier in besonders edlen Umrissen aufsteigenden Stromberg und dem ferneren Odenwald eine Fülle von Licht, merkwürdig mild, weil es hindurchdringt durch die laulichen Lüfte des Unterlandes.

Von Cannstatt wandern wir ostwärts hinauf in das Remsthal. Eines der sonnigsten und fruchtbarsten Thäler, das, von Osten nach Westen ziehend, eine uralte Straße bildete für den Zug des Verkehrs aus dem bayrischen Ries über Aalen in das Herz des Neckarlandes nach Cannstatt. Oben im Süden begrenzt von dem großartigen Albtrauf mit seinen schweren Bergen Rosenstein, Scheuelberg, schneidet es oberhalb der alten schönen Reichsstadt Gmünd tiefer ein, erreicht seine engste Stelle bei Lorch; hier ist das Thal waldig und wiesig und erlaubt einmal einen überraschenden Durchblick durch eine der Waldschluchten hinauf an die edle kahle Pyramide des Hohenstaufen. Bald unterhalb Lorch beginnen die Weinberge, die bis in die warmen Nebenthäler und Klingen sich verzweigen und, mit friedlichen Dörfern und Weilern durchsäet, überall die lieblichsten Kleinbilder geben.

Quenstedt, als er zum erstenmal, im Jahr 1837, das Remsthal betrat, beschreibt in „Klar und Wahr" höchst treffend den Eindruck, den er als ein vom deutschen Norden Kommender daselbst empfing. „Auch ich kam aus einem fetten Lande, wo der Bauer mit silbernen Knöpfen einherstolziert, und trat an einem sonnigen Herbsttage durchs Remsthal ein: je mehr ich mich über Schorn-

dorf und Waiblingen im Schatten der riesigsten Obstbäume dem Neckar näherte, desto weiter strecken sich die Halden der Weinberge in welligen Linien hinauf; die Keltern links und rechts aus den geschützten Nebenthälchen mit zahllosen „Mosten“ in den schmucken Orten gaben den Maßstab von der Fülle, und wenn der Winzer auch nur einen 37ger einheimste, so erfüllten doch Obst und Trebern mit ihrem alkoholischen Dufte weithin die Lüfte, daß ich mich in einen andern Weltteil versetzt wähnte. Das alles danken wir der Beschaffenheit des Bodens, welcher durch einen der lieblichsten Bergränder der Keuperformation, des buntesten aller Schlammgebirge, in malerischen Zügen umsäumt wird, wo links Asberg und Michelsberg, rechts Rotheberg, Wunnenstein und Weibertreu so manche historische Erinnerung wecken.“

Lorch. Das ehemalige Kloster Lorch steht oben an der engsten Stelle des Remsthals, rechter Hand auf waldigem Hügel. Sein jetzt wieder aufgebauter bis zur Spitze aus Quadersteinen errichteter Rundturm blickt als ein begeisterndes Wahrzeichen auf und ab durch das schöne grüne Thal. Schon die Römer hatten hier Gebäude; ein römischer Steinbalken mit verwaschener Inschrift liegt über dem westlichen Eingang der im Jahr 1102 vom Hohenstaufen Friedrich gegründeten Klosterkirche. Herzog Friedrich der Erste, der Gemahl der Agnes, Tochter Kaiser Heinrichs IV. war der Stifter des Geschlechtes, er baute auch die Burg auf dem Hohen-

staufen; seine Gebeine ruhten, nur der leere Steinsarg ist noch vorhanden, in den Felsengrüften der Lorcher Klosterkirche. Aber auch andere Glieder des Kaiserhauses, so die Gebeine der griechischen Kaisertochter Irene; auf der nahen Hohenstaufenburg starb sie im Schmerz, kurz nach der Ermordung ihres Mannes, des edlen Königs Philipp von Hohenstaufen, durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zu Bamberg am 21. Juni des Jahres 1208. Vor dem östlichen Thore des Klosters steht eine nun ganz vom Sturm zerrissene uralte Linde, sie mag jene Tage noch geschaut haben, als das hohe Geschlecht zusammenbrach unter der Wucht des unerbittlichen Unglücks, als man die Leiche der Kaiserin herübertrug von der Staufenburg in die Klosterkirche, bis ihre Gebeine im Bauernkrieg von den wütenden Bauern zerstreut wurden, denselben, die auch die herrliche Kaiserburg auf dem Hohenstaufenberg in Trümmer legten. Aber die Weihe der Dichtung, die Wehmutslieder erhabener Sänger schweben noch wie Geister über der Stätte, von Walther von der Vogelweide an bis auf meinen nun auch ins Grab gesunkenen Freund Viktor Scheffel. — Seiner rührend schönen lateinischen Grabschrift auf die Kaiserin Irene muß hier gedacht werden:

Nascituram Orientis
laurus quondam atque palmae
cum cypressis salutarunt;
morituram occidentis
ilices et quercus almae
commoerentes adumbrarunt:

nobilis Grajorum nata
en, quo dura trahunt fata
sepulturae requiem!
nec solamine carebis,
iam cum angelis videbis
quem planxisti, conjugem.

Und nun wieder den Neckar abwärts nach Marbach. Zwischen dem Neckarfluß und einer tiefen rechtwinklig darauf stehenden Schlucht liegt hoch über Kalksteinfelsen, zum guten Teil noch von der alten Mauer mit Zwinger umgürtet, die kleine im Rechteck gebaute Stadt, die Wiege Friedrich Schillers. Das einfache Häuschen steht unfern des ehemaligen Nikolausthors in der unteren Stadt, jetzt altertümlich erneuert und ausgestattet mit Schillerischen Reliquien. Südlich der Stadt auf der Schillerhöhe steht dann zwischen rauschenden Bäumen das schöne eherne Standbild des Dichters. Unten der Neckar, sich in großem Bogen an den felsigsteilen, mit Reben bewachsenen Abhang herandrängend; über grünen Saatfluren steigen die weichumrissenen blauen Berge des Unterlandes und der Stuttgarter Gegend lockend herauf, dahinter im Sonnenglanze die Alb. Im Südosten in dämmernder Ferne die einsamen ernsten Linien des Schwarzwalds. Auf der anderen Seite steht vor der Stadt die Alexanderskirche im wohlgepflegten Friedhof, eine der schönsten und feinsten spätgotischen Kirchen unseres Landes, innen mit bemalten Netzgewölben, die getragen von den Brustbildern der zwölf Apostel. Alte Gemälde an den



Besigheim. Lauffen.

Wänden, alte Grabplatten auf dem Boden. — Marbach war schon bei den Römern ein wichtiger Ort; hier und in der Nähe fand man schon sieben römische Denksteine, darunter ein beim Einfluß der Murr in den Neckar gefundener Altar, der auf die Neckarschiffahrt zur Römerzeit hinweist mit der Inschrift: Zum Heil des Reiches hat dem Genius der Schiffer Gajus Julius Urbicus diesen Altar geweiht und gewidmet. Ein anderer Stein thut der Vicani Murrenses, der Dorfbewohner an der Murr Erwähnung.

Beim Einfluß des Enzflusses in den Neckar liegt auf der dazwischen liegenden felsigen Landzunge lang hingestreckt Besigheim, altertümlich und an beiden Enden bewehrt durch die berühmten runden Türme, gewaltige Buckelquadertürme aus der Hohenstaufenzeit, als Besigheim eine starke Veste der Markgrafen von Baden gewesen. Neben dem oberen Turm beim oberen Thor steht ein altes Steinhaus und die Stadtkirche mit hohem gotischem Chor, darin ein schöner in Holz geschnitzter gotischer Hochaltar. Turm, Steinhaus und Kirche steigen aus Schlinggewächs und Bäumen als ein prächtiges Bild.

Lauffen. Die Frühsommersonne scheint über die Pappeln am Fluß, der breit und klar hindurchrauscht unter der Brücke, vergoldet die wilden blühenden Rosen, die aus den höchsten Ritzen des Kalkgesteines flammend hervorbrechen, und spielt mit den hohen gelben Wasserlilien, die am Ufersaum im Zug der Wellen leise sich

biegen. Auf der Insel ragt aus braunem Gemäuer der alte Turm der fast verschwundenen Pfalz Kaiser Karls des Großen. Drüben der frühgotische Chor mit seinen holdschlanken Spitzbogenfenstern, daneben im Rosengarten die halbzerfallene gotische Kapelle der heiligen Regiswindis. Aber auch die Kirche war ihr gewidmet.

Regiswindis, die Tochter des tapferen Markgrafen des Nordgaues, Ernst, dem Kaiser Ludwig der Fromme im Jahr 832 die Burg Lauffen übergeben hatte, und dessen Gemahlin Frideburg, war sieben Jahre alt, als der Markgraf einstmals seinen Knecht stark züchtigte. Deshalb nahm die Schwester des Knechts, deren Pflege das Töchterlein anvertraut war, schreckliche Rache, sie erwürgte das Kind und stürzte es in den vorüberströmenden Neckar. Am dritten Tage nach dieser That wurde Regiswindis vom Volke, das sie in den Wellen suchte, gefunden in einem Fischernachen mit noch roten Wangen. In Lauffen wurde sie zu Grabe gebracht. Auf Betrieb des Bischofs Humbert von Würzburg (832—841) erhob sich über ihrer Ruhestatt eine Kapelle; sie selbst wurde späterhin als eine Heilige verehrt und am 15. Juli wurde ihr Gedächtnistag gefeiert.

Noch besteht der schöne frühgotische Steinsarg mit dachförmigem Deckel mit der Inschrift, daß im Jahr 1227 Regiswindis heilig gesprochen und die Kirche gegründet worden sei.

Wie einst über den Gebeinen der heiligen Elisabeth in Marburg jener wunderbare Dom sich erhob, der bis

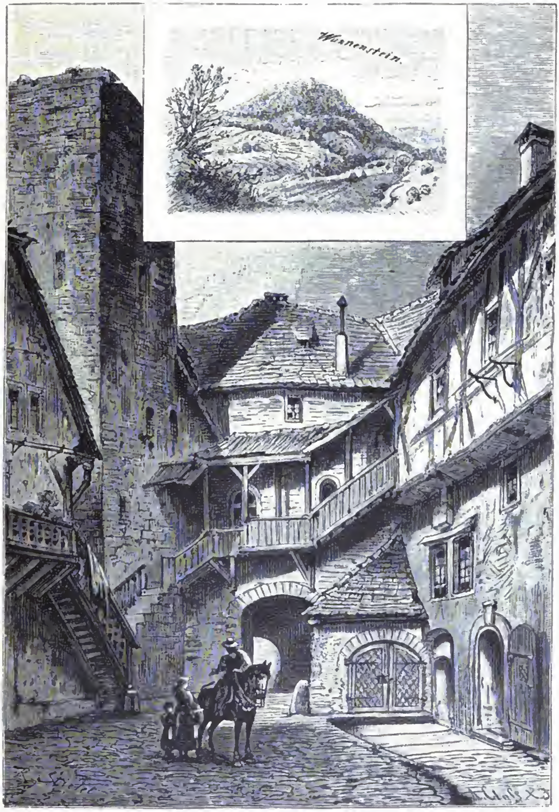
heute wohlerhalten das Gemüt im tiefsten bewegt und durchschüttert, wurde hier über dem Grab des heilig gesprochenen Kindes von einem ganz hervorragenden Baumeister auch in den anmutigsten Formen der frühgotischen Bauart eine hohe herrliche Kirche aufgerichtet, deren noch wohlerhaltener Chor in die liebliche Landschaft in jungfräulicher Schönheit hineinblickt.

Der Ort ist würdig, später die Wiege zu sein eines Märtyrers des neuen Heils. Der Dichter Hölderlin wurde hier geboren am 29. März 1770 als der Sohn des hiesigen Klosterhofmeisters. Erst im Jahr 1843 erlöste der Tod aus dem früh vom Wahnsinn umnachtenden Körper den Geist in lichte Gefilde, einen Geist, „der sich selbst zu schön, liebend unterzugehen, in die Fluten der Zeit sich warf.“ Der Neckarfluß war Hölderlins erkorener Liebling.

In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspülten mich,
Und all' der holden Hügel, die dich,
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Links vom Neckarthale liegt das Zabergäu; westlich von Lauffen und Heilbronn zwischen den Keuperzügen des Strombergs und des Heuchelbergs, ein weites paradiesisches Thal voll Obst und Wein und saftigen Wiesen; zu beiden Seiten steigen die Schluchten hoch an die beiden langen Bergzüge hinauf, die bedeckt sind mit prächtigen Laubwäldern und alte Burgen auf den Stirnen haben.

Kleine Städte und viele Dörfer mit gotischen Kirchen liegen im Thalgrunde und wo die Höhe eine Lichtung zeigt, schweift der Blick über mildeste Auen hinweg südwärts an die schwäbische Alb, westwärts an die Vogesen. Auf dem vordersten nördlichsten Berghaupte des Strombergs, zu dem von Süden her immer durch den Wald der „Rennweg“ zieht, steht auf dem „Michelsberg“ seit uralter Zeit eine Wallfahrtskirche; die jetzige mit Säulen aus dem zwölften Jahrhundert. Dabei war ein Kapuzinerhospiz. — Hören wir, was Justinus Kerner schreibt in den Reiseschatten: „Das Kreuz der Kapelle des Klosters blickte freundlich ins Thal her und wir bestiegen rüstig den Berg. — Je höher wir kamen, je freier schlug mein Herz, je herrlicher lag die Welt vor uns ausgebreitet . . . Unter mir sangen die Vögel, auf zu mir dufteten die Blumen, und aus spiegelhellen Seen und Flüssen schien die Sonne empor. — Der Mönch führte mich durch lange Gänge voll heiliger Bilder in seine Zelle. — Sanft säuselte jetzt der Wind durch die Blumen, die vor dem Fenster standen, und füllte mit süßen Düften die Zelle; lauter und immer lauter aber, wie der Zug des Windes stieg, erklangen die Töne einer Äolsharfe, die vor einem Nebenfenster zwischen Blumen stand . . . Ein dunkler Gang führte wieder hinaus; in einem tiefen Thale lagen Hütten und Felder, gingen Mädchen singend am Ufer eines Flusses und sahen aus einem zarten Schleier, gewoben vom Dampfe der Blüten und Kräuter, zu uns empor.“



Schloßhof zu Lichtenberg. Wunnenstein.

Tiefst im Walde Burg Blankenhorn, in Trümmer geworfen; hier scholl einst vom Berge ins Thal Gottfrieds von Neifen schmelzender Minnegesang. Im gegenüberliegenden Heuchelberg blickt aus Waldwipfeln die Burg Neipperg, die Stammburg des noch jetzt blühenden Geschlechtes, mit ihren zwei hohen Bergfrieden.

Maulbronn. Im westlichen Teil des Strombergs liegt zwischen Seen und Buchenwäldern in dem engen, stillen, nach dem Rheinthal ziehenden Thale der Salzach das ehemalige Cisterzienserkloster Maulbronn, nach Größe und Wohlerhaltenheit eines der ersten in Deutschland. Den vom dreiviertel Stunden südwestlich vom Kloster gelegenen Bahnhof Maulbronn durch den Wald Herkommenden empfängt, an der Südwestecke der noch ganz ummauerten und mit Türmen bewehrten Klosteranlage stehend, hinter dem Graben das alte malerische Thor. Durch dasselbe trat man in den kleinen, im Hintergrund einst durch Rundbogenarkaden abgeschlossenen Vorhof, an dessen rechter Seite die, zu Zeiten auch den Frauen zugängliche frühgotische Dreifaltigkeitskapelle, jetzt zur Hälfte abgebrochen, lag. Im eigentlichen großen Klosterhof stehen links und rechts die alten steinernen Nutzbauten der Cisterzienser, die allen ihren Haushalt selbst besorgten und eifrig waren im Handwerk, wie im Feld- und Weinbau. Links Gasthaus, Wagnerei, Schmiede, Klostermühle, Bäckerei, Haberkasten, Marstall u. s. w., rechts Küferei, Fruchtkasten, Weingartenmeisterei, und durch hohe Lindenbäume blickt

im Grunde des Klosterhofes die Schauseite der Kirche und des links (nördlich) daran stoßenden Klosters hervor. Vor die um 1148 gegründete Kirche legt sich eine 60—70 Jahre jüngere Vorhalle, erbaut in jenem glanzvollen Übergangsstil vom Rundbogen- zum Spitzbogenstil; mit ihren gewirtelten Streckſäulen, tief herabgreifenden Rippenkreuzgewölben, den immer wechselnden Blätterkapitellen und dem prachtvoll schweren Maßwerk der hohen Säulenfenster eines der schönsten und eigenartigsten Bauwerke weit und breit.

Drei große Rundbogenpforten führen in die langgestreckte, im einfachernsten Rundbogenstil erbaute Klosterkirche, deren einst flache Holzbalkendecken um das Jahr 1424 durch reiche gotische Netzgewölbe ersetzt wurden.

Vor dem Altar des Laienbruderchors in der Mitte der Kirche liegt noch der schmale spätgotische Gedenkstein des ersten Stifters, des Ritters Walter von Lomersheim, und hinter dem Altar erhebt sich schwermutsvoll ein kolossaler aus einem Sandstein gemeißelter Kruzifixus, an der Rückseite mit der Inschrift C. V. S. 1473. Der östliche Teil, der sog. Herrenchor, der Chor der eigentlichen Mönche, ist noch ganz erfüllt von den alten Chorstühlen und dem jetzt wieder hergestellten Dreisitz, kraftvolle Zierwerke aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Über den zwei Eingangsbögen in die zwei Arme des niedrigen Querschiffes sieht man zwei großaufgefaßte Wandbilder, die Weihung des Klosters an die Jungfrau Maria, die Schutzheilige des Cisterzienserordens,

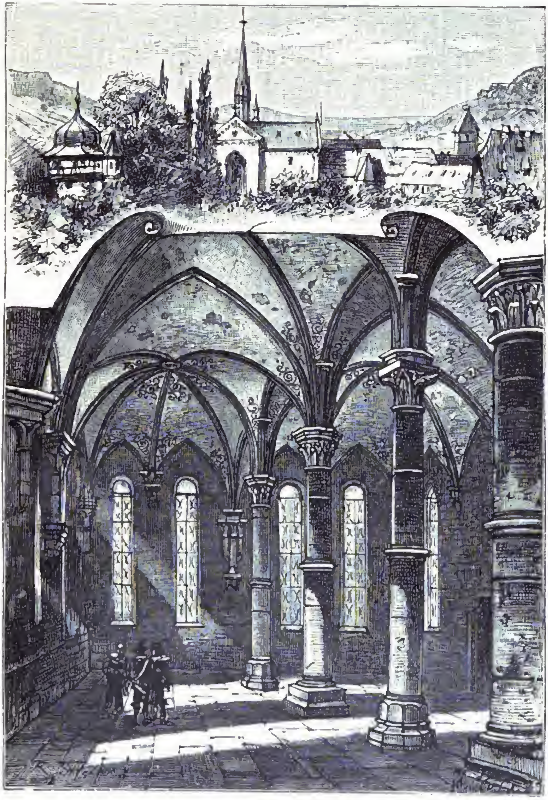
und die Anbetung des Kindes durch die drei Könige, inschriftlich gemalt im Jahr 1424 vom Laienbruder Meister Ulrich. Ein gotisches Prachtfenster durchbricht die ganze Ostwand des geradgeschlossenen Chores und wirft Ströme von Licht in den 230 Fuß langen dämmernden Raum. Das Querschiff kommt gar nicht zur Geltung, denn es zerfällt in beiden Armen in einen düsteren gewölbten Gang mit je drei ebenso düsteren Ostkapellen; hieher zogen die Mönche sich zurück, um sich zu geißeln.

Der Kreuzgang, nördlich an der Kirche, in einer Länge und Breite von 38 m, zeigt das Werden und Wachsen der gotischen Baukunst durch fast zwei Jahrhunderte hindurch; sein an der Kirche hinlaufender Südflügel folgt noch dem reichen Übergangsstil der Vorhalle und bleibt jedem Beschauer unvergeßlich: es sind über anderthalbhundert der edlen, schlanken, mit den schönsten Knospen- und Blumenknäufen aufsteigenden Säulen, über denen die Rippengewölbe in prächtigen Schlußsteinen zusammenstrahlen. Die drei übrigen Flügel des Kreuzgangs sind alle reingotisch, im Westflügel mit den Bildnissen und Namen der drei Baumeister: Prior Walther, Rosenschöphelin und Gotschlag. Die Feinheit dieses gotischen Stiles gipfelt sich in der neunseitigen Brunnenkapelle, die in den Kreuzgarten vortritt und in der der große, jetzt auch wieder hergestellte dreischalige Brunnen rauscht. Es ist so still im Kreuzgang, nur der Brunnen plätschert fortwährend, draußen im sonnigen Kreuzgarten fliegen farbige Falter um

blühende Rosenbäumchen. — Man denkt unwillkürlich zurück an uralt verschollene Tage, als in den hohen Zeiten der Staufenkaiser die halbe deutsche Welt fortgezogen war zum Kampf wider die Ungläubigen in das Morgenland und es so still geworden war auf Burgen und Landstraßen im großen Deutschland.

Gegenüber, nordwärts der Brunnenkapelle steht das „Rebenthal", das ist das große Refektorium, der Speisesaal der Mönche, auch im Übergangsstil, von sieben Mittelsäulen aus steigen seine diamantierten Rippengewölbe steil empor; hohe Rundbogenfenster werfen feierliches Licht herein. Weiter westwärts, durch die ehemalige Klosterküche vom Rebenthal getrennt, streckt sich noch länger, aber niederer, das Refektorium der Laienbrüder hin, die Mitte entlang mit sieben Doppelsäulen in schönstem Übergangsstil, von tiefen rundbogigen Doppelfenstern mäßig erhellt. Die Schauseite dieses Laienrefektoriums, zugleich die westliche des Klosters, mit ihren Doppelfenstern und mit Wandbändern macht noch einen hochernsten Eindruck; unter dem Sockel steht: anno ab incarnacione domini 1201.

Der Ostflügel des Kreuzgangs öffnet sich durch schöne Arkaden in den frühgotischen Kapitelsaal, wieder ein herrlicher Raum auf drei schlanken Rundsäulen; die Gliederungen sind hier fast herb, aber reichstes und frischestes Leben sproßt an Kapitellen, Konsolen und den Schlußsteinen der Sterngewölbe, mit ihrem steinernen Laubwerk, das immer dem natürlichen abgesehen ist, der Eiche,



Kloster Maulbronn. Refektorium.

der Rebe, der Rose, dem Ahorn und der Platane, dem Epheu, dem Klee, der Zaunrübe, der Sauerampfer und Erdbeere.

Eine schöne Durchgangshalle führt an der Nordostecke in die von scharfem spätgotischem Netzwerk überwölbte Sprechhalle, wo allein die Mönche unter sich sprechen durften, und weiter an das ehemalige Abtshaus, ein großes Steinhaus, an der Südseite mit sehr alter Arkadenhalle mit Würfelsäulen und tiefen Rundbögen; sonst im Erdgeschoß einst ein riesiger Saal, dessen flache Holzbalkendecke auf Steinsäulen ruht vom spätesten gotischen Geschmack; ihr Schaft und Knauf reich umflochten von Stab- und Blumenwerk; an einem das Wappen des Erbauers, des baulustigen Abtes Entenfuß (1512—1518). Von den Arkaden dieses Steinhauses blickt man hinaus in den großen Klostergarten, in welchen die östlichen Kreuzarme der Kirche mit ihren ernsten Wänden und dem gotischen Prachtfenster in der Ostwand des Chores hereintreten. Auf der anderen Seite an der hohen Klostermauer steht, von Epheu umgrünt, der sog. Faustturm, ein alter trotziger Mauerturm. Hier soll einst Doktor Faust, gebürtig aus dem nahen Städtchen Knittlingen, gehaust haben, als Alchymist, um für den geldbedürftigen Abt Entenfuß Gold zu machen, bis ihm endlich, wie Scheffel sagt, aufging, daß das echte Gold in dem beim Kloster Maulbronn wachsenden „Elfinger Wein“ liege; und so blieb es bis auf den heutigen Tag.

Rechts vom Neckar liegt der Wunnenstein, einst die Stammburg des berühmten Geschlechtes der Wunnensteiner tragend, von denen Ludwig Uhland singt: „das ist der Wunnensteiner, der gleißend' Wolf genannt.“

Die Burg ist verschwunden, Wald überwächst die Wälle, nur von der einstigen Wallfahrtskirche zum heiligen Michael (s. o. S. 36 ff.) steht noch der Rumpf des gotischen Ostturmes und gewährt von seiner Plattform aus über die Waldwipfel hin Aussichten, die uns die ganze Milde des schwäbischen Unterlandes mit seinem Wein-, Obst- und Waldreichtum offenbaren. Ja, wonniglich sanft und mild legen sich schwellende Hügel um Hügel an die von Flüssen und Bächen wohlbewässerten Thäler, steigen in der Ferne über weiten Saatfluren wie aus grünem Meer duftig herauf — dahinter wieder als schöner Abschluß die Alb. Nach Nordosten zu steigern sich in der nahen, ganz verwaldeten Bergwelt der hier beginnenden Löwensteiner Berge die Formen zu düsterer Pracht, mit großen trotzigen, fast noch erhaltenen Burgen, wie Langhans, Lichtenberg, Helfenberg.

Dann aber liegen rechts vom Neckarthale die sog. „schwäbischen Waldberge“, der Welzheimer, Murrhardter, Mainhardter, Limpurger, Ellwanger und Crailsheimer Wald, ein großes Waldland in einer Breite von 8—10 und in einer Länge von 15—20 Sunden, voll von Thälern, Schluchten und Rinnen, die jäh und tief, oftmals unbetretbar einbrechen; jede durchrauscht von einem Bache oder Flüßchen, in den Thalsohlen saftige Wiesen

mit prächtigen wilden Laubbäumen an den Ufern der Flüsse, oben vielfach versumpfter sandiger Wald- oder Heidegrund mit einzelnen Föhren, dazwischen ist weit-auseinander mageres Ackerland mit zerstreuten Höfen.

Diese gar wenig, eigentlich nie bereisten Gegenden gehören landschaftlich zum schönsten und ansprechendsten. Da die Berge vielfach gegliedert sind, so bietet sich eine ewige Abwechslung von Bildern, ein Schwarzwald im kleinen, auch die Häuser, mit Brettern und Schindeln geschützt, sind ähnlich. Langhin sieht man oft im Wald ältere Ackerbeete, zum Beweis, daß früher der Mensch hier zu siedeln begann. Nun rauscht nur noch der Bach vorüber, in kleinen Wasserfällen, und die Wasservöglein huschen über die glatten Steine.

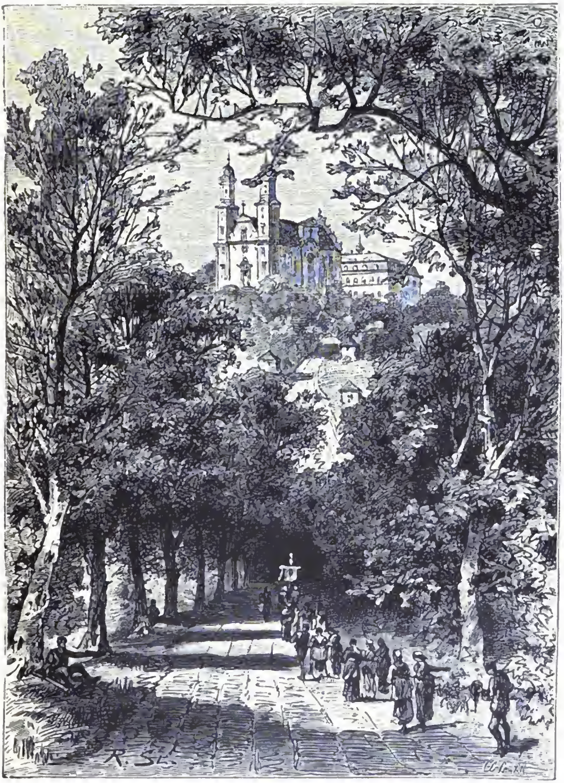
Der Hauptfluß dieses Gebietes ist der Kocher, der es von Osten nach Norden in großen Bögen und schönem, oft felsenwilden Thale durchströmt.

Nördlich des Kocherthales blickt man vom Rücken des Altenberges, mit 563 m, hoch über das ungeheure von tiefen und langen Thälern und vielen Bergkuppen durchgliederte dunkle Waldgebiet und die schimmernden Leinhöhen an die blauen Albberge hin. Scharf trennt sich das Gewirr durch das großgeschlängelte, von Süd-osten nach Nordwesten sich hindrängende Hauptthal des Kochers, aus dessen Waldbergen Schlösser und Burgen vorglänzen. Und überall wieder haftet der Blick am längsten an den drei hochedlen Umrissen der drei frei-stehenden Kaiserberge: Stuifen, Rechberg, Staufen, die

einen wahrhaft idealen Zug in diese Landschaften bringen. Ähnlich ist der weiter östlich liegende Schönberg mit 568 m. Eine tiefernste Stimmung überkommt den Wanderer in diesen vom Verkehr nie betretenen, durch Schluchten fast unzugänglich zerrissenen Waldgründen, menschenarm und still, wo kaum ein Vogel mehr wohnt, wo nur uralte Hochstraßen hindurchsetzen und als gewaltige Marksteine die beiden Berge ihre Häupter breit aus dem Waldmeer hervorstrecken.

Eine Menge voll und rasch fließender Bäche, zu Seiten überall kleinere Wasserstränge aus den Schluchten aufnehmend, durchfurchen den Wald und gaben in Thalmulden größeren Ansiedlungen Raum. Der viele Regen, der sich um die Waldberge hängt, läßt auch auf dem Sandboden die Bäume prächtig gedeihen, und überall mit stolzem Wuchs empfangen uns die Wälder, immer noch durch zahlreiches Wild, besonders Rehe, bevölkert. Die Luft dieses Hochlandes, herwehend über einen bis gegen den Neckar hin sich ausbreitenden Waldgürtel und aufsteigend aus den tiefen, schattigen, mit riesigen Tannen besetzten Schluchten, ist rein und würzig, wie selten sonstwo.

In den Bachgründen findet der Wanderer schöne Seen oder Weiher, hoch von Wald umschlossen; weiße Seerosen schwimmen auf der Flut, mannshohes Schilf wogt wehmütig flüsternd um den Rand. In warmen Sommernächten, wenn die Waldvögel stumm werden, Glühwürmchen, wie Funken, ins Tannendunkel schweben und schwinden, ist man wie zurückversetzt in fromme



Der Schöneberg bei Ellwangen.

sagenumsponnene Zeit, denkt an die Geschichte von der heiligen Genovefa, erzählt vom Verfasser der Ostereier, Christoph Schmid, der, im nahen Dinkelsbühl geboren, als Kind schon diese Gegend durchstreifte. Und noch weht, wie vor tausend Jahren, der Rauch der Kohlenbrenner um die schweigenden Wipfel.

An den Weihern rauschen Sägmühlen, an den menschenleeren Heerstraßen steht zuweilen ein Wirtshaus bei Birken und Ebereschen, deren glührote Beeren im Herbst diese Straßen oft wundersam farbig säumen. Auf Höhen und an den Berglehnen verstreut liegen unter bescheidenen Obstbäumen Höfe und Weiler mit warmen, an der Wetterseite verbretterten rotangestrichenen Riegelhäusern. Aus dem Mittelalter stehen noch die glänzende, von den Augsburger Fuggern erbaute Burg Niederalfingen und die schöne Ruine der Kranzburg am Kocherthal, die Burg Hohenroth, mit dem merkwürdigen Röthersturm, am Roththal; Schloß Tannenburg blickt mit hohen Buckelsteinmauern keck ins hällische Land hinaus, und an der Jagst liegt am Südostrande des „Waldes" der uralte geistliche Sitz Ellwangen.

Die Erlegung eines riesigen Elchs, so heißt es, habe zur Gründung der alten Zelle geführt, tief im Walde, zu der Zeit, als die ersten karolingischen Könige zur Befestigung ihrer Herrschaft in Deutschland daran gingen, den störrigen Alemannen und Hessen das Heidentum gründlich auszutreiben. Der Ort hieß Elenwanc, das ist dasselbe wie Hirsau, Hirschau, lag mitten

im Virgundawald, von undurchdringlichen Forsten umgeben.

Schloß und Schönenberg mit der prächtigen Kirche bieten weite Aussichten über Ellwangen hin mit seinen stolzen Gebäuden, großen alten Bäumen, besonders Linden, und über die Wiesenhänge des Thals mit seinen Tannenschopfhügeln bis an die Alb. Das Schloß selbst thront breit wieder neben Lindenbäumen, die mit ihren Wipfeln so hoch wie die Schloßdächer steigen. Vergl. auch oben S. 84 f.

Der nordöstliche Teil des Waldes ist weniger tief von Schluchten zernagt, aber durchlöchert von vielen Seespiegeln, wie um die Nähe der alten Reichsstadt Dinkelsbühl anzuzeigen, wohin auch manche dieser Wälder und Weiher zum Teil heute noch gehören. Dinkelsbühl, jetzt still und wenig verkehrsam, war in alter Zeit eine große Stadt und wirkte bestimmend weit herein in den Ellwanger Wald; sein Anblick rundet unser Landschaftsbild ab in bedeutsamer Weise. Von den östlichen Höhen aus sieht man die Stadt mit ihren zahlreichen Türmen aufschimmern im Sonnenlicht aus dem breiten grünen, wasserreichen Thale der Wörnitz, dahinter die Felsenstirne des Hesselbergs.

Die Stadt ist fast noch dieselbe, wie sie der oben genannte vielbeliebte und vielbekannte Jugendschriftsteller Christoph Schmid, geb. zu Dinkelsbühl 1768, † zu Augsburg 1854, aus den Tagen seiner Kindheit beschreibt.

„Dinkelsbühl liegt zwischen dem Ufer der Wörnitz

und einer sanften Anhöhe, einem Hügel, auf dem sie zum Teil erbaut ist. Die reichen Wiesen des Thales sind unvergleichlich schön grün, und der bläuliche Fluß, der dazwischen hinfließt, hat mich als Knaben, zumal wenn die Sonne darauf schien und auf seinen sanften Wellen unzählige Sternchen silberhell funkelten, immer



Kapfenburg.

ganz ungemein ergötzt. Die Stadt ist nach ehemaliger, alter Art befestigt, mit doppelten Mauern und mehr als zwanzig hohen Türmen aufgemauert, mit Gräben und gewaltigen Wällen umgeben. — Das merkwürdigste Gebäude ist die große Pfarr- und Hauptkirche, nach altdeutscher, gotisch genannter Bauart aufgeführt. Schon auf das Gemüt des Knaben, der von der Baukunst noch nichts verstand, machte dieser majestätische Bau mit

seinen vierundzwanzig hohen Säulen, von denen die drei gleich hohen Gewölbe des Mittelschiffes und der zwei Seitengänge getragen werden, einen tiefen Eindruck. O wie manche Stunde brachte ich auch außer der Zeit des Gottesdienstes in diesem ehrwürdigen Tempel zu!“

Merkwürdig ist auch die Gegend weiter südostwärts, dem Riesrande zu, besonders die vulkanische Gegend um Wössingen und Zipplingen mit Höhen bis zu 500 m. Die freistehenden Berge Ipf und Baldern treten nahe heran mit ihren großen, man möchte sagen, monumentalen Formen. Weiter zurück die Bergfeste Kapfenburg. Dazu der Blick hinab ins weite Riesbecken mit dem Wallersteinfelsen, der alten Reichsstadt Nördlingen, anderen Städten und stadtähnlichen Dörfern und den merkwürdig mannigfaltigen, sanft sich verschränkenden Hügeln, die im Becken selbst liegen. Und rings um dieses her die schönumrissenen Stirnen der Randberge des Rieses im Süden und Osten und Südosten, wo bei Harburg die Wörnitz in Felsen hindurchbricht. Im Nordosten einsam, geisterhaft ernst der lange Hesselberg, als wollte er uns heute noch mahnen, daß er seit Urzeiten den Göttern geheiligt war.

Am stimmungsvollsten sind diese gegen das Ries vorgeschobenen Heiden im Herbst, wenn aus dem kurzen sonnverbräunten Rasen noch die blauen Glocken und Gentianen und rote Skabiosen blühen, die weitoffenen weißstrahlenden Blumenkronen der stengellosen Silberdistel (Eberwurz) wie Sonnen auf der Heide liegen.

Über den Steinbrocken stehen Büsche von Schlehdorn, Weißdorn und wilden Rosen, voll von kleinen tieffarbigen, den Winter überdauernden Früchten.

Als Mittelpunkt der Ellwanger Gegend steigt der Hohenberg als einer der höchsten Punkte (569 m) rings über seine Umgebung in sanfter Pyramide einzeln empor und trägt auf seinem waldlosen Gipfel die aus dem zwölften Jahrhundert stammende Kirche zum heiligen Jakobus; ursprünglich eine dreischiffige Basilika mit halbrunden Absiden an der Ostseite, schloß sie sich in der Planform ganz an die vielleicht 40 Jahre ältere, im ersten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts erbaute Klosterkirche zu Klein-Komburg bei Hall. Nur die Hauptabside ist noch erhalten und von der am nördlichen Kreuzarm sieht man außen noch die Ansätze und den Sockel im Boden. An der Nordseite der Kirche noch ein schönes Rundbogenportal mit halbmondförmiger Steinplatte, darin ein Palmettenfries umherläuft.

So steht dieses altersgraue Heiligtum auf der Kuppe des beherrschend aufsteigenden Hohenberges, umschlossen vom ummauerten Friedhof, auf dem bei alten Schmiedeisenkreuzen und einfachen Steindenkmalen spätblühende Blumen und breite sturmharte Lindenbäume wachsen; — und ringshin der das Gemüt befreiende Blick an die fernen blauen Gebirgsränder der schwäbischen Alb im Süden, der fränkischen Berge im Norden; davor tannendunkel und schluchtenreich das große Gebiet des Virgundawaldes.

Kehren wir nun wieder nach langer Irrfahrt zu den Ufern des Neckars zurück.

Heilbronn. Mitten im Weinrebenlande, am rechten Ufer des Neckars, der von hier an schon größere Schiffe tragen kann, liegt die heitere Stadt. Hohe Pappeln und silberblätterige Weiden umsäumen den schönen, friedlichen Fluß, der leise dahinrauscht durch die ebene, fruchtbare Thalweitung; denn gerade bei Heilbronn treten die Berge zurück und bilden ein reizendes Amphitheater von steilen und doch wieder weichgebuchteten Gehängen, die, von Weinreben übergrünt und auf den Höhen mit Laubwäldern bedeckt, weiter nach Osten hin an echte, von wilden Schluchten durchzogene Waldgebirge sich anlehnen.

Die Gründung der Stadt Heilbronn geht in graues Dunkel zurück. Ihre erste geschichtliche Erwähnung fällt in die Jahre 741 bis 747, als der fränkische Majordomus Karlman das Bistum Würzburg mit der Michaelskirche in villa Helibrunna begabte; 1220 erhielt Heilbronn von Kaiser Friedrich II. Stadtrecht und Mauern. Die älteste Schreibart des Namens ist Helibrunna (wie die älteste Urkunde aus dem Jahre 823 sagt), Heilicprunno (841), Heiligbrunen (1037), Hailbrun (1297). Wodurch der Name entstanden, läßt sich unschwer erkennen: bei der Hauptkirche „zu Sankt Kilian“ floß einst eine heilige Quelle, der siebenröhrige, schön gefaßte Kirchbrunnen, das Wahrzeichen Heilbronns, von dem die Sage erzählt, Karl der Große habe sich nach der Jagd an seinem



Straße in Heilbronn.

köstlichen Wasser erfrischt und darauf an dieser Stelle ein Palatium errichtet, aus dem sich die Stadt entwickelte. Es mag dort schon geraume Zeit, bevor die Römer die schwäbischen Gauen besetzten und bebauten, ein den Ureinwohnern geheiligter Bronnen gewesen sein, wenigstens fand man bei verschiedenen tiefer gehenden Grabungen Gebeine jetzt ausgestorbener Tiere, rohe Gefässe und geschliffene Steinwaffen aus Serpentin, auch Urnengräber mit Bronzesachen.

Die Römer selbst ließen sich auf dem Heilbronn gegenüber liegenden Neckarufer, beim jetzigen Dorf Böckingen häuslich nieder; wie die zahlreichen Funde an römischen Münzen, Inschriftsteinen, mit Götterbildern geschmückten Altären und die Heizeinrichtungen (Hypokausten) beweisen, hat dort eine blühende Römerstadt samt Kastell gestanden. Über diese Stätte geht jetzt der Pflug; aber auf der anderen Seite des Flusses erhob sich schon in karolingischen Zeiten das jetzige Heilbronn, unter Karolus Magnus Kammerort und kaiserliche Pfalz und zur Hohenstaufenzeit eine gewaltige Wasserfestung. Dieses Aussehen behielt die Stadt bis zu Anfang unseres Jahrhunderts; so sah sie Goethe noch, der sie auf seiner Reise nach Italien am 28. August 1797 besuchte und folgendes darüber schrieb: „Wenn man sich einen günstigen Begriff von Heilbronn machen will, so muß man um die Stadt gehen. Die Mauern und Gräben sind ein wichtiges Denkmal der vorigen Zeit. Die Gräben sind sehr tief und fast bis herauf gemauert,

die Mauern hoch und aus Quaderstücken gut gefügt. Die Steine waren als Rustika gehauen. Eine schöne Allee führt um den größten Teil des Grabens. Sie besteht aus Linden und Kastanien, die als Gewölbe gehauen und gezogen sind." Da Heilbronn nicht nur am floßreichen und schiffbaren Neckar lag, sondern auch an zwei Haupthandelsstraßen Deutschlands, der Straßen von Venedig und Genua über Ulm und Augsburg nach dem Niederrhein, und von Prag über Nürnberg nach Speyer, Metz und Frankreich, so war der Speditionshandel der Stadt ein sehr blühender. Der Handel in der Stadt selbst ward durch Messen gefördert; Kaiser Rudolf von Habsburg, ein besonderer Wohlthäter der Stadt, hatte ihr erlaubt, einen dreiwöchentlichen Markt zu halten. Die Hauptausfuhrgegenstände waren Wein, der bis in die Hansestädte abgesetzt wurde, Leder, Schafwolle und Tuch.

Es konnte nicht fehlen, daß die reichen Kaufleute und Handwerker auf die Länge dem Willen der „Bürger", d. i. der adeligen Geschlechter, nicht unterworfen sein wollten. Gleichwie in anderen Städten, verlangten auch sie in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, daß der Rat auch von Leuten ihres Standes besetzt werde. Dadurch entstanden blutige Unruhen. Anfangs siegten die Geschlechter, nahmen Rache und ließen viele der Empörer hinrichten. Noch jetzt erinnert hieran der „Kreuzacker", auf dem bis zum Jahre 1756 sechzig steinerne Kreuze über den Gräbern der Hingerichteten standen,

desgleichen der Name „im Geschrei“, wie die Äcker auf einer nahen Anhöhe heißen, auf welcher die Frauen und Kinder der Verurteilten dem blutigen Schauspiele zusehen mußten. Aber der Kampf entbrannte immer von neuem wieder: die Zünfte vertrieben viele adelige Familien, welche Heilbronn auf immer verließen, und waren erst beruhigt, als man ihnen Mitrechte einräumte, welche Kaiser Karl IV. am 28. Dezember 1372 genehmigte, nachdem er schon 1360 der Stadt das Recht verliehen hatte, den Schultheißen selbst zu wählen. Beide Teile erhielten gleiche Rechte, die Zahl der Zünfte durfte jedoch nicht vermehrt werden.

Als aber von Wittenberg her der Sturm der Geister über Deutschland dahinbrauste, war Heilbronn eine der ersten unter den vielen deutschen Reichsstädten, die ihre Thore weit aufmachte. — Schon der im Jahre 1520 gestorbene Pfarrer Johannes Kröner aus Scherding hielt mehr auf Predigten nach dem Evangelium, als auf die Messe, und sein Schüler und Nachfolger Johannes Lachmann wirkte bis 1548 mächtig für die Ausbreitung der lutherischen Lehre. Er war der Sohn eines wackeren Heilbronner Glockengießers, von dem noch heutzutage viele Glocken im Schwabenlande läuten.

Aber auch die anderen Regungen der neuen Zeit, jener gewaltig an den hundertjährigen, rostigen Ketten des Mittelalters zerrende Bauernkrieg tobte mörderisch um die alte Reichsstadt. Im Jahre 1525 hielten die Bauern in derselben einen Konvent ab, auf dem sie die

Reform des Reiches berieten. Im nahen Weinsberg war es, wo die von den Bauern gefangenen Ritter, darunter ihr Anführer Graf von Helfenstein, unter Trommel- und Pfeifenklang und schnöden Spottreden durch die „Spieße" gejagt wurden. Schauerlich war die Rache, die gleich darauf Georg Truchseß von Waldburg, der gefürchtete Bauernjörg, heischte. Weinsberg und fünf umliegende Dörfer wurden in Asche gelegt, Weinsbergs Boden verflucht für ewige Zeiten; Jäcklein Rohrbach aber, der Anstifter der Unthat, wurde mit einer langen Kette an einen Pfahl gebunden und rings um ihn her ein Kreis von Holz und Reisig geschichtet und angezündet. Vom Qualm und Feuer gequält, sprang der Unglückselige wie rasend im Ring herum, Gott und alle Heiligen, und wieder die Hölle mit ihren Teufeln anrufend, bis er bei lebendigem Leibe gebraten zuckend zusammensank!

Während des schmalkaldischen Krieges hielt am 24. Dezember 1546 Kaiser Karl V., von der Gicht geplagt und deshalb in einer Sänfte getragen, an der Spitze von fünfzehntausend Soldaten seinen Einzug in Heilbronn. Die Stadt mußte damals den Schmalkaldischen entsagen. Trübe, verhängnisvolle Zeiten, wie über die meisten Teile Deutschlands, kamen über die Stadt Heilbronn im dreißigjährigen Kriege. Durch den Heilbronner Vertrag, der 1633 zwischen Oxenstierna, den Ständen des schwäbischen, fränkischen, ober- und niederrheinischen Kreises und den französischen, eng-

lischen und holländischen Gesandten hier im noch vorhandenen Deutschordenshause zu stande kam, wurde die Fortsetzung des verderblichen Krieges beschlossen. Auch durch die wiederholten französischen Einbrüche wurde die Stadt später arg mitgenommen, aber bei ihrer außerordentlich günstigen Lage für Handel, Gewerbe und Landwirtschaft erholte sie sich immer wieder erstaunlich rasch; stand sie doch im Jahre 1790 so gut, daß keine Steuern mehr nötig waren und den Bürgern, welche steinerne Häuser erbauen wollten, Steine und Sand auf Kosten der Stadtkasse an den Bauplatz geführt wurden. Am 9. September 1802 kam Heilbronn an das damalige Kurfürstentum Würtemberg: jetzt ist es die erste Fabriks- und Handelsstadt des heutigen Königreiches.

Die großen Wassergräben und Wälle sind bis auf weniges verschwunden; ein breiter Gürtel von weiten, mit zahlreichen Schiffen belebten Hafenbassins, von schönen Wohnhäusern und großen Fabriken umzieht jetzt die engstraßige, volkreiche Altstadt, derer altertümliches Wesen noch nicht verwischt worden ist. Als Hauptwahrzeichen ragt hoch auf aus dem steilgegiebelten Häusergewirre der Turm der St. Kilianskirche oder Stadtkirche. Vom Boden herauf in spätgotischen Formen, geht er nach oben zu in das wunderbarste Gemengsel der jäh hereinbrechenden Renaissance-Formen über, baut sich mit Drachen, Greifen, Masken, Pfaffenfratzen wahrhaft babylonisch verschnörkelt in die Lüfte.

Der Baumeister, Hans Schweiner aus Weinsberg, und seine Gesellen, die gerade in die erste, am wildesten gährende Zeit der Reformation fielen, wollten, indem sie, so zu sagen mit gleichen Füßen, in die Renaissance übersprangen, ihre protestantische Gesinnung, so gut es ging, bethätigen, und zwar auch im einzelnen. So sieht man z. B. am Turmhelm zwei Mönche mit Raubvogelschnäbeln, Affen und Hunde in geistlichen Gewändern, ein feistes Tier mit Krallen und einem Rosenkranzschweife; sodann die Feinde der damaligen Reformation, Mönch und Türk, mit langen Hälsen im Rumpfe eines Raubvogels vereinigt. Auf der Spitze des bis ganz hinauf aus schönen Werkstücken errichteten 215 württemb. Fuß (61,40 m) hohen Turmes steht der acht Fuß hohe „steinerne Mann“. Die Kirche selbst ist ganz in gotischen Formen gehalten und erweitert sich gegen den Chor hin zu prächtigen Hallen, die reich mit Stein- und Holz-Skulpturen geziert sind. Besonders schön ist der noch erhaltene gotische Hochaltar, unter dem früher der Quell des „Heiligen Brunnen“ rauschte, welcher neben der Kirche als „Siebenrohrbrunnen“ zu Tage trat. Lübke nennt den Altar eines der herrlichsten Werke deutscher Kunst und rechnet dieses Schnitzwerk zu den Meisterschöpfungen, mit denen die nordische Kunst sich neben die gleichzeitige italienische stellen kann.

Unweit der St. Kilians-Kirche erfreut uns sodann das noch ganz altertümliche, im Jahre 1540 im echten, gemütlichen deutschen Renaissance-Stil erbaute Rathaus,

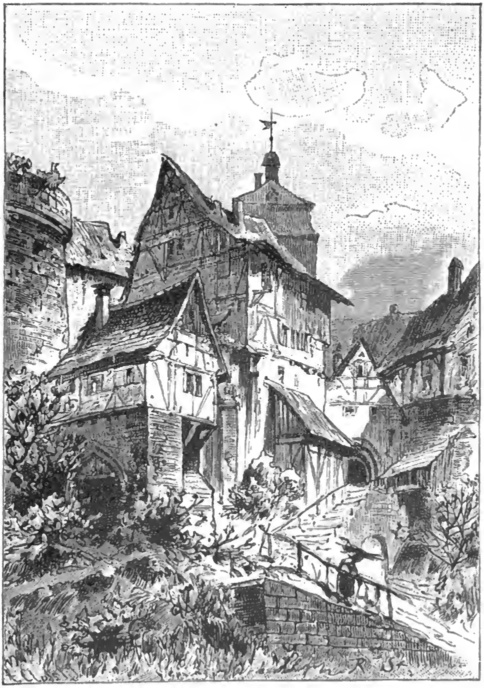
mit seiner kunstvollen Uhr aus dem Jahre 1580, der reichhaltigen Urkundensammlung und der großartigen steinernen Freitreppe. Diese ruht auf fünf, von stämmigen Säulen getragenen Rundbogen, ihre Brüstung wird geschmückt von den allegorischen Bildern der Liebe, Wohlthätigkeit, Stärke und Gerechtigkeit. Unter den Arkaden liegt eine dreiundzwanzig Fuß lange Sitzbank aus einem Sandstein, die man aus einem der berühmten Heilbronner Steinbrüche herbeigeholt hat. Altertümlich schön ist auch der Georgsbrunnen am Hafenmarktplatz, mit dem Turm der ehemaligen Franziskanerkirche im Hintergrunde.

Eine Sehenswürdigkeit von Heilbronn ist sodann der über hundert Fuß hohe, aus mächtigen Quadern aufgetürmte Diebs- oder Götzenthurm, worin um Pfingsten 1519 Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand gefangen saß. Endlich der Heilbronner Friedhof, der sich an die Trümmer des Karmeliterklosters anschließt und einer der schönsten Friedhöfe Süddeutschlands genannt zu werden verdient. Er enthält Hunderte von Grabmälern aus der Zeit des gotischen Stils, der Renaissance, des Rokoko und der neueren Zeit, unter den letzteren Kunstwerke von Dannecker und anderen hervorragenden Bildhauern. Die vielen Grabsteine sind von Blumenbeeten, von edlen Gesträuchen und Baumgruppen umgeben. Der ganze Friedhof gleicht einem schattigen Parke, bewohnt von zahlreichen Singvögeln und bewachsen mit Libanons-Cedern, Lebensbäumen, Schwarzföhren, virgi-

nischem Wachholder und anderen cypressenähnlichen, dunkelfarbigen Bäumen, dazwischen das Lichtgrün der Tamarisken, der Trauer-Eschen und Thränenweiden, deren zarte, hängende Zweige beim leisesten Windhauch sich regen und über die moosigen, vom Epheu berankten Grabmäler das erlösende Licht der Frühlingssonne hinspielen lassen. Der Schrecken des Todes scheint überwunden.

Die schönste und weiteste Aussicht in der Umgebung der Stadt bietet der neu erbaute Aussichtsturm auf dem Schweinsberg. Man blickt hinab über das Dunkel des Waldes, hinein in die breite, stromdurchglänzte Au des Neckarthales, hinaus auf die burggekrönten Höhen der Waldenburger und Löwensteiner Berge, auf die schwäbische Alb, auf die äußersten Vorläufer des Schurwaldes, auf Solitude und Asperg und auf die sanft abfallenden Osthänge des Strom- und Heuchelberges. In der Ferne heben sich Schwarzwald, Vogesen, Hardt, Odenwald und Spessart in duftigen Linien. Nicht weniger als fünfzehn Städte, über hundert Gehöfte und Ortschaften und vierzig Burgen sollen sichtbar sein.

Kocher und Jagst. Der Kocher entspringt in der Alb und zwar als „schwarzer Kocher“ eine Viertelstunde oberhalb Oberkochen in starker Quelle, 498,6 m, und als „weißer Kocher“ östlich von Unterkochen in wilder Bergschlucht. Unterhalb letzteren Dorfes vereinigen sich beide Quellströme und der Kocher fließt nun, bald die Alb verlassend, immer noch von Süden gegen Norden bis



Aus Vellberg.

Hüttlingen, wo der Fluß, den Keuper betretend, eine scharfe Schwenkung gegen Westen macht, bis Abtsgmünd, wo er von links her die von Westen nach Osten

fließende ebenso starke Lein aufnimmt und jetzt eine nordwestliche Richtung einschlägt — bis Gaildorf. Von hier fließt er über Hall nördlich bis Künzelsau und nun westlich bis zu seiner Einmündung in den Neckar.

Die Lein, fern in den Welzheimer Bergen bei Kaisersbach entspringend, läuft erst von Norden nach Süden und dann vom Haghof an von Westen nach Osten, der alten Grenzwehr des römischen Zehentlandes ihre Richtung gebend. Wie ein natürlicher kolossaler Graben und Wall zieht sich dieses Leinthal mit dem steilen Höhenstreifen dahinter hin. Das Thal des Flüßchens ist anmutig und tief, ein echtes enges Keuperthal, auf der schmalen Sohle mit Wiesen, an den zerrissenen Gehängen mit Nadelwald und einigen alten Bergschlössern, wie Heuchlingen, Laubach, Leinroden. Siehe auch oben S. 63 ff.

Die Jagst entspringt am nördlichen Fuß der Alb bei Walxheim im Oberamt Ellwangen, 517,9 m, drängt sich südwestlich fließend bei Lauchheim bis hart an den Steilrand der Alb, wendet nach Nordwesten und bald, von Buch aus, nach Norden. Ihr Lauf geht jetzt beinahe ganz genau mit dem des Kochers, dem sie sich einigemal bis auf weniger als eine halbe Stunde nähert. Die Länge der Jagst beträgt 202 km, die ganze Länge des Neckars bis zur Jagstmündung 269 km, also nur um 67 km mehr, die Länge des Kochers beträgt 184 km.

Die Thäler des Kochers und der Jagst sind einander merkwürdig ähnlich, oben Albthäler, dann Keuperthäler,



Partie von Schloß Hellenstein.

dann tief eingefurchte vielgeschlängelte Muschelkalkthäler; nur ist das Jagstthal noch vielfacher gekrümmt und gewunden als das Kocherthal und deshalb zum Teil noch unwegsamer und stiller. Weinbau beginnt im Kocherthal von Hall und im Jagstthal von Kirchberg an abwärts. Das Kocherthal geht an seinem oberen Ende mit dem zur Donau ziehenden Brenzthal ohne Bodenanschwellung zusammen und bildet einen der leichtesten Verbindungswege nach Süden, nach der Donau. Aber auch zum Remsthal westlich gelangt man von ihm aus, ohne eine Erhebung überschreiten zu müssen, und so war von jeher die Lage der Stadt Aalen (das Aquilea der Römer) am Vereinigungspunkt des westlichen wie des südlichen Durchbruchs höchst wichtig.

Das Kocherthal. Nachdem der Kocher aus den schwäbischen Waldbergen gekommen, schneidet er unterhalb Gaildorf in die Muschelkalkhochebene felsig sich ein. Bald erscheinen auf freistehenden Hügeln im Thal Großkomburg, Kleinkomburg, die letzten Trümmer der Limpurg und Hall, die ehemalige deutsche Reichsstadt. Auf einer Länge von nicht einer Stunde reiht sich Bauwerk an Bauwerk, vom elften bis zum achtzehnten Jahrhundert. Die Stadt Hall, die alte Salzstadt, malerisch über Hügel hergebaut an beiden Ufern des Kochers, mit der großartigen Michaelskirche, romanisch und gotisch, der Katharinenkirche, auf der anderen Kocherseite, zum Teil mit den alten Mauern und Türmen, hinter Epheu und Baumgipfeln. In heißen Kämpfen

mit den Schenken von Limpurg errang die Stadt, den zahlreichen Stadtadel einschränkend und verdrängend, ihre Unabhängigkeit als freie Reichsstadt und eine immer volkstümlichere Verfassung. Ein Landhag mit Landtürmen ging, wie um das Rothenburger, so um ihr ausgedehntes Gebiet. Gleich vor dem Thor, Komburg zu, liegt unter den Trümmern der Veste Limpurg die Kirche zu Unterlimpurg, in dem merkwürdigen und schönen Übergangsstil aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Dann Großkomburg, die alte Kochenburg der Grafen von Rothenburg a. d. Tauber; ums Jahr 1079 in eine Benediktinerkirche umgewandelt, später, von 1488 an, weltliches Ritterstift; so geht hier Burg-, Kloster- und Schloßbau malerisch kühn ineinander. Noch zieht wohlerhalten die mit Türmen besetzte hohe Ringmauer ringsum; durch die Lucken ihres Umgangs schaut man entzückt nach der Stadt Hall oder hinauf an den das Land beherrschenden Berg Einkorn, mit den Ruinen seiner Wallfahrtskirche unter dichten Bäumen. Noch steht zu Großkomburg das Eingangsthor mit seiner Zwergsäulchengalerie, flankiert von zwei Türmen; einen zweiten Thoreingang umschließt ein sechseckiger Bau, außen gleichfalls mit schönsten romanischen Säulenarkaden. Demselben Stile folgen die drei hohen Türme an der langen, jetzt in spätester Renaissance aufgebauten Kirche, einer im Westen, zwei gegen Osten am Chorhalbrund stehend, aufs reichste mit Zierrat und oben mit steinernen Helmen bedeckt. Noch bewahrt

die Kirche die fast die Breite des Hauptschiffes einnehmende Lichterkrone aus der Zeit Kaiser Konrads III., aus vergoldetem Kupferblech getrieben. An der Lichterkrone stehen, der Anzahl der Thore des himmlischen Jerusalem gleich, zwölf mit den Statuetten der zwölf Apostel geschmückte Türme als Laternen und ebenso viele Rundbilder von zwölf Propheten. Inschriften und reiche flache Arabesken durchgliedern auf das angenehmste das Ganze, welches der damaligen Zeit mit Recht als ein Wunder erschien. Ein gleichfalls aus vergoldetem Kupferblech getriebenes Altarantependium zeigt in zwei Reihen übereinander die zwölf Apostel, inmitten bedeutsam größer den segnenden Weltheiland. Zwischen den einzelnen Feldern schönstes buntfarbiges Schmelzwerk. — Ähnliche Darstellungen als große Deckenbilder, auch aus dem zwölften Jahrhundert, sind zu sehen in der Kirche des gegenüberliegenden Klein-Komburg. — Die auch noch romanische Schenkenkapelle, der frühere Kapitelsaal, ist reich an alten Grabdenkmälern, besonders der Schenken von Limpurg. Die Grabplatten gehen bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück. Einige der aus dem fünfzehnten stammenden sind von vollendeter Schönheit.

Von nah und fern wirkt Großkomburg mit seinen drei Domtürmen, den Ringmauertürmen, der Ringmauer, den Dachfirsten und Giebeln seiner großen Gebäude hochmalerisch, besonders wenn des Abends eine schwerdämmernde Wolke die Schar der Türme und

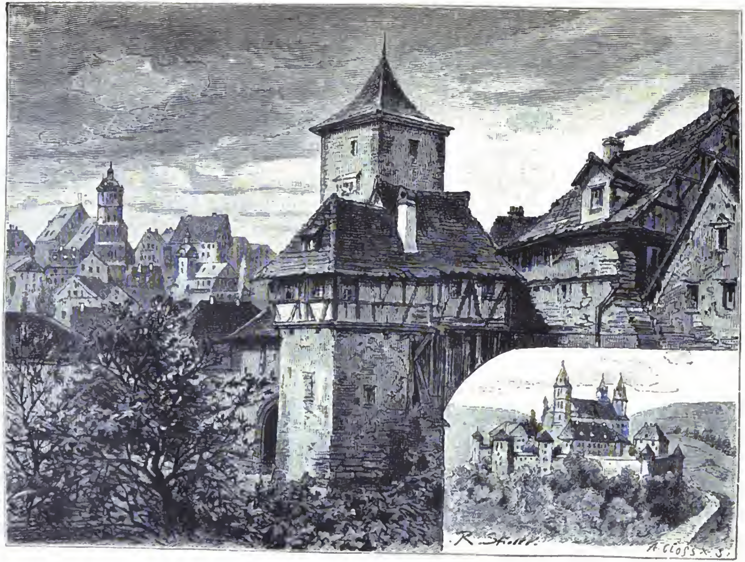
Turmspitzen streift, sie noch dunkler, höher und deutlicher machend.

Vellberg. Von den Seitenthälern des Kochers seien nur berührt: das Bühlerthal, das die Form des großen, in hufeisenförmigen Bögen durch den Muschelkalk sich zwängenden Kocherthales, nur noch enger, wiederholt und auf einer solchen schmalen Felsenzunge das Bergstädtchen Vellberg trägt, das noch ganz sein wehrhaftes Aussehen bewahrte. Ohne Übertreibung: riesenhaft stehen über dem friedsamen Thal auf dem schmalen Berg die vom Zahn der Zeit halbabgenagten, zerfallenden Rundtürme um das Städtchen, das ganz vorn auf der Spitze das zackengieblige Schloß über den Felsen trägt.

Auf der anderen Seite des Thales führt ein Staffelweg unter alten Linden- und Kastanienbäumen zur Stöckenburg, zu Friedhof, Kirche und Pfarrhaus. Hier wohnte viele Jahre Mörikes innigster Freund, Pfarrer Hartlaub, oft weilte bei ihm in dieser köstlichen Einsamkeit, hoch über dem grünen, leis durchrauschten Thal der sinnende Dichter. In der Kirche stehen die kunstvollen Grabmale der Vellberg, durch zwei Jahrhunderte hindurch reichend. Die Kirche auf der Stöckenburg erscheint urkundlich schon im Jahr 823.

Ein weiteres Seitenthal, von links herkommend, ist das der Ohrn, die tief aus dem Mainhardter Wald hervordringt. In ihm liegt Öhringen.

Da wo sich das Thal von den Keuperbergen ent-



Hall — Comburg.

fernt hat, liegt in anmutiger Thalweitung an dem von Lorch zum Main ziehenden römischen Grenzwall die Stadt, der alte Vicus Aurelius der Römer, eine ihrer wichtigsten Grenzstädte, die schon wertvolle Altertümer und Kunstwerke aus der Römerzeit wieder ans Licht gab. Zwei Stunden östlich von Öhringen, auf der Spitze der Waldenburger Berge, liegt die Bergstadt Waldenburg, und gerade dazwischen in der Niederung das Städtchen Neuenstein, beide mit prächtigen Hohenlohischen Schlössern.

Neuenstadt an der Linde. Eine Hauptmerkwürdigkeit ist die Linde bei dem am Kocher gelegenen Neuenstadt an der Linde. Der Baum steht auf einer alten Gerichtsstätte und muß gegen tausend Jahre alt sein. Jetzt ist er nur noch eine ehrwürdige Ruine, mit einem unteren Umfang von 46 Fuß; die Hochstämme wurden nach und nach von den Stürmen umgeworfen, aber die wagrechten Äste, die noch weit hinaus laufen, ruhen auf 98 Säulen, 90 steinernen und 8 hölzernen, und beschatten einen 120 Fuß im Durchmesser haltenden Raum. Die Steinsäulen sind vielfach im besten Renaissancegeschmacke gehalten, mit Wappen, Inschriften und Jahreszahlen versehen. — Im Jahre 1504 hieß es schon:

Bei Neustadt eine Linde stat,
Die 67 Säulen hat.

Das Jagstthal ist gleichfalls reich an landschaftlichen Schönheiten, wie an malerischen alten Burgen, Klöstern und Städten. Unterhalb Crailsheim, vom Mittel-

lauf an, wo der Fluß in die hohenlohische Muschelkalkhochebene sich einschneidet, liegen Burg Hornberg, Kirchberg, mit Schloß und Bergstädtchen, dann die Burgruine Leofels. Vor fünfzig Jahren war die Burg noch bewohnt; jetzt ist der Wald hochaufgeschossen um das verlassene dachlose Mauerviereck; und wenn der Wind die Waldwipfel auseinanderbeugt, zeigen sich Spitzbogenfenster von ungeahnter Pracht. In solcher Wildnis die zartesten Säulen und Maßwerke, in jenem Übergangsstil vom Romanischen ins Gotische, der gerade im Fränkischen die höchste Verfeinerung erreichte.

Weiter hin Langenburg, das schmale Bergstädtchen, vorne mit dem kraftvollen Renaissanceschloß, aus den großen Bäumen des Schloßparkes steigend, — das Steinhaus von Buchenbach, noch ganz erhalten; dann in einem der schönsten Teile des mit Weingärten und dichten, tief herabreichenden Wäldern geschmückten Thales die ehemalige Cisterzienser-Abtei

Schönthal. Der Bau des Klosters gleicht einem Fürstenschloß des vorigen Jahrhunderts. Nur die reich gegliederte Schauseite der Klosterkirche mit den zwei hohen, weithin sichtbaren Kuppeltürmen verrät die geistliche Siedelung. Die Klosteranlage ist fast noch vollkommen erhalten. Die meisten Nebengebäude, die Gärten, die Mauern und Türme, die Vorhöfe und Höfe bestehen heute noch. Ergreifend ist das Innere der in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als ein großartiger dreischiffiger Pfeilerbau errichteten

Klosterkirche. Die Verteilung der Massen ist klar und schön, die Verhältnisse sind schlank, alle Farben von einer milden heiteren Helligkeit. Zwölf Kuppeln schweben über dem Langhaus, fünf über dem Querschiff, die größte davon über der Durchschneidung, sieben Kuppeln über dem Chor, alle mit Stuccaturen und Malereien reich geschmückt. In Kirche und dem Kreuzgang zahlreiche Grabdenkmäler; darunter auch das Denkmal des Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, † 1562, ihm gegenüber eine Gedenkplatte von Erz in Renaissance aus demselben Jahr mit der Inschrift:

Hac generosus eques Gotfridus clauditur urna
Berlichius toto notus in orbe senex.
Plurima magnanimus qui vivens praelia gessit,
At nunc perpetuo pacis amator erit.
Tutus ab insultu nulli metuendus et ipse
Aeternis fruitur, sed sine fine bonis.

Kocher und Jagst münden eine halbe Stunde von einander gegenüber der hessischen Stadt Wimpfen.

Phantastisch, wie ein vielmastiges, reichbewimpeltes Schiff, das groß und lang übers Meer hinsteuert, erscheint dem Wanderer, der auf der angenehmen Badterrasse zu Jagstfeld am rechten Ufer des hart unten vorbeifließenden Neckars sitzt, die drüben auf scharfem langem Berggrat gelegene ehemalige deutsche Reichsstadt Wimpfen am Berg, mit ihren vielen Türmen und Zinnen. — Auf dieser Terrasse des Jagstfelder Salzbades saß in dem letzten Sommer seines Lebens so gern

Ludwig Uhland, der lauen Lüfte und des Blickes auf die alte herrliche Stadt sich freuend.

Großartig ist das hinter Jagstfeld, etwas landeinwärts gelegene Salzbergwerk. Es liegt fast 600 Fuß unter der Oberfläche und das dort anstehende Steinsalz hat eine Mächtigkeit von beinahe 50 Fuß. Prachtvoll ist der Anblick, wenn man mit Fackeln in den ungeheuren labyrinthischen Hallen, deren wagerechte Decke durch stehengelassene riesige, viereckige Salzpfeiler gestützt und getragen wird, umherwandelt, und wenn das fast durchaus reine, kristallklare Steinsalz in Millionen Lichtern und Schimmern die Glut der Fackeln zurückblitzt. — In einem bis auf die Sohle gemauerten weiten Schacht läßt man sich hinab. Mächtige Wasserströme drohten ihn zu zerstören und brachen springquellartig aus ihm empor. Mit beispielloser Mühe und großen Kosten ist er jetzt für immer verfestigt und das Werk liefert dem Staate Württemberg in einem Jahr anderthalb Millionen Zentner Steinsalz.

Der Neckar, von Heilbronn her nordwärts strömend, macht gerade bei Jagstfeld, nachdem er eben noch den Schwesterfluß des Kochers, die Jagst, aufgenommen, einen weiten, tiefen Bogen links gegen Westen, und dahinter liegt auf dem gleichfalls halbmondförmig gekrümmten Berge das merkwürdige Wimpfen, vor so manchen anderen Städten eines Besuches würdig.

Die Lage und Gestalt des Berges, worauf Wimpfen erbaut wurde, muß aus ihm schon in der Urzeit einen

höchst wichtigen Ort gemacht haben. Aber erst aus der Römerzeit haben wir feste Kunde. Drei römische Denksteine, von denen einer auf einen Tempel der Diana hinweist, wurden schon bei Wimpfen gefunden. Die Stadt soll damals Cornelia geheißen haben. In der



Wimpfen.

ganzen Umgegend stößt man heute noch im Boden auf Grundmauern römischer Villen und Gehöfte.

Nach einer, freilich zweifelhaften Urkunde soll König Siegebert von Franken († 656) dem Bischof Amandus von Worms Wimpfen zum Geschenk gemacht haben. Man erzählt, genannter König habe einen großen Teil

seines Lebens in Wimpfen zugebracht, auch einen Palast in der Stadt gehabt. Anfang des 10. Jahrhunderts erfolgte dann die Zerstörung der Stadt durch die Hunnen (Ungarn); der Chronist erzählt: „Nach Cornelia, der festesten Stadt der ganzen Landschaft, waren alle Nachbarn geflohen. Bürger und Fremdlinge verteidigten gemeinsam Schloß und Stadt. Mächtig setzten die Hunnen der Stadt zu, lagerten sich nahe an die Stadtmauer, berannten sie mit Sturmböcken und anderen ähnlichen Werkzeugen, verbargen sich gegen die Geschosse der Belagerten unter ihren Schilden und Sturmdächern. Doch leisteten ihnen Armbrustschützen und Schleuderer der Christen männlichen Widerstand. Nachdem nun die Hunnen verschiedene Geschwader in Schlachtordnung gestellt, fielen sie gegen die Thore, griffen zugleich die schwachen Teile der Befestigung an, zerschmetterten die Thore und drangen unter schrecklichem, hellem Geschrei, doch mit großem Verluste in die Stadt, trotz der heldenmütigsten Gegenwehr der Christen, die lieber sterben, als in der Heiden Dienstbarkeit geraten wollten. So wurden sie alle entleibt und erschlagen. — Danach zündeten die Hunnen die herrliche Stadt an, schleiften Schloß und Stadtmauern und zerstörten sie von Grund aus, wie einst Jerusalem geschah, da kein Stein auf dem anderen blieb.“

Während die glänzende Entwickelung der deutschen Freistädte, als Worms, Mainz, Speier, Köln, Regensburg, vorzüglich in das 12. Jahrhundert fällt, begann

für die meisten Reichsstädte und auch für Wimpfen erst gegen das Ende der Herrschaft der Hohenstaufen eine selbständige Entwickelung des städtischen Lebens. Auffallend oft hielt sich Kaiser Friedrich II., und noch mehr sein Sohn König Heinrich hier auf; eine mehrjährige Anwesenheit des letzteren läßt sich aus den noch vorhandenen Urkunden feststellen; es war in den Jahren 1224—1235. Im 14. Jahrhundert erreichte die Stadt ihre größte Ausdehnung und Bevölkerungszahl. Schon im Jahr 1520 begann die Reformation in Wimpfen Eingang zu finden. „Um diese Zeit fingen die lutherischen Prediger an, Weiber zu nehmen, und die Mönche nach Lesung der Schriften Lutheri aus den Kutten herauszuspringen.“ Der Reformator der Stadt war Erhard Schnepff aus dem nahen Heilbronn.

Furchtbar litt die Stadt durch den dreißigjährigen Krieg; statt der 300 Bürger in der oberen Stadt vor dem Kriege zählte man im Jahre 1645 noch 37. „Säuerlich und kümmerlich ernährten sich die Leute dieser armen, mit Disteln und Dornen in allen Gassen verwachsenen und nicht mehr erkennbaren Stadt.“ Hatten vor dem Kriege die jährlichen Einnahmen der Stadt 16—18 000 Gulden erreicht, so betrugen sie im Jahr 1648 nur 4463, im Jahr 1652 nur noch 2028 Gulden. Das Hauptereignis bei Wimpfen war die Schlacht am 26. April 1622, in der nach tapferstem Widerstand der heldenmütige Markgraf Georg Friedrich von Baden von Tilly und dem Spanier Cordova geschlagen wurde.

Ein unglücklicher Zufall sollte das Schicksal des Tages entscheiden. Des Markgrafen Pulver fing Feuer. Einige hundert Pferde und Menschen flogen in die Luft. Entsetzen faßte die Truppen. Vor sich einen wütend anstürmenden Feind, hinter sich, wie sie vermuten mußten, gleichfalls den Feind. Da greift Tilly die Wagenburg an, in der die Badener wie in einen Pferch eingeschlossen stehen. Dort hielt auch das tapfere weiße Regiment unter Oberst von Helmstädt, dort hielt auch der Markgraf selbst. Wie Löwen kämpften seine Truppen, ganz besonders das weiße Regiment bedeckt sich mit ewigem Ruhme, fast zwei bayerische Regimenter liegen vor ihnen im Sand, Tilly führt ihnen ein frisches Regiment zu; dies entscheidet den Sieg der Bayern. Um vier Uhr war die Schlacht beendet. Mit genauer Not entkam der Markgraf der Gefangenschaft. Auf flüchtigem Roß kommt er an den Heilbronner Landturm, wo er dem Zöllner zuruft: „Gebt mir einen Trunk, ich bin der alte Markgraf!“ Der Thorwart hatte keinen Wein und gab ihm einen Trunk Wasser. — —

Wenn wir vom freundlichen Jagstfeld her den Neckar überschreiten, führt uns der Weg in der Ebene zwischen Weidenbäumen hin. Links steht im Feld ein gotisches Kirchlein, der Chor ist abgerissen. Die Pforte trägt in ihrem Bogenfeld ein schönes Bildwerk. Weiter führt der Weg thalabwärts zu der auch noch in der Ebene, beim Dorf Wimpfen unter hohen Linden stehenden berühmten Stiftskirche im Thal. An zwei uralte West-

türme baute zu Anfang der 1260er Jahre ein „aus Paris gekommener Baumeister (opere francigeno) in französischem, d. i. gotischem Geschmack“ das heute noch stehende Münster, eines der schönsten und reinsten gotischen Bauwerke. Das flüssige Leben dieses mit allen Formen zum Licht aufstrebenden, bis ins kleinste durchgeführten Domes wirkt wie eine heilig heitere Musik.

Außen ist noch nicht, wie so oft an späteren Werken, der Mauerkörper aufgelöst in Stabwerk, Geästel, Blumen, Spitzen, Zacken und Zäckchen; in wenige große Massen gliedert sich der Bau, voll Ernst und Kraft. Die wagerechten Bänder sind noch stark, in den tiefschattigen Hohlkehlen mit Reihen steinerner Blätter und Blumen besetzt und gürten den ganzen Bau fest zusammen. Die Strebepfeiler endigen in einem großen, von vier Säulen getragenen Baldachin, darin heilige Steinbilder stehen. Auch die schlanken Spitzbogenfenster haben noch kräftiges Maßwerk; zierliche, schönkapitellierte Säulchen stehen vor den Fensterpfosten und bringen, in den Spitzbogenfeldern als Rundstäbe umhergehend, die beste Über- und Unterordnung in die Maßwerke.

Als Prachtstück behandelt ist die Schauseite an der südlichen Giebelseite des Querschiffes und auf das reichste mit Figurenschmuck ausgestattet. Die Baldachine über den Heiligen, niedrige, abenteuerliche, festungsartige Aufbauten, Städte im kleinen, stehen eigentümlich befangen zwischen den anderen, meist hochentwickelten Formen. Die Heiligenfiguren zeigen noch Spuren von Bemalung,

ihre Gewandung ist einfach, groß und trefflich, ihre Gesichter sind von herbem Ausdruck, sind wie geschnitzelt und haben lächelnd hinaufgezogene Mundwinkel. Echt französischer Stil.

Der wahrhaft entzückende Eindruck des Inneren beruht neben den schönen Verhältnissen auf der ganz gesetzmäßigen Durchführung des Grundgedankens der vollkommenen Über- und Unterordnung der einzelnen Teile. Gleich hoch, und noch einmal so hoch als die Seitenschiffe, ziehen Oberschiff, Querschiff und Chorbau hin; aus vielgegliederten Pfeilern schießen straff die Gewölberippen auf, die in Schlußsteinen mit Blattkränzen von wundervoller Schönheit zusammmenstrahlen. Zum Allerschönsten gehören die zwei Seitenkapellen oder Nebenchöre; der südliche hat noch die alten gemalten funkelnden Fenster.

Neben dem Münster steht ebenso schön, aus derselben Zeit, der weite, mit flachen Decken überspannte Kreuzgang; um das steinerne Laub seiner gotischen Fenster sproßt das lebendige dunkelgrüne Gelock des Epheus — ein märchenhafter Eindruck in der Frühsonne, oder wenn der Mondschein die reichen Maßwerke der Fenster tiefschwarz abschattet auf dem mit halbverwischten Grabsteinen bedeckten Steinboden.

Außerordentlich mannigfach ist an den Fenstern das steinerne Laubwerk behandelt; man sieht Eichenlaub, Erdbeerlaub mit Früchten, Bohnenpflanze mit Früchten, Dotterblume mit Fröschen, Frauenmantel, blühende Rosen,

Epheu mit Früchten, dann Adler, Feigenlaub mit Früchten, Erdbeerpflanze mit Häschen, Huflattig, Aronstab, Haselwurz, Lindenlaub, Winden mit Blumenglocken, Ahornlaub, Zaunrübe, Vögel mit Weintrauben, Vögel mit Nestchen und Jungen u. s. w. Vergleiche auch oben bei Maulbronn.

Die Stadt ist an allen Ecken und Enden malerisch, ihre bergige Lage, die vielen Türme, die Mauern und Kirchen, die alten Holzgiebelhäuser und verlassenen Klosterhöfe. Was sollen wir nennen? Die schöne zweitürmige gotische Stadtkirche, vor ihrer Westseite der merkwürdige Ölberg vom Jahr 1552; die lange, gleichfalls gotische Dominikanerkirche mit großem Kreuzgang. Der blaue Turm mitten in der Stadt, mit hochschlanker Spitze, von vier Erkertürmchen flankiert; der rote Turm beim Aufgang in die Stadt, höchst wahrscheinlich auf römischer Grundlage ruhend. Das wichtigste aber sind die Trümmer der Pfalz der Hohenstaufenkaiser.

Der steile, in kühnem Bogen sich krümmende Abhang gegen den Neckarfluß hin wird beschattet von dichtem Gebüsch und prächtigen Linden, Ulmen, Nußbäumen; und hier sitzen auf der Stadtmauer die ausgedehnten Reste des alten Kaiserpalastes. Stark sich verjüngende Doppelsäulen tragen in langer Reihe auf ihren Würfelknäufen weit ausladende steinerne Aufsätze, worauf dann die tiefen Rundbögen der schweren Quadermauer ruhen; ein Bild vollster Kraft, jener heldenmäßigen Zeit würdig. Bezaubernd ist der Blick in der Maienzeit durch die

Arkaden hinab über die Baumwipfel, aus denen unaufhörlich der Schlag der Nachtigallen süß klagend tönt, hinab an den blauen Bogen des Neckars. Dahinter die milden Auen des weinreichen Unterlandes, in der Ferne geschlossen von weich sich verschränkenden Waldbergen. Zu beiden Seiten des eigentlichen Palastes stehen auf der Stadtmauer noch weitere, zur früheren Kaiserpfalz gehörige Gebäude, so die zum Teil zertrümmerte große Kapelle zum heiligen Nikolaus, mit ihren Rundbogenfriesen.

Von Wimpfen an beginnt flußabwärts das Thal des Neckars jene unvergeßlichen Schönheiten zu zeigen; Burgen und alte Städtchen hangen an den Bergen, die sich meist in undurchdringlichen Laubwald hüllen. Halbzerfallene gotische Kirchen mit prachtvollen Denkmälern spiegeln sich im stromartigen Flusse, der vielfach geschlängelt, oft durch die Berglehnen zusammengedrängt, voll und tief, murmelnd über Felsen dahinstrebt — bis er uns zur schönsten Ruine der Welt, der schicksalskundigen Burg von Heidelberg bringt.



Rothenburg.

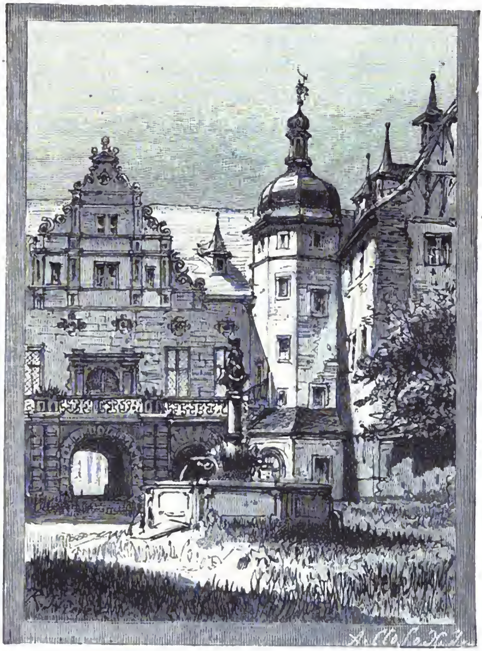
Das Tauberland.

Ein kleiner nördlichster Teil des Königreiches greift über das Neckargebiet hinaus in das der Tauber, die dem Main zuströmt, gleich dem Kocher und der Jagst die Muschelkalkhochebene durchbrechend.

Schon auf bayerischem Boden, aber hart an der württembergischen Grenze liegt **Rothenburg** am Felsenrande des von hier an bedeutender werdenden Tauber-

thales, vieltürmig und kühn, die Vorburg der Reformation im Taubergrund, einst ein fest geschlossener wohlabgerundeter Ackerbaustaat, noch jetzt zum Teil von seiner alten schützenden Landwehr umschlossen, mit thatkräftigen Bürgern und Adeligen; blühend seit den Hohenstaufen, die auch hier eine Pfalz hatten und sich Herzoge von Rothenburg schrieben, und herrliche Werke aus dem Spätmittelalter und der Renaissancezeit zeigend; später vom Weltverkehr bei Seite geworfen, erstarrt, aber reich geblieben und noch weithin gebieterisch umherblickend mit Mauern und Zinnen und noch allen seinen Türmen! — Von Rothenburg herab zieht der Tauberfluß an den Mühlen vorbei, dringt rasch und tief durch hohes Uferbaumdickicht; an den Hängen grünt Wald und im Wald verwildertes Weinrebenland, kenntlich an den mächtigen Steinmauern, „Steinrasseln“. — Der Fluß schlingt schön und lieblich sich fort um den gewaltigen hohen eirunden Burgstallberg, mit dem lang hinziehenden Ringwall, tritt in das einfachere Thal bei Creglingen, zieht wieder durch das Bayerische, am altertümlichen turmreichen Städtchen Röttingen vorbei. In der Mitte zwischen Rothenburg und Creglingen beginnen die eigentlichen Weinberge, die nun den Fluß sobald nicht mehr verlassen.

Weiter unten im Thalgrunde Weikersheim. Aus den hohen dichtgedrängten Kronen der Laubbäume schauen fabelhaft des Schlosses Türme und Renaissancegiebel. Hinter dem Schloß, mit dem riesigen Prunksaale und



Weikersheim.

dem stolzen Schloßhof, dehnt sich langhin in regelmäßigem Rechteck der Schloßgarten, eine kunstvolle, mit vielen Statuen geschmückte, von hoher Säulenhalle abgeschlossene Anlage aus dem vorigen Jahrhundert; jetzt

schon zerfallen, aber nur um so stimmungsvoller. Schön ist das Thal bei Elpersheim, dem pappelumsäumten, kahler beim weinberühmten Markelsheim, dessen ehemaliges Klösterlein malerisch vom Engelsberg herabsieht. — Mergentheim, die saubere, wohlgebaute Stadt, liegt weich im grünen Thalbecken, umfaßt von alten Lindengängen, gedeckt vom tiefschattigen Schloßgarten mit hundertjährigen Bäumen, und geschirmt von der Masse des ehemaligen Deutschmeisterschlosses; etwas weiter rechts unten auf dem Bergvorsprung die starken Trümmer der ehemaligen Deutschherrenburg Neuhaus. Noch weiter abwärts, gleich unter der württembergisch-badischen Grenze, dringt in das Tauberthal der bunte Sandstein: die Szene wechselt, großartig schwere Bergformen, alte Burgen und Klöster, dunkle Wälder beherrschen das enggewordene Thal, in welches lange schmale, ganz waldige Seitenthäler einziehen, bis endlich zwischen gewaltigen Odenwaldhöhen die Tauber eingeht ins große Mainthal. Hier am Zusammenfluß das altertümliche Wertheim, das überragt wird von der halbzertrümmerten, von Wald umwachsenen und vom Epheu überwucherten Doppelburg.

Lieblich ist dann das wein- und obstreiche Vorbachthal, mit dem schön gelegenen Laudenbach, über dem aus dem Eichengrün die Bergkirche aufragt, ein vollendet-gotisches Bauwerk; der Wald reicht mit seinen Zweigen fast bis an die feinen Laubwerksgestalten und Menschenbilder der Kirche, deren Chor in edelsten

Verhältnissen mit Spitzsäulen und hohen gefüllten Spitzbogenfenstern emporsteigt.

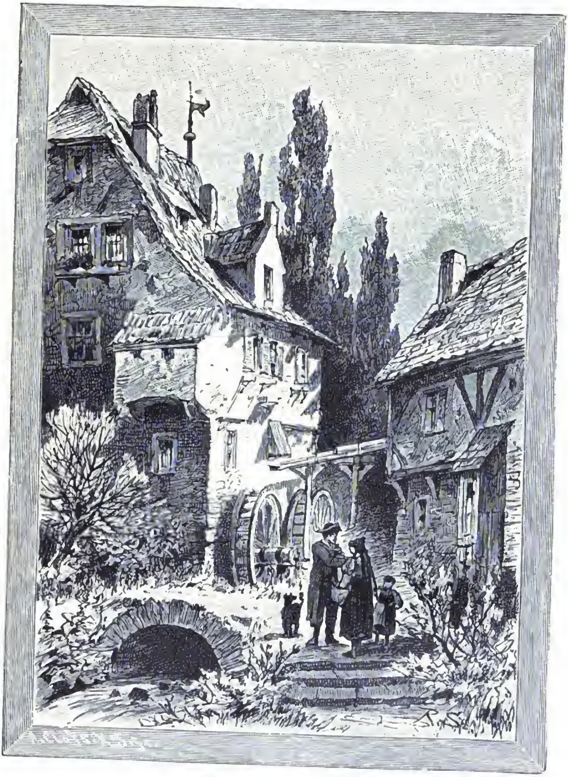
Und ebenso schön ist das bei Creglingen einmündende Herrgottsthal, mit der Herrgottskirche in dem rechts an der Straße hoch aufgemauerten Friedhof; die Kirche wieder ein edles gotisches Bauwerk, in tiefer Einsamkeit bei Obstbäumen, Feldern und Weinland am hier beginnenden Wald gelegen; das Innere hat außer dem berühmten, schon oben S. 115 genannten Marienaltar noch ganz die alte Ausstattung mit gotischen Altären, Decken-, Wand- und Glas-Gemälden, mit Holz- und Steinbildhauereien; entging als lutherisch gewordene, wenig benützte Friedhofkirche den Plünderungen und Veränderungen durch spätere Zeit.

Und wen gelüstete nicht über die fruchtbare Ackerlandshochebene, das Gäu, hinüberzuwandern, vorbei an Giebelstatt, wo noch das Schloß Geyers von Giebelstatt von Zeiten des Bauernkriegs her in kahlen Ruinen liegt, hinüberzuwandern nach Würzburg am Mainstrom, in reichster blühender Weingegend, Sitz uralter Christianisierung, vornehmlich Bischofsstadt; von mächtigem Einfluß durch das rücksichtslose Bekämpfen und Zurückdrängen der Reformation, und Hand in Hand damit in der Kunst durch Wiederaufdrängen des verspäteten gotischen Stils kurz vor dem dreißigjährigen Krieg, dessen Wurzeln hier bloß liegen. Die Stadt mit den Bauten seit ältester Zeit, oft überwuchert durch Werke der Spätrenaissance, des gotisierenden und später

antikisierenden Zopfes; mit ihren Domtürmen, Kuppeln, Gärten, Brücken, Thoren und Palästen.

Eigentümlich steinig und öd ist die Gegend um die Ortschaften Rinderfeld und Neubronn; alte grasige Straßen und breite Schaftriebe führen hin auf der Hochebene, weit an den jetzigen Ortschaften vorbei und oft bezeichnet durch uralte Baumknorren („Lohstöcke“) oder Steinkreuze, dabei ein Lindenbaum oder eine tiefdunkle verkümmerte Föhre. Auf dem verwahrlosten Weg liegen aus den Feldern herausgeworfene große Felsbrocken, schwarzmoosig, traurig wie Grabsteine, und dazwischen blühen und schwanken die Blumen der Heide, rote und blaue. In Wiesthälern, die bescheiden einbrechen, sammelten sich um reichliche, steinüberwölbte Quellbrunnen die Bewohner und siedelten sich an hinter Graben und Wall. — Inmitten dieser kahlen Ebene greifen plötzlich wieder vielverzweigte obst- und weinreiche Thälchen ein, alte Wallfahrtswege führen von Berg zu Berg, so auf den Berg bei Standorf, wo über den engen, üppigen, von murmelnden Bächen durchzogenen Thalrinnen, aus denen der Schlag der Nachtigallen erklingt, die alte im Achteck gebaute, einst zweitürmige Kirche thront, vielfach verdorben und doch wieder fesselnd durch die feine Schönheit ihrer stark vergangenen Formen.

Eigentümlich stimmt auch die Gegend um Adolzhausen und Herbsthausen, jenes frühere Schlachtfeld im dreißigjährigen Krieg, fruchtbares Land, aber wenig be-



Eine Mühle im Fränkischen.

völkert und überall die Namen von Markungen abgegangener Weiler, von denen nur noch dann und wann ein in Stein gefaßter Brunnen in flachen Thälchen zu Tage liegt. Oder dann wieder hinaus auf die Wiesenebenen der „Hessen“ (bei Wermutshausen) mit dem alleinstehenden, von Gespenstersagen umhafteten „Hessenbaum“. Hier waren alte Opfer- und Versammlungsplätze freier Germanen.

Unweit, nordöstlich von Creglingen, giebt die auf felsigem Vorsprung gelagerte Ruine Hohenlohe-Brauneck das Bild einer Burg ersten Ranges. Dem, der von Nordosten, über das Ackerfeld herkommt, erscheint sie als langes, kahles, hochaufsteigendes Mauerviereck, aus dessen schwerem Umriß der halbabgebrochene, einst 120 Fuß hohe Bergfried ebenso stumpf und schwer herausragt. Auch vom Steinachthal aus gesehen behält sie, der meisten Mauertürme beraubt, ihren düsteren Ernst; nur der Blick von oben herab ist lachend, aufwärts in das enge gewundene Steinachthal, aus dem, unter Obstbäumen versteckt, auf niedrigerem Hügelvorsprung die alte Grablege der Hohenlohe, die schlank und gediegen gebaute Frauenthaler Klosterkirche, eine große Doppelkirche im frühesten gotischen Stil mit reich gesäultem Chore, sich hinstreckt. Besonders reizend sind alle diese Thäler im Frühling, wenn die vielen Obstbäume blühen und ein prächtiger wilder Blumenflor an den Ufern der „klingenden“ Erlenbäche den Wanderer lockt.

Eine gar schöne Sitte im Fränkischen sind die Sprüche an den Häusern, zum Beispiel:

Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Nach mir kommt ein andrer 'rein
Und ist auch nicht sein.

*

O Mensch, in Allem, was du thust,
Bedenke, daß du sterben mußt.

*

Glaube, Liebe, Treu und Recht,
Die vier haben sich schlafen gelegt,
Wenn sie wieder auferstehn,
Dann wird es wieder recht zugehn.

*

Wer allen Leuten recht thun kann,
Der lösch mich aus und schreib sich an.